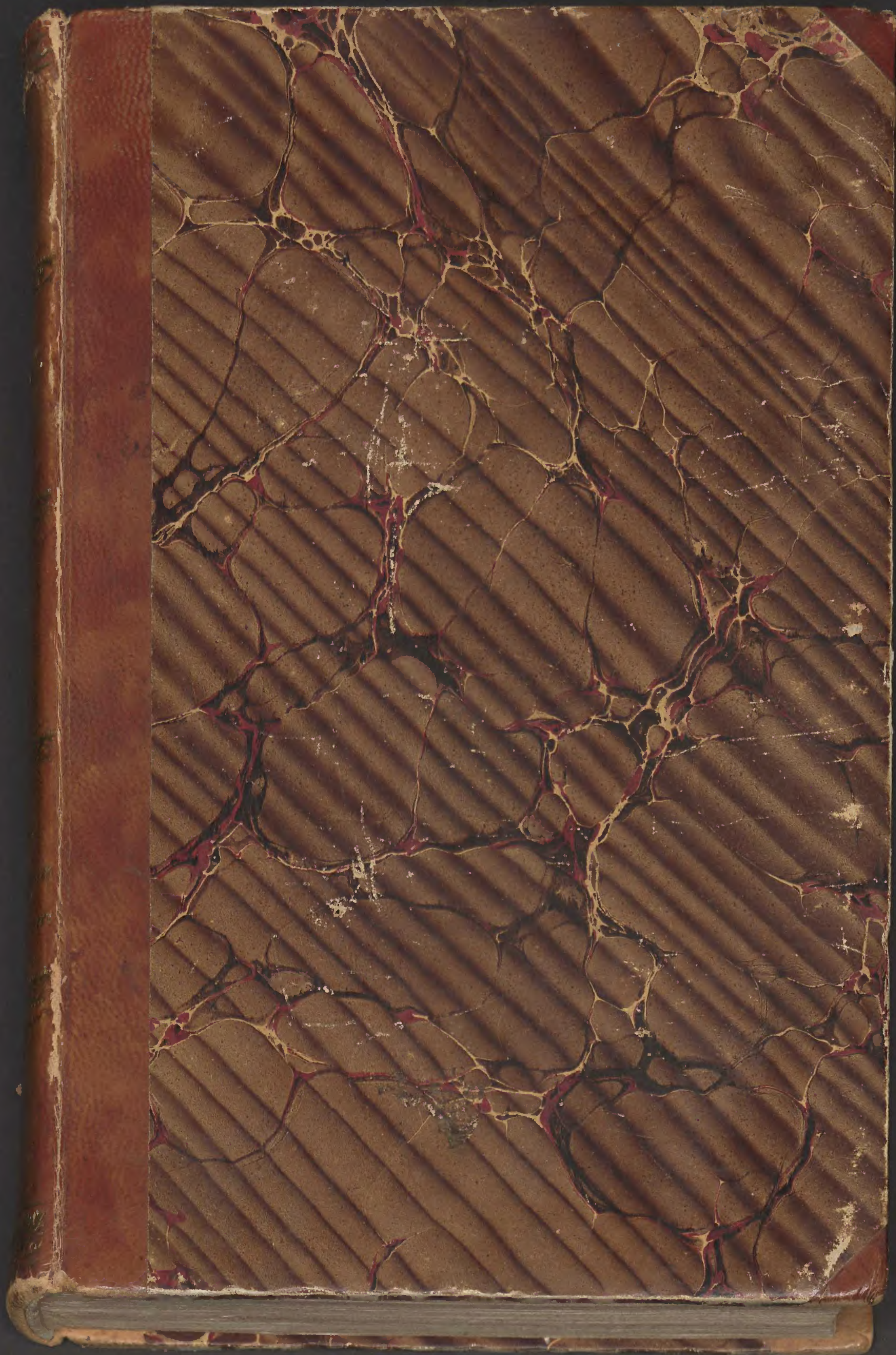


Die Weltkunde

in

einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen

für

das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände,

auf Grund des Reisewerkes

von

Dr. Wilhelm Harnisch

dargestellt und herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Zweiter Band.

Reisen nach Färö, Island, Sibirien und den Nord-Polarländern.

Leipzig, 1847.

Verlag von August Weichardt.



Druck der Englischen Kunstanstalt von A. H. Payne in Leipzig.

Ansicht des Nordcaps.

Reisen

nach

Färö, Island, Sibirien

und den

Nord-Polarländern.

Zweiter Band.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1848.
Verlag von August Weichardt.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Carl Julian Graba's Reise nach Färo.

II.

Ebenezer Henderson's Island verglichen mit der Reise des Dr. Thienemann.

*) Th. Thienemann, H. Henderson, B. Barrow, Pf. Ida Pfeiffer, M. Mackenzie, Z. Zusätze des Herausgebers.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

III.

Reise des kaiserlich russischen Flottenlieutenants Ferdinand von Wrangel längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere.

IV.

Zweite Entdeckungsreise des Capitain John Roß nach den Gegenden des Nordpols.

Carl Julian Graba's

Reise nach Färö.

Einleitung.

Die Färö-Gruppe, welche auf dem halben Wege zwischen Schottland und Island liegt, wurde zuerst im 9. Jahrhundert durch ausgewanderte Normänner bekannt, welche sich hier ansiedelten. Es sind 25 größere und kleinere Eilande, welche zusammen 40 Quadratmeilen einnehmen. Alle sind felsig; 17 sind bewohnt, 8 aber nur grasreiche Klippen. Die Zahl der Einwohner beträgt 7000 (1840). Färö gehört der Krone von Dänemark und wird in sieben Kirchspiele getheilt. An der Spitze der Verwaltung steht ein Amtmann und unter ihm die sogenannten Sysselmänner in den Kirchspielen. Oberste Gerichtsperson ist der Landvoigt. Der Sitz des Amtmanns ist der Hauptort Thorshavn auf Stromoe, der größten Insel von 6½ □ Meile.

Der vollständige Titel unsers Reisewerkes lautet: Tagebuch, geführt auf einer Reise nach Färö*) im Jahre 1828 von Carl Julian Graba, Advocaten in Kiel, mehrerer naturhistorischen Gesellschaften correspondirendem Mitgliede.

*) Färö schreibt der Verfasser nach der richtigen Benennung in dänischer und in der Landessprache. Faroer bedeutet schon die fernen Inseln, folglich darf man nicht Faroer-Inseln sagen. Diejenigen, welche Farder schreiben, leiten den Namen von den dort heimischen wilden Schafen (Faar) ab.

Hamburg bei Perthes und Besser. 1830. Der Verfasser ist, wie wir schon aus diesem Titel sehen, ein Naturkundiger, und hatte eigentlich den Plan, auch die Schetlands, Orkneys und Hebriden zu besuchen, um die daselbst hausenden zahlreichen Geschlechter der Vögel kennen zu lernen. Indeß fehlte ihm dazu die Schiffsgelegenheit; auch konnte er die Erfüllung dieses Wunsches um so eher verschmerzen, als grade Färö in jener Hinsicht am merkwürdigsten ist. Der Verfasser fuhr am 23. März 1828 um 6 Uhr Morgens von Kiel ab und ging am Tage darauf um 10 Uhr Morgens auf der Kopenhagener Rhede vor Anker. Vierzehn Tage mußte er in der Residenz verweilen, ehe er die Reise mit seinem Gefährten, dem damaligen Forstkandidaten Christiansen, fortsetzen konnte. Während dieser Zeit vervollständigte er seine Ausrüstung. Hören wir das Weitere aus seinem eigenen Munde.

Erstes Kapitel.

Am 9. April um 10 Uhr Morgens verließen wir die Rhede von Kopenhagen und ankerten um 9 Uhr Abends bei vollkommener Windstille in Helsingör. Am 10. gegen Morgen erhob sich ein frischer Südost. Die Fahrt ging nun mit vollen Segeln rasch von statten, indem wir sieben Knoten machten, d. h. sieben Meilen in der Wache, einer Zeit von vier Stunden, während welcher die Lenkung des Schiffes der einen Hälfte der Matrosen und einem Steuermann anvertraut ist. Wir segelten einige Meilen von der schwedischen Küste entfernt, an dem hohen Kullen mit seinen Leuchtthürmen, an den Städten Warburg und Falkenberg vorüber. Als wir uns Abends in unsere Kojen (Schlafgemächer) begaben, hatten wir schon die beiden Feuer von Niddingen passirt, und befanden uns beim Erwachen am 11. hinter Skagen in offener See. Am 12. Mittags erreichten wir die Küste von Norwegen und fuhren längs derselben bis zur südlichen Spitze, dem Kap Lindesnaes, welches Abends um 6 Uhr umfahren wurde.

Die Ansicht der norwegischen Küste, die ich in einer Strecke von etwa zwölf Meilen durch mein Frauenhofersches Fernrohr sehr deutlich sehen konnte, besteht aus 500 bis 1000 Fuß hohen steilen Klippen. Sie bilden eine Reihe zusammenhängender großer und kleiner Meerbusen, die wieder durch unzählige In=

seln und Scheeren verdeckt werden, und bekommt das Ganze dadurch ein starres, rauhes und unheimliches Ansehn. Im Hintergrunde erblickt man das emporsteigende Fjeld mit einzelnen hervorragenden Schneebergen. Längs der Küste sind in der Entfernung von zwei zu zwei Meilen bis zum Kap Lindesnaes hohe Merkzeichen für die Seefahrenden errichtet, da die Einförmigkeit des Anblicks durchaus nicht unterscheiden läßt, auf welchem Punkte man sich befindet. Unser Capitain, der diese Gegend gewiß nahe an hundert Mal passirt hatte, war, als wir uns der Küste bis auf eine Entfernung von zwei Meilen näherten, nicht im Stande zu sagen, wo wir wären, bis er durch sein Fernrohr das erste Merkzeichen entdeckt hatte. Am Kap selbst brennen zwei Feuer, eins auf der östlichen, das andere auf der westlichen Seite.

Unser Schiff war ein neuer schöner Schooner,*) der dem König gehörte und mit 1500 Tonnen Gerste geladen war. Die Besatzung bestand aus einem Capitain, einem Steuermann und sechs Matrosen. Der Capitain Lindved war lange in Ost- und Westindien gewesen, hatte die meisten Hauptstädte und jede bedeutende Seestadt gesehen, sprach fertig Dänisch, Französisch, Englisch und ziemlich gut Deutsch. Er und der Steuermann bewohnte mit uns die Cajüte, und Beide waren sehr artige und gebildete Leute. — Das Leben auf unserem Schiffe war sehr einfach. Um sieben Uhr kroch ich aus der Cajüte, trank meinen Thee, blieb bis Mittag auf dem Verdecke, rauchte, las, sah dem Laufe des Fahrzeuges zu und beobachtete die Vögel im Gesichtskreise. Nach Mittag wurde ein Spaziergang auf dem Deck oder auf die Masten gemacht, und wieder beobachtet; nach dem Thee aber, wenn es draußen zu kalt wurde, vertrieb eine Partie Whist die Stunden bis zum Schlafengehen. Zwischen neun und zehn Uhr verfügte ich mich in meine Koje, in der ich oft des Nachts durch das Anschlagen der Wellen, das Ablösen der Mann-

*) Schooner, franz. goëlette, ist ein langes, schmales, zweimastiges Schiff, welches sehr schnell segelt und meist über 100 Lasten, d. i. 200 Tonnen (zu 2000 Pfund), trägt. Ein solches Schiff wird besonders zum Handel im atlantischen Meere gebraucht.

schaft und das stündliche Eintragen in das Journal aus meinem Schlafe aufgestört wurde. Uebrigens hatte ich mich in Kopenhagen mit allem Nöthigen wohl versehen, nämlich zuerst in Betreff der Vögel mit guten Gewehren, Schießbedarf und Allem, was die Zubereitung der erlegten erforderte, dann mit tüchtigen Wollenzeugen zum Schutz gegen das höchst rauhe und feuchte Klima, ferner mit Mundbedarf, Suppentafeln, Thee und Zucker, geräucherten Sachen, geistigen Getränken, so daß ich Vorrath genug zu haben glaubte, im Falle ich oftmals mit Speisen bewirthet werden würde, die mir nicht zusagten; endlich hatte ich Geschenke für die Färinger mitgenommen, da ich erfuhr, daß man ihnen für ihre Gastfreiheit kein Geld anbieten dürfe. Für die Frauen hatte ich seidene Tücher, Bänder und goldene Tressen, für die Männer Kautabak. Das Trinkgeld wird nämlich mit Stücken Kautabak bezahlt. — Im Sunde und an der schwedischen Küste sah ich große Züge von Eisenten (anas glacialis), dann kleinere von Berg- und Schellenten (anas marita und glaucion), dann einige Möven, die tüchtig um sich bissen, wenn ihnen eine Ente zu nahe kam. Hinter Skagen flog unter Anderm ein Zug langschnäbeliger Tauchenten (mergus serrator) den norwegischen Küsten zu, später drei Schwäne; ein weißer Tölpel (sula alba) flog von Osten nach Westen in die offene See. Eine Weile begleitete ein Zug Meerschweine das Schiff und belustigten uns durch Sprünge. Musik schienen sie sehr zu lieben, indem sie, wenn gepfiffen oder gesungen wurde, sehr nahe bei uns auftauchten.

Als Kap Lindesnaes einige Meilen hinter uns lag, wurde der Wind, welcher bis dahin allmählig an Stärke zugenommen hatte, zum Sturm, der bis zum 14. Mittags in gleicher Kraft fortras'te, und so wurde mir das Vergnügen, die Wuth der spanischen See kennen zu lernen. Zwar hatte ich schon die Decemberstürme von 1821 auf der Ostsee ausgehalten; allein eine Zusammenstellung damit wäre nicht viel besser, als wenn man einen Mann mit einem Kinde vergleichen wollte. In der Ostsee können die Wellen nie eine bedeutende Größe und Höhe erhalten, da in einer Entfernung von 10 bis 20 Meilen allenthalben Land ist, so daß die Höhe einer Welle von der Spitze bis zum

Thal selten über 20 Fuß beträgt. Das Brausen derselben hört man kaum vor dem Sausen des Windes im Takelwerk. In der Nordsee ist Alles großartiger. Ich hatte mich um neun Uhr in meine Koje begeben; der Wind war Südost, also grade mit uns und frisch, so daß wir mit vollen Segeln die Wogen pfeilschnell durchschnitten. Als der Capitain um zwölf Uhr zur Wache geweckt wurde, erwachte auch ich und hörte die Worte des Steuermanns: »Wir haben Sturm.« Das Schiff war in sanfter Bewegung, aber das Brausen der Wogen, das Knarren der Masten und Pfeifen der Takelage stand im grellen Gegensatz zu der Ruhe, die ich in meiner Schlafstelle genossen hatte. Stärker und immer stärker wurde der Sturm, bis er um fünf Uhr Morgens seine Höhe erreichte. Vierundzwanzig Stunden ras'te er so fort. Bald gingen die Wellen über das Verdeck; eine Sturzsee zerschmetterte ein Fenster unserer Kajüte, und überströmte diese, so wie mein Bett, mit Wasser. Ich eilte auf das Verdeck, wo mich ein erhabenes Schauspiel erwartete. Alle Segel waren eingezogen, nur das breite Focksegel, stark gerefft, zog das Schiff mit einer Schnelligkeit von neun Meilen in der Wache fort. Die See sah schwarz aus, wie Tinte, oder ein sehr starker Aufguß von Indigo. Diese Farben verwandelten sich in das schönste Hellblau, wenn die Welle ihre größte Höhe erreicht hatte und auf dem Punkt stand zu brechen. Dann ward Alles in Schaum verwandelt, von dem ein großer Theil, durch den Sturm in die Luft geschleudert, weit über das Meer zerstäubt ward. Hat die Woge das Schiff mit sich in die Höhe gezogen, so schießt es mit einer solchen Schnelligkeit in die Tiefe, daß Einem der Athem stille steht, und man glauben sollte, es müßte in den Grund der See fahren. Erreicht die Woge aber ihre Höhe hinter dem Schiffe und bricht, dann wird das ganze Verdeck überströmt und Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, über Bord geworfen. Es ist ein eigenthümlicher Anblick, wenn ein solcher Wasserberg sich heranwälzt, der das Schiff zerdrücken zu wollen scheint, und wiederum muß man die Leichtigkeit bewundern, mit der dasselbe dem Ungeheuer ausweicht, oder von ihm emporgehoben wird. — An Kochen war nicht viel zu denken. Meine mitgenommenen Bouillonkuchen thaten gute Dienste.

Hohe Bollwerke von Segeltuch wurden mit Gabeln auf dem hin und her schwankenden Tische befestigt, um das Herabfallen der Eß- und Trinkgeräthe zu verhüten; Jeder mußte seinen Teller auf die flache Hand nehmen, und nicht leicht war es, das Gleichgewicht in dem Suppenteller zu erhalten. Wenn uns auch mitunter ein unheimliches Gefühl überschlich, so blieb doch die Fröhlichkeit vorherrschend, und mit Spott und Gelächter wurde der Unglückliche überhäuft, der sich von der taumelnden Bewegung des Schiffes über den Haufen werfen ließ. Oft legte ein Windstoß das Schiff so auf die Seite, daß Alles durch und über einander rollte. Mancher von uns hatte manchen derben Stoß an Kopf und Gesäß auszuhalten.

Am Morgen des 14. April begann der Sturm sich zu legen. Der Wind blieb fortwährend günstig, wurde aber allmählig so schwach, daß, als wir ungefähr um zwei Uhr Nachmittags die Schetlands-Inseln zu Gesicht bekamen, es beinah ganz stille war. Am Morgen des 15. war es windstill, und wir wurden durch die Meeresströmung an die Norwiks-Bucht auf der Insel Unst bis auf die Entfernung einer kleinen Meile vom Cap Lambnaes getrieben. Die Insel erhebt sich etwa tausend Fuß über die Meeresfläche; doch erscheinen die Berge nicht schroff, sondern vielmehr rund und überall mit Rasen bedeckt. Hier sah ich die ersten Vögel des Nordens in ihrer Heimath, nicht einzeln, sondern in großen Schaaren. Hunderte von weißen Tölpeln umkreisten schwimmend oder im raschen Fluge das Schiff. Die dreizehige und die Silbermöve ließ sich häufig blicken. Am 14. Nachmittags, als der Wind sich schon ziemlich gelegt hatte, kam von dem ungefähr fünf Meilen entfernten Lande aus Südwest ein Zug von etwa vierzig Bergfinken, ließ sich einen Augenblick auf das Schiff nieder und setzte dann seine Reise nach Nordosten, also nach dem etwa fünfzig Meilen entfernten Norwegen, fort. Eine Stunde später kam ein zweiter Zug an. Um sechs Uhr ließ sich eine ermüdete Nebelkrähe auf den Bogspriet nieder und wurde von einem Matrosen mit einem Stricke erschlagen. Am 16., wo es regnete und überhaupt dicke Luft war, kamen uns zwölf bis sechszehn Eissturmvögel ganz nahe und begleiteten uns mehrere Meilen. Der heftige Wind hinderte mich, eine

von ihnen zu schießen. Als es gegen Abend wieder still geworden war, setzte sich eine ermüdete Weindrossel auf das Tauwerk und bald darauf mehrere Schneeammern, deren eine so matt war, daß sie, von einem Matrosen zufällig aufgejagt, ungefähr noch fünfzig Schritte weit flog, Flügel und Beine hängen ließ, ins Meer stürzte und ertrank. Eine andere konnte das Schiff nicht erreichen und ertrank gleichfalls. Die Windstille, die vierundzwanzig Stunden vorher eingetreten war, mußte sie zur Abreise bewogen haben. Sie kamen von Westen, also offenbar von Färö. Von da nach Norwegen sind neunzig Meilen. Bis zu unserem Schiffe waren sie dreißig Meilen geflogen und zwar während eines siebenzehnstündigen stürmischen Wetters; man kann daraus schließen, wie viele Landvögel in der See umkommen müssen.

Am 17. Nachmittags erblickten wir Färö, zum Theil in dicken Nebel gehüllt; vor uns Naalsoe, Stromoe und Oesteroe, links Dimon und Sandoe. Der Wind war ganz contrair geworden, so daß wir vierundzwanzig Stunden dazu brauchten, die zehn Meilen heraufzukreuzen, die uns noch von unserm Ziele trennten. Endlich am 18. April, nachdem wir in acht Tagen über 200 Meilen zurückgelegt, befanden wir uns eine Meile vor Naalsoe. Der Wind kam uns grade entgegen mit abwechselndem dicken Nebel, feinem Regen und Sonnenschein, wie das in diesem Klima die vorherrschende Witterung ist. Hoch und schroff ragt die Gruppe mehrere Tausend Fuß aus der See hervor, meistentheils mit senkrechten Felswänden an der Seeseite und von mächtigem Eindruck durch ihr wildes Ansehn, so wie durch die tiefen schwarzen Buchten und Schlünde, welche die Inseln von einander trennen. — Um acht Uhr ruderte ein Boot mit Naalsoern auf uns zu, bemannt mit zwölf Mann. Acht davon kamen an Bord, die übrigen blieben auf dem Boote zurück, welches bei der hohen See sehr schwankte. Späterhin kam die Lootsenjagd von Thorshavn, acht Mann stark, an, welche sämmtlich mit Schnaps und Schiffszwieback bewirthet wurden und uns beim Einlaufen hülfreiche Hand leisteten. Da wir erst Nachmittags nach vier Uhr Anker warfen, so hatte ich Zeit und Muße genug, die abenteuerlichen Gestalten dieser Nordländer zu

betrachten und mich mit ihnen bekannt zu machen. Der Fremde wird von den Färingern mit größter Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit behandelt; daher erhielt ich auf alle Fragen bereitwillig höfliche Antworten. Jeder, der angeredet wurde, freute sich, dem fremden Prediger (denn Jeder, der nach Färö kommt, wird Anfangs für einen Gottesgelahrten gehalten) die erste Kunde von den Vorzügen seines Landes mittheilen zu können. Obgleich sie das Dänische sehr mit ihrer eigenthümlichen Landessprache, die ein Gemisch von Dänisch, Isländisch, Norwegisch und Deutsch ist, vermengten, so konnte ich sie doch durchgängig ziemlich gut begreifen, sie mich ebenfalls, da jeder Färinger fertig Dänisch versteht, ohne es grade gut reden zu können.

Nachdem wir lange vor der senkrechten Küste Naalsoe's gekreuzt, kamen wir um die nördliche Spitze dieser Insel, umsegelten die Spitze des Castells von Stromoe und liefen in den Hafen von Thorshavn ein. Hunderte von Menschen kletterten auf den Klippen herum, um die erfreuliche Ankunft des Schiffs zu betrachten, welches sie wieder mit dem übrigen Europa in Verbindung setzte, von dem man hier in sechs Monaten keine Nachrichten gehabt hatte. Mit welcher Sehnsucht müssen die aus Dänemark gebürtigen Beamten die weißen Segel näher kommen sehen, die ihnen Kunde von ihren Angehörigen und ihrem Vaterlande bringen! Der Strand war mit Menschen bedeckt, die theils als müßige Zuschauer das ungewohnte Einlaufen eines Fahrzeuges betrachteten, theils bei der schwierigen Befestigung und Sicherstellung desselben Hülfe leisten sollten. Außer zwei Ankern werden noch vier Langtaue nach allen Seiten hin an Ringe befestigt, die in die Felsen eingelötet sind, damit die hier so häufigen wüthenden Stürme das Schiff nicht an den Klippen zerschellen. — Als wir in den Hafen einliefen, sagte der Capitain: »Da sehen Sie Ihre Residenz;« doch war ich nicht im Stande, bebautes Land, oder Häuser, viel weniger eine Stadt zu sehen, wiewohl ich keinen Büchsenschuß mehr davon entfernt war. Nur das falbe Grün des Rasens und das Grau der Felsen erblickte ich, bis das Auge die Gegenstände deutlicher unterschied, nämlich Häuser, oder vielmehr Hütten, welche die-

selbe Farbe hatten, wie das Land, indem sie unten aus Brettern, das Dach aus Rasen bestand. — Auf dem Schiffe herrschte der größte Wirrwar. Capitain und Steuermann commandirten beim Ankern, daß sie heiser wurden; die Färinger aber machten Nichts zu Danke, weil sie von der Einrichtung eines Schiffes Nichts kennen, so vertraut sie auch mit der See und ihren Booten sind. Jetzt wurden die beiden großen Ankertaue aus dem Raum gezogen, wobei unsere Matrosen ihr bekanntes Geheul anfingen und treulich von den Thorshavnern mit unartikulirten Tönen unterstützt wurden. Dies empörte die Naalsoer Schiffer, die grölend die Melodie der Engländer anstimmten, welche den Tact des Ziehens vortrefflich bezeichnet. Während dessen hatte der Amtmann, Kammerjunker von Tillisch, der durch den Capitain von meiner und meines Reisegefährten Ankunft benachrichtigt worden war, die beste Stube in Thorshavn bei dem Sysselmann Müller für uns gemiethet. Wir fanden eine ziemlich geräumige, helle, aber sehr niedrige Stube mit einem zweischläfrigen, sehr reinlichen Bette. Hier richteten wir uns, so gut es thunlich, mit unseren Koffern und Kisten ein, sahen die Gewehre nach und gingen dann zum Abendessen nach dem Hause des Amtmanns, der uns seinen Tisch angeboten. Er, so wie alle übrigen Beamten und die Prediger bewiesen sich so gastfrei und gefällig, daß mein Aufenthalt mir so wenig kostbar und so angenehm als möglich gemacht wurde. Während der drei Monate, die ich hier zubrachte, habe ich nirgends einen Schilling für Essen und Trinken oder Wohnung ausgegeben, mit Ausnahme Thorshavns, wo ich für Theewasser, Brot, Wäsche, Aufwartung, Wohnung und mitunter ein Gericht Fische für mich und meinen Reisegefährten wöchentlich drei Thaler zahlte. Frische Butter, Bier und manche andere Kleinigkeiten, die für Geld nicht gut zu haben waren, lieferte der gütige Amtmann.

Die Stadt Thorshavn liegt am Naalsoe-Fjord auf der südöstlichen Seite von Stromoe, und ist auf einer Landzunge gebaut, die den Hafen in zwei Theile, den Westerwaag und Frederikswaag, theilt. Von dieser Landzunge laufen die Häuser auf beiden Seiten in einem Halbzirkel um den Hafen. Die hundert Häuser der Stadt, welche 800 Einwohner zählt, sind

meistentheils nur Hütten und unregelmäßig auf die Felsen hingeklebt, so daß die Straßen über große Felsblöcke führen und den Durchgang oft nur für einen Mann gestatten. Den Eingang des Hafens beschützt eine Schanze. Dahin führt der einzige Spaziergang der Thorshavner. Die Häuser sind ohne Ausnahme von Holz gebaut und mit Rasen gedeckt. Sechs bis acht Ständer müssen das aus dünnen Brettern gefertigte Dach tragen; diese Bretter werden mit Birkenrinde benagelt, welche der Fäulniß am besten widersteht, und dann mit dicken Grassoden bedeckt. Das erste Grün des Frühlings sieht man auf den Dächern, dessen Gras schon ziemlich lang ist, ehe es auf den Feldern zu sprossen anfängt. Krähen, Katzen und Schafe klettern darauf herum und suchen sich Nahrung. Die Wände sind von außen und innen mit Holz bekleidet. Die Häuser der Aermeren haben weder Schornstein noch Fenster, sondern statt derselben ein großes viereckiges Loch im Dache, welches, wenn es regnet, mit einer Klappe verschlossen wird; der Fußboden ist ohne Bretter, das Haus voll Rauch und dunkel. Die Häuser der Begüterten sind dagegen recht wohnlich, wenn gleich so niedrig, daß ich mehrere Male Beulen davon trug. Die ineinander gefugten Bretter der äußeren Bekleidung laufen parallel mit der Ebene des Fußbodens, und sind durch Antheeren gegen die Feuchtigkeit geschützt. Die Bretter der inneren Bekleidung stehen aufrecht und bilden, glatt gehobelt, die Wände der Stuben. Nur in wenigen Häusern findet man die Stuben mit Oelfarbe angestrichen. Diese hölzernen Häuser sind trocken und warm, widerstehen auch der Wuth der Stürme viel besser, als die von Stein erbauten.

Die Tracht der Färinger ist eigenthümlich und sehr verschieden, je nachdem sie sich auf der See oder im Alltagskleid oder im Putz befinden. Schuhe, Strümpfe und Mützen bleiben bei jedem Anzuge dieselben. Die Schuhe sind aus gelben, gegerbten Schaf- oder Lammshäuten verfertigt, und so dünn, daß man beim Ersteigen der Klippen die Zehen sehr gut gebrauchen kann. Sie bestehen aus einem einzigen Stück Leder, welches über die Zehen und Hacken durch einige Stiche fest zusammengenäht ist und durch kreuzweis über die Knöchel gebundene

Schnüre am Fuß befestigt wird. Die Strümpfe sind aus schwarzer, grauer oder blauer Wolle gestrickt und sehr lang und dick, so daß zwei über einander gezogene Paare mich beim Gehen über den stets sehr feuchten Rasen ziemlich vor nassen Füßen schützten; der Färinger befestigt sie mit einem ledernen Riemen über dem Knie. Die Mützen sind aus wollenem, meist roth und blau gestreiftem Zeuge gemacht, dabei von runder Form, hoch, wie Militairmützen unserer Fußsoldaten, und kleiden sehr gut. Des Sonntags trägt der wohlhabende Färinger Rock, Weste und Beinkleider von schwarzem Tuch. Der Rock reicht bis an's Knie und ist vorn mit einer Reihe Knöpfe der ganzen Länge nach besetzt. Die Knopflöcher des Rockes und der Weste sind mit rother Wolle ausgenäht. Die weiten Beinkleider sind an den Knieen und Taschen mit rothen und blanken Knöpfen verziert. Die Haustracht besteht statt des Rockes aus einer kurzen, häufig weißwollenen Jacke. Beim Ausgehen wird der Bergstock (Fjeldstab) zur Hand genommen, ein 1½ Zoll dicker Stock und höher als der ihn führende Mann, unten mit einer eisernen Spitze versehen. Man gebraucht ihn, um über die Bäche (Elfe) zu springen und sich auf abschüssigen, steilen Felsen darauf zu stützen. — Geht der Färinger zur See, so bekleidet er sich mit einer Jacke und langen Beinkleidern von dichtgenähetem Schafsleder, wohlgeeignet, um Regen, Wind und Seewasser abzuhalten. Ueber den Kopf wirft er eine Art Kapuze von dickem schwarzwollenen Zeuge, welche Stirn und Backen bedeckt und auch den Nacken durch eine hinten angebrachte Verlängerung vor Sturm und Nässe schützt. Die Frauenzimmer tragen schwarze Strümpfe und über ihre braunen oder schwarz und weiß gefärbten Unterkleider dunkel violette, gestrickte Kamisole, welche vorn durch Haken oder Zinnringe zusammengehalten werden, so daß sie einen Latz bilden. Dazu kommen Hauben von Kattun, weiße oder bunte Halstücher, und zuweilen auch noch blau karirte Schürzen. Unverheirathete gehen im bloßen Kopfe und stecken entweder das Haar auf, oder tragen lange Flechten.

In den ersten Tagen unsers Aufenthaltes zu Thorshavn wurden kleine Ausflüge auf das benachbarte Gebirgsland (Fjeld) und eine Wasserjagd angestellt. Das Gebirge erhebt sich hinter

Thorshavn nicht sehr schroff, so daß man es ohne große Beschwerde ersteigen kann. Wo nicht nackte Felsen sind, ist es mit einer dünnen Lage Erde, meistentheils aber mit Torfmoor bedeckt, welches sehr feucht und von vielen kleinen Bächen durchschnitten ist. Der Pflanzenwuchs ist sehr dürftig und das Gras wächst sehr sparsam. Dicht bei den Dörfern ist das Land urbar gemacht, Indmarket genannt, und bringt hauptsächlich Heu zum Wintervorrath für die Kühe hervor, dann Kartoffeln und etwas Gerste, die nie oder selten reif wird. Auf dem nicht eingehegten, unbebauten Lande, welches Udmarket heißt, müssen Schafe und Pferde im Winter und Sommer so gut wie möglich fristen; von dorther zieht der Färinger auch aus den Torfmooren seinen Feuerungsbedarf. Viele Zugvögel, die auf diesen Mooren und in den Felsen nisten, waren schon angekommen. Wir erlegten Wiesenpiper, Beceassinen, Goldregenpfeifer, wilde Tauben, die sogenannte Mantelmöve (larus marinus) und eine Weindrossel. Krähen und Raben sahen wir ungemein häufig. Als ich eine der Krähen geschossen hatte, umringten mich einige sechzig bis achtzig und waren so erbos't, daß sie mir fast die Mütze vom Kopfe gestoßen hätten. Ein zweiter Schuß schreckte sie durchaus nicht; erst auf den dritten machten sie sich davon und waren nachher sehr scheu im Felde, aber nicht bei den Häusern. Als wir ein andermal längs dem Strande gingen, war der Hühnerhund des Doctor Mantieus mitgelaufen. Diesem wichen die Krähen gar nicht aus, bissen ihn sogar mitunter in den Schwanz. Im Naalsoefjord fanden sich große Schaaren von Eiderenten. Es ist bei zwei Reichsthaler Strafe verboten, sie zu schießen; ich hatte indeß die Erlaubniß dazu vom Amtmann erhalten, that es aber nie, wenn er gegenwärtig war.

Zweites Kapitel.

Die Beamten wollten ein Dinggericht in Kollefjord halten und luden uns ein, sie zu begleiten. Am 22. April Nachmittags drei Uhr bestiegen wir einen Achtmannsfahrer, der uns in

zwei Stunden an den Ort unserer Bestimmung brachte, welcher von der Stadt zwei Meilen entfernt ist. Kein Fußgänger und kein Reiter kann es mit einem färöischen Boote aufnehmen, selbst nicht die Schaluppen der Kriegsfahrzeuge, wie sich dieses durch angestellte Wetten bestätigt hat. Die Kähne sind auch für eine solche See sehr gut eingerichtet und können erstaunlich viel aushalten, so leicht sie auch gebaut zu sein scheinen. Man hat hier Zehn-, Acht-, Sechs- und Viermannsfahrer. Die Zehnmannsfahrer werden bei sehr hoher See und schweren Ladungen, die Achtmannsfahrer zu Reisen über breite Fjorde und beim Wallfischfang, die Sechsmannsfahrer zur Fischerei in offener See, die Viermannsfahrer zur Küstenfahrt und zum Fischen in den Fjords benutzt. Den Namen haben sie von der Zahl der Ruderer. Die Boote sind lang und schmal, an beiden Seiten spitz und mit einem hohen Steven versehen, welcher über die Planken hervorragt, um ihn mit der Hand zu umfassen und so das Fahrzeug halten zu können. Zwei Ruderer sitzen auf jeder Bank und so nahe, daß einige Uebung erfordert wird, damit die Hände und Ruder sich nicht berühren. Das Ruder ist sehr leicht und schmal und steckt in einem Riemen von Wallfischhaut, welcher an einem Pflocke befestigt ist. Hierdurch haben die Färinger den Vortheil, die Ruder nach allen Seiten rück- und vorwärts gleich gut gebrauchen zu können. Der Reisende sitzt entweder ganz hinten oder vorn. Steuerruder werden nur beim Segeln gebraucht, was selten geschieht, indem das Segel bei mäßigem Winde nur für zwei Mann gerechnet wird, so daß ein Achtmannsfahrer dann nur sechs Mann braucht. Selten ist die See so ruhig, daß man nicht von den Wellen durchnäßt würde; allein das kümmert die Färinger eben so wenig, als wenn eine Welle das Boot halb anfüllt. Können sie einer überschlagenden Welle, oder einer zurücklaufenden Brandung nicht entgehen, so suchen sie derselben die Spitze zuzukehren und schöpfen das Wasser schnell aus, ehe eine zweite Welle das Fahrzeug füllen sollte. Wenn es recht hart hergeht, so schlagen sie den Boden aus ihrem Trinkgefäße und schöpfen damit das Wasser aus. Dies Gefäß ist ungefähr so groß wie ein Viertel-Anker und mit einem Spundloche versehen, aus welchem Wasser getrunken

wird. Branntwein wird nie mit zur See genommen, sondern nur Wasser.

Von Thorshavn fuhren wir längs der Küste bis nach Quidenaes, einer Landspitze, die ihren Namen von den vielen weißen Muscheln hat, die dort liegen. Hier hört der Meeresstrom auf, der seine krausen Wellen beständig in die Höhe schleudert. Ebbe und Fluth bemerkt man wenig, da die Ströme, welche die Inseln umgeben und einmal sechs Stunden nach Osten, dann aber sechs Stunden nach Westen laufen, deren Stelle vertreten. Die Färinger wissen ganz genau, wann Ost- und Westfall eintritt, und müssen darnach ihre Reise einrichten. Gegen den Strom des Meeres anzurudern ist sehr schwer, oft unmöglich, und scheint für den Fremden gefährlich zu sein, indem das Boot fürchterlich auf und nieder geworfen wird, so daß es zuweilen aus der Luft mit einem Krachen, als solle es bersten, auf das Wasser herabfällt. Beim Mondeswechsel ist der Strom am stärksten. Einige Ströme sind so stark, daß die Bewohner ihre Inseln oft in mehreren Monaten nicht verlassen können. So hat ein Prediger achtzehn Wochen auf Fugloe und ein anderer einmal vierzehn Wochen auf Myggenaes zubringen müssen, wohin er bei gutem Wetter zu Kranken gefahren war. — Nachdem wir zwischen Hoivigsholm und Quidenaes aus dem Strome gelangt waren, kamen wir in den ruhigen Fjord, welcher Stromoe von Oesteroe trennt. Die Küsten dieser Insel sind sehr steil und meistentheis unersteiglich, so daß an Rettung nicht zu denken, falls ein Wirbelwind das Boot umwerfen sollte. Rechts blieb die südliche Spitze von Oesteroe und einige andere Inseln, dann fuhren wir quer über den Kalbaksfjord längs einer senkrechten Felswand nach der Ortschaft (Boigdelag), Kollefjord. Die Ansicht des Meerbusens macht einen mächtigen Eindruck. Er zieht sich tief in das Land, zu beiden Seiten das hohe Fjeld mit Triften und Felsmassen. Den Hintergrund bildet der höchste Berg auf Färö, das nackte Skiellingsfjeld mit seinen beiden Nachbarn, von denen einer dem Dache eines Bauernhauses gleicht. Auf der rechten Seite zieht sich das Boigdelag, bestehend aus mehreren Plätzen, eine Viertelmeile längs der Küste hin. Wir landeten bei dem Gerichtshause

(Tinghuset) in der Nähe der Kirche von Kollefjord. Jedes Voigdelag hat seine eigene Kirche, in welcher der Prediger des Kirchspiels in jedem Jahre wenigstens dreimal predigen muß. Die von Kollefjord ist sicher das traurigste Gotteshaus in der ganzen Christenheit. Man denke sich ein Gebäude 24 Fuß lang, 18 Fuß breit, dessen Mauern aus zusammengelegten Steinen bestehen und so dick sind, daß die beiden auf jeder Seite befindlichen, etwa anderthalb Quadratfuß haltenden Fenster bestimmt drei bis vier Fuß tief hineinliegen. Die Mauer ist sieben Fuß hoch. Das Dach besteht, wie alle übrigen Dächer, aus Birkenrinde, Rasen und Steinen. Die ganze Kirche mit dem Dache ist etwa 16 Fuß hoch, im Innern mit rohen Brettern bekleidet und ohne allen Schmuck. Nicht weit vom Hause stürzen sich zwei Wasserfälle einige hundert Fuß hernieder, aber die Wassermasse ist so gering, daß man glauben könnte, es schlängle sich ein schmales weißes Band den Felsen herab. Man erzählte mir, daß die Lachsforellen, wenn sie in den Sommermonaten aus der See in das süße Wasser kommen und noch spiegelweiß sind (nach acht Tagen erhalten sie die rothe Farbe), nicht allein den Bach, der einen starken Fall hat, hinaufschwimmen, sondern auch in den senkrecht herabstürzenden Wasserfällen 20 bis 30 Fuß hohe Sprünge machen.

Die Beamten blieben im Gerichtshause, dessen Besitzer, ein wohlhabender Königsbauer, d. i. ein Pächter königlichen Landes, jährlich an dreihundert Lämmer schlachtet, welche er mit seinen neun Kindern größtentheils allein verzehrt. Wir sollten bei dem Pastor Holm wohnen, der eine Stunde vor uns angelangt war. Als wir der Predigerwohnung, die eine Viertelstunde vom Dinghause entfernt liegt, nahe gekommen waren, trat aus derselben ein Mann, bekleidet mit einer braunen Schifferjacke, braunen Beinkleidern mit blanken Knöpfen, auf welchen ein Anker stand, wachstuchenem Hute, weißer Weste und einem dicken, wollenen Halstuche, redete uns mit einem »Willkommen, ihr Herren, in meinem kleinen Hause!« an, und führte uns in ein recht freundliches Zimmer. Ein aufgemachtes Bett mit reinem Laken deutete an, der Herr Pastor, denn das war der Mann in der Schifferjacke, habe von unserer Ankunft Etwas gewußt. Weizen-

kuchen, holländischer Käse, geräuchertes Rindfleisch, Ochsenzunge und ein Glas vortrefflichen Medoc wurden vorgesetzt. Abgesehen davon, daß unser Wirth etwas verbauert war, konnte er recht unterhaltend sein und zeigte gute Kenntnisse in der Geschichte und Mineralogie.

Ich wollte die drei Seen Leinumvatn besuchen und hatte unsern Wirth gebeten, uns zeitig zu wecken; allein der Regen, welcher bis acht Uhr Morgens fiel, hatte ihn bestimmt, unsere Ruhe nicht zu stören. Wir bestiegen gegen neun Uhr ein Boot und fuhren bis an das Ende des Fjords, von wo wir unsere Reise zu Fuß fortsetzten. Erlegt wurde ein Pärchen der Eisenten in voller Sommertracht (der Hals des Männchens ist im Sommer schwarz, im Winter weiß), eine Silbermöve und die sogenannte schwarze grönländische Taube (uria grylle, eine Alkenart). Einige Hundert Schritte von dem Landungsplatze kam uns aus einem stattlichen Bauernhause eine Frau entgegen, bewillkommte uns und bat einzutreten. Sie meinte, ihr Mann sammt den Kindern sei zwar zum Dinghause, allein wir würden ihr doch die Ehre nicht versagen. In dem Fremdenzimmer wurde uns Branntwein, Kaffee, Butterbrot und Gott weiß was angeboten. Darauf bat sie, wir möchten ihr Haus besehen. Als wir dies gehörig in Augenschein genommen, fanden wir einen Eierkuchen vor, von dem wir ohne Gnade essen mußten. Von Bezahlung konnte nicht die Rede sein; dies wäre eine große Beleidigung für die färöische Gastfreundschaft gewesen. Dies war mein erster Besuch bei einem Bauer und überall fand ich späterhin dieselbe Höflichkeit mit dem Bestreben, dem Gaste auf jede Weise zu dienen und ihm das Beste, was das Haus enthielt, vorzusetzen. Wenn ich eine Nacht oder mehrere Tage bei einem Bauer zu Gast gewesen war, so schenkte ich der Frau oder Tochter ein seidenes Halstuch oder einige Ellen Band, und doch traf es sich einmal, daß der Wirth ernsthaft fragte: »Was soll denn das kosten, Herr?« — Es war sehr bald auf allen Inseln bekannt geworden, daß Fremde angekommen wären, welche Bäume pflanzen wollten (mein Gefährte, der Forstkandidat, hatte zu dem Ende die Reise unternommen); mithin wußten die Leute, die uns zuerst sahen, gleich, wer wir waren. Dessenungeachtet

wurden wir jedesmal gefragt, wer und woher wir wären, ob Eltern und Verwandte noch lebten, ob wir verheirathet wären u. s. w.; dann kam die Rede gern auf Bäume, und ob es möglich sei, hier welche zu pflanzen, zuletzt auf Staatsangelegenheiten. Wenn der Färinger das wußte, was er wissen wollte, kam die Reihe des Fragens an mich, und dann erhielt ich stets sehr genaue und verständige Antworten. Dabei zeigten die Leute ein äußerst anständiges und feines Betragen; sie verlangen aber auch, daß man gegen sie höflich ist und auch auf ihre Fragen gehörige Antwort giebt. — Sobald ein Färinger sieht, daß sich ein Fremder seinem Hause naht, kommt er ihm vor demselben entgegen, reicht ihm die Hand und sagt: »Willkommen!« führt ihn dann ins Haus, geht stillschweigend zur Branntweinflasche, schenkt ein Glas voll ein, trinkt Etwas davon, schenkt es wieder voll und überreicht es mit einem nochmaligen Willkommen. Die Frau und die Töchter gehen ebenfalls auf den Fremden zu und geben ihm einen Kuß.

Was nun die Einrichtung der Häuser betrifft, so ist das Hauptzimmer die Fremdenstube oder die sogenannte Glasstube, weil sie gewöhnlich zwei Fach Fenster enthält. Stets rein und sauber gehalten, enthält sie ein aufgemachtes Dunenbett, eine Commode, einen langen Tisch mit Bänken an beiden Seiten, zuweilen auch Stühle, und einen oder zwei Koffer zum Aufbewahren der Kleider. Daran grenzt entweder eine kleine Küche oder eine Milchkammer. Dann kommt die Wohnstube, hier Rauchstube (Roegstue) genannt, weil sie bei geringeren Leuten keinen Ofen enthält. Der Rauch zieht durch das bereits erwähnte viereckige Loch, welches zugleich als Schornstein und Fenster dient. An der hinteren Wand der Wohnstube steht der Herd; er ist umher mit Holz bekleidet, an welches oft die Flamme hinschlägt. Außerdem sind in dieser Stube die Betten für die Bewohner, die nöthigen Tische, Bänke, Spinn- und Webegeräthschaften. Nahe bei dem Hause ist der Stall für die Kühe, von Steinen zusammengesetzt und mit einem kleinen Dache bedeckt. Er wird sorgfältig gegen Zugluft gesichert, indem man die Fugen und Spalten mit Unrath verklebt, wozu man die Hand gebraucht. Mit demselben Geräthe wird auch der Stall

ausgemistet. Dann folgen die Gebäude zum Trocknen, nämlich das Fleischhaus, worin das Fleisch ein Jahr lang in der Luft getrocknet wird, und das Fischhaus, worin Fische getrocknet werden. Das Fleischhaus besteht aus dünnen, einen Zoll von einander stehenden Latten mit einem Dache; der durchstreichende Luftzug trocknet das im Herbste geschlachtete Schaffleisch, die Gänsebrüste und Seehundsfelle. Das Fischhaus besteht aus vier steinernen Säulen, welche ein kleines Dach tragen; darunter werden die Fische an Stöcken aufgehängt. Weder an diesem noch an jenem sind Sicherheitsmaßregeln vor Dieben. An den Thüren sind keine Schlösser, und doch fehlt dem reichen Bauer kein Lamm, wenn der arme gleich Hunger leidet. Am Strande endlich stehen die Schuppen zu den Booten, in welche diese sofort gezogen werden, sobald die Leute sie verlassen.

Nach den drei süßen Seen, welche Leinumvatn heißen, und deren letzter in einem schaurigen, von schwarzen nackten Felsen gebildeten Bergkessel liegt, gingen wir längs einer Elf und über Moorgrund. Aus diesen Seen strömt eine Elf nach der westlichen Seite der Insel und ergießt sich bei Quivig ins Meer. Auf der Höhe über diesem Orte hat man eine herrliche Aussicht: tief unten das Dorf mit seinen grünen Rasendächern an der See; grade vor uns das steile Vaagoe, etwas weiter links in der Ferne das mit Wolken gekrönte Suderoe nebst anderen Inseln, rechts die offene See.

Von den Vögeln, welche ich schoß, sei hier ein weißer Rabe erwähnt (corvus leucophaeus). Durch den Lärmen aufmerksam geworden, den mehrere Raben und Krähen machten, erblickte Christiansen einen weißen Raben, von den übrigen geneckt und verfolgt. Ein glücklicher Schuß stürzte ihn herab, und zwar auf dieselbe Weise, wie gewöhnlich die Raben fallen, nämlich so, daß sie sich das Genick abstürzen. Solche weiße Raben sind nicht sehr selten auf Färö, wo sie nur allein vorkommen; aber sie machen bestimmt keine eigene Art aus. Oftmals findet sich hier unter drei schwarzen Jungen ein ganz weißes, welches erst mit zunehmendem Alter schwarze Federn erhält. Auf Sandoe findet man jährlich in einem und demselben Neste einen jungen weißen Raben und nicht weit von dem Hause von Ole Jo=

hannsen in Dahl brütet jährlich ein Pärchen, von denen das Männchen ein schwarzer, das Weibchen ein weißer Rabe ist. — Der Färöische Rabe ist sehr kühn und gefräßig. Zahme Tauben können seinetwegen nicht gehalten werden. Ja, man hat Beispiele, daß er Lämmer während der Geburt getödtet und verzehrt hat. Ein Schaf des Pastor Gad zu Thorshavn war die Klippen herunter gekommen, ohne den Rückweg finden zu können, und von den Fischern halb verhungert am Strande gefunden. Es wurde auf das Gras gebracht, fraß und begann sich wieder zu erholen. Als man am andern Morgen nach ihm sah, stand es unbeweglich auf demselben Flecke, und es fand sich, daß ein Rabe ihm kurz vorher beide Augen ausgehackt hatte.

Am Sonnabend, den 26. April, fuhr ich mit einem Viermannsfahrer über den eine Stunde breiten Naalsoefjord nach der Insel Naalsoe und stets längs der Küste um sie herum, so daß ich mit dem Westfall von Norden nach Süden, und mit dem Ostfall wieder nach Thorshavn zurück gelangte. Naalsoe, welches ungefähr eine Meile lang und eine Viertelmeile breit ist, besteht aus einem einzigen Berge, welcher sich auf der Ostküste lothrecht aus der See erhebt, sich aber nach der Westküste so stark abdacht, daß er hier nur etwa 2 bis 300 Fuß hoch ist. Nicht weit von der Spitze erstreckt sich eine geräumige Höhle quer durch die Felsen, so daß man bei ruhigem Wetter unter die Insel durchfahren kann. Hart am Ausgange derselben erhebt sich eine 5 bis 600 Fuß hohe Felswand, in deren Fuß die See unzählige Löcher gewühlt hat, welche donnernd den Schaum auswerfen. Von der Höhe stürzen zwei in Staub aufgelöste Wasserfälle ins Meer. An der Nordseite hat die See ebenfalls viele Höhlen in die Felswand gegraben. Eine davon ist wohl hundert Fuß tief und achzig Fuß hoch. Einige dienen den Seehunden zum Aufenthaltsorte, andere mit engem Eingange werden Püslöcher genannt, die, wenn das Wasser hineingelaufen ist und dann eine starke Brandung dagegen andringt, jenes mit einem geschützähnlichen Donner und mit solcher Gewalt heraustreiben, daß es wie eine Dampfwolke herausstäubt.

Am 29. April machte ich von Thorshavn einen Ausflug nach Naes; aber das Wetter war sehr stürmisch. Regen und

Hagelschauer wechselten miteinander ab. Die schwere Brandung an dem Landungsplatze machte uns besonders bei der Rückfahrt viel zu schaffen. Drei Mann standen bis unter die Arme im Wasser, um das Boot von den Felsen abzuhalten, wobei ihnen sechs Mann mit den Rudern helfen mußten. Ein starker Färinger nahm uns einzeln auf den Arm und warf uns in das Boot, wobei er sich nicht wenig in Acht nehmen mußte, um auf den schlüpfrigen Steinen nicht auszugleiten und in die See zu fallen.

Am 30. April und 1. Mai regnete es unaufhörlich, und dies veranlaßte mich, Erkundigungen und Beobachtungen über das häusliche Leben der Färinger anzustellen. Die Lebensweise ist, wie man erwarten kann, einfach. Der Färinger arbeitet gern und fleißig, ohne aber Arbeit zu suchen; dies erlaubt sein Stolz nicht. Nie bietet der Dienstbote dem Brotherrn seine Dienste an, nie bittet Jemand den Eigner eines Bootes darum, ihn mit auf die Fischerei zu nehmen, lieber hungert er. Wer einen Dienstboten haben will, muß zu diesem kommen und ihn fragen, ob er bei ihm dienen will; wer auf die Fischerei ausfahren will, muß seine Gehülfen aufsuchen und es ihnen antragen, für einen Theil des Fanges mit auszugehen. Ein Stück getrocknetes Fleisch, ein Gerstenbrot und das gefüllte Wasserfaß begleiten ihn auf die See, wo er oft vierundzwanzig Stunden lang, von Regen und Wellenschlag durchnäßt und in steter Gefahr, vom Sturm überfallen zu werden, arbeitet, um vielleicht einen Helleflynder (Heilbutt) nach Hause zu bringen, der alsdann unter die vier Fischer (so viele gehen in der Regel zusammen aus), den Eigner des Bootes und die Kirche, welche ihren Zehnten haben will, getheilt werden muß. Wenn der Fang glücklich ist, so kann der Einzelne wohl einen Thaler verdienen, aber wie selten ist dies der Fall, und wie selten erlaubt die stürmische See, auf Fischfang auszugehen! Mehr als zwei Mal in der Woche konnten wir nicht leicht frische Fische erhalten, und dies in der besten Jahreszeit. Wenn die Fischerei die Einwohner nicht beschäftigt, so nimmt im Sommer entweder die Gewinnung des Heues und die Bearbeitung des Landes, welches nur mit der Hacke geschieht, weil auf dem Felsboden kein Pflug angewandt werden kann, und das

Fjeld ihre Thätigkeit in Anspruch. Meilenweit müssen sie auf den Bergen klettern, um nach den Schafen zu sehen, meilenweit ihrer sechs bis acht Mann laufen, um die Pferde einzufangen, welche nur zum Tragen gebraucht werden. Ueber den Rücken hängen zwei große Körbe oder von hölzernen Latten gefertigte Kiepen, worin der Dünger auf das eingefriedigte bebaute Land gebracht und der Torf von den Mooren befördert wird. Da, wo Vogelfang ist, beschäftigt das Ausnehmen der Eier und Jungen und der Fang mit der Fleistange während einiger Wochen die Leute. Im Winter wird fleißig Wolle gesponnen und gestrickt, gewebt, der Abend aber vorzüglich zum Unterricht der Kinder verwandt. Jeder Vater unterrichtet seine Kinder selbst, vorzüglich im Lesen, Schreiben und in der Religion, und dies mit dem besten Erfolge. Nur in Thorshavn ist eine Schule, in welcher Knaben und Mädchen nach der Bell-Lancasterschen Methode des wechselseitigen Unterrichts gebildet werden. Ich wohnte in diesen Tagen den Lehrstunden bei, und bin durch die außerordentlichsten Fähigkeiten der Kinder in Erstaunen gesetzt worden. Die Kinder schreiben durchgängig schnell, gut und richtig, in dem Examen über die Erdkunde wußten sie auf den Charten, die keine Namen enthalten, Grenzen, Aemter, Flüsse und Städte besser anzugeben, als ich, und waren in der dänischen Geschichte sehr bewandert. Die meiste Bewunderung flößte mir das Rechnen, besonders das Kopfrechnen, ein. Exempel als: wie viel ist 23 mal 19, 91 mal 11, 18 in 234, waren kaum ausgesprochen, so war die Antwort aus dem Kopfe da. Um jeder Täuschung zu entgehen, examinirte ich die Kinder selber, ward aber auf gleiche Weise zufrieden gestellt. Zuletzt aufgefordert, einem Knaben ein schweres Rechenexempel aufzugeben, stellte ich ihm folgendes: $17\frac{13}{18}$ Pfund kosten 30 Rbthlr. 5 ℳ. $13\frac{11}{12}$ β, wie viel kosten 20 Schiffspfund $13\frac{19}{20}$ Liespfund? und in kaum zehn Minuten brachte er das Facit, 12,276 Rbthlr. 2 ℳ. $15\frac{1433}{1695}$ β, heraus. — Das Gebäude ist geräumig und freundlich. Die Schule wird von 130 Kindern, Mädchen und Knaben, besucht, welche ohne Ausnahme ordentlich und reinlich gekleidet waren. Damit verbunden ist ein Werk- und Arbeitshaus, in welchem von den Mädchen Flachs gesponnen, gewebt

und zu grober Leinwand verarbeitet wird. Auf den Woll-Webestühlen wurden Bettbühren und Fußteppiche verfertigt, die vortrefflich schienen.

Drittes Kapitel.

Eine große Versteigerung der geborgenen Trümmer einer Fregatte und deren Ladung, welche aus 800 pommerschen Balken bestand, gab Veranlassung zu einer Ausflucht nach Saxen auf Nordstromoe. In der Jacht des Amtmanns, die mit zehn der besten Ruderer und Seeleute besetzt war, fuhren wir die vier Meilen von Thorshavn nach Quaalvig in viertehalb Stunden. Das Wetter war so schön und die Sonne schien so warm in die engen Schluchten hinein, welche Stromoe von Oesteroe trennen, daß unsern Ruderern der Schweiß vom Angesicht troff, was in diesem Klima sonst nicht leicht der Fall ist. Die ersten beiden Meilen bis Kollefjord waren mir schon bekannt. Von da verengt sich der Fjord, die Berge werden höher und schroffer, tiefe Buchten erstrecken sich in's Land, die Berge schieben sich zum Theil so vor, daß man auf einem Landsee zu sein glaubt, kurz, die Gegend würde mit den Rheinansichten zwischen Bingen und Koblenz zu vergleichen sein, wenn statt des Basalts Schiefer, statt der großen Steinblöcke und hervorspringenden Felsen Ruinen von Burgen, und statt des Rasens Rebengelände da wären. Nachdem wir Thorsvig und Selletrae passirt waren, nahmen wir unsere Richtung auf Oere. Von da biegt man links in den Quaalvigsfjord, wo Quaalvig liegt. Die bebauten Ländereien dieses Dorfes, die fast in einer Ebene liegen, sollen die besten sein. Bei einem Bauer kehrten wir ein, um Kaffee zu trinken. Zuerst kam die Wirthin, eine junge hübsche Frau, auf den Pastor Gad von Thorshavn zu und küßte ihn, dann Christiansen. Ich wich dem Kusse aus und grüßte, wie es der Amtmann thut, der nie küßt. Meine Enthaltsamkeit wurde auch reichlich belohnt; denn gleich darauf kam die Mutter des Mannes, ein wahres Nußknackergesicht, und brachte ihre Will-

kommen gleichfalls nach hergebrachter Sitte. Mit wahrem Entzücken erinnere ich mich noch jetzt des Essiggesichtes, welches Christiansen nach dem Kusse zeigte. — In zwei Stunden gingen wir von hier nach Saxen längs einer Elf, die sich in einem tiefen Thale dahinzieht. Saxen selbst liegt hoch an einer wilden, kesselartigen Felsschlucht, in welcher das Meer einen scheinbar abgeschlossenen See bildet, der sich schwarz und schaurig in der Tiefe ausdehnt. Ueberhaupt liegen die Dörfer stets an der See, gewöhnlich da, wo zwei Berge sich abdachen und ein flaches Thal bilden, oder wo sich der Berg so senkt, daß das Erdreich, welches aus verwitterten Felsen entstanden zu sein scheint, bearbeitet werden kann. Alles bebaute Land (Indmarket) ist durch hohe Steinwälle, sogenannte Geren, eingefriedigt, damit das Vieh, welches frei auf dem Udmarket weidet, nicht eindringen kann. Die einzelnen Felder sind wieder besonders eingehegt. An oder in der Indmarket liegt das Dorf oder Boigdelag, aus einzeln stehenden, mitunter auch in Gruppen liegenden Häusern gebildet.

Unser Quartier war in einem Bauernhause, wo für acht Fremde fünf Betten angewiesen wurden. Bald nach dem Willkommen machten wir uns auf den Weg, um die Felsschlucht und die gestrandete Fregatte zu sehen. Von unserm Hause ging es sehr steil hinab zu dem erwähnten See. Dieser wird von keinem Winde bewegt; er ist ganz ruhig und steht nur durch einen schmalen Canal mit dem See in Verbindung; auch bemerkt man in demselben eine regelmäßige Ebbe und Fluth, welche sonst durch die Ströme vertreten wird. Rings um dieses Wasser erheben sich in schaurigem Dunkel unersteigliche Felsen, so hoch, daß die Sonne nie in diese Schlucht hinein scheint. Das schwarze Gestein, die dunkle Farbe des Wassers, der eintönige Wiederhall und das Geschrei der Seemöven machen den Platz im höchsten Grade melancholisch. Mit einer kurzen Wendung um eine Felsspitze steht man an der offenen See, die heftig brandet. Hier lag die gestrandete Fregatte. Es war ein großer neuer Dreimaster, der einen furchtbaren Orkan ausgestanden haben mußte: der Vorder- und Mittelmast waren in der Mitte und der Hintermast über dem Deck abgebrochen, als wäre er

von Glas gewesen. Die Mannschaft ist wahrscheinlich von einem andern Schiffe aufgenommen worden; denn alle Papiere, Geräthe, sogar das Küchenzeug waren nicht mehr in dem Wracke befindlich, als es an dieser Küste scheiterte. Das Holz kam den Färingern herrlich zu Statten; die schönsten, größten Balken, vierzig Fuß lang und zwei Fuß dick, wurden zu Brettern zersägt. — Den Rückweg nahmen wir auf der andern Seite der Schlucht über die Felsen, welche einen kaum Einen Fuß breiten Weg darboten und unten durch das angespülte Seewasser sehr schlüpfrig sind. Wer dort ausgleitet, stürzt unfehlbar in die Fluthen. Und diesen Weg, der mit so vielen Beschwerlichkeiten verbunden ist, hat der Vater unsers Wirthes, ein Mann von 73 Jahren, täglich drei bis vier Mal zurückgelegt, um nach der Bergung des Holzes zu sehen. Wie rüstig hier die alten Leute überhaupt sind, davon erzählte uns der Amtmann ein Beispiel. Er sieht auf den Norderinseln einen sehr alten Mann und sagt zu ihm im Scherz: »Nun, Alter, willst Du mich mit nach Hause rudern?« Der Alte zieht sofort seine Jacke aus. Der Amtmann will das natürlich nicht dulden, und bedeutet ihm, er habe nur gescherzt. Da treten dem Greise die Thränen in die Augen und er bittet den Amtmann flehentlich, ihm zu erlauben, daß er mit rudere, so daß Jener sich genöthigt sieht, nachzugeben. Nun rudert der Alte frisch mit den jungen Leuten zwei Meilen, ohne auszuruhen und ohne sichtbar angegriffen zu sein, fort. Er war damals 93 Jahre alt.

Am andern Morgen um sieben Uhr nahm die Versteigerung auf freiem Felde ihren Anfang. Gegen 500 Menschen von allen Inseln waren hier versammelt. Lauter heitere, zufriedene Gesichter, kein einziges mit dem Gepräge des Galgens. Die Tracht war ziemlich gleichmäßig, nur das meist hellfarbige Haar wurde verschieden getragen. Bei der Mehrzahl war es kurz abgeschnitten, Viele, besonders die Suderoer, hatten lange, bis auf das Kreuz herabhängende geflochtene Zöpfe, Andere trugen über die Schultern herabhängendes, zum Theil schlichtes, gewöhnlich aber geringeltes oder gelocktes Haar. Die Meisten trugen einen Sack von Seehundsfell mit Mundvorrath und trockenem Fußzeuge über den Schultern. Aus jedem Schnapp=

sack duftete das Skiärpekiöd*) entgegen. Hier konnte man auch die besten Beobachtungen über das Begrüßen anstellen. Handgeben ist an der Tagesordnung, wenn ein guter Morgen gewünscht wird, nach dem Frühstück, dem Mittag- und Abendbrot, so wie beim zu Bette gehen. Begegnen sich zwei Bekannte, die sich lange nicht gesehen, so nehmen sie erst die Mütze in die linke Hand, geben sich die rechte und dann einen Kuß. Das Frauenzimmer macht einen Knix und giebt einen Kuß, wobei der unerläßliche Händedruck nicht fehlt.

Am Nachmittage wurde ein Viermannsfahrer bestiegen und eine Wasserfahrt längs der Küste von Nordstromoe nach Westmannshavn und einem der dortigen Vogelberge gemacht. Der Anblick der Küste ist großartig. So wie man aus dem Fjord gekommen ist, zeigt sich zur Rechten eine mehr als tausend Fuß hohe Felswand, lothrecht und so glatt wie gemauert, die linke, um welche wir bogen, ist niedriger. Einige Meilen in die See hinaus, aber scheinbar so nahe, daß man glauben möchte, man könnte dort ein Schaf weiden sehen, liegen die steilen und hohen Küsten von Waagoe und Myggenaes. Nicht weit vom Eingange in die Bucht sahen wir ein großes höhlenartiges Felsenthor, dessen Gewölbe gewiß 110 bis 130 Fuß Höhe und 50 bis 60 Fuß Breite hat. Die Brandung donnerte aber darin so gewaltig, daß an ein Durchfahren nicht zu denken war. Tiefe Risse und Schluchten, grauenhafte schwarze Felsschlünde, die vom Gipfel der Berge bis an's Meer gingen, wechselten mit glatten Felswänden ab. Löcher, deren Eingang vielleicht nur einige Fuß weit sein mochte, spieen mit geschützähnlichem Donner die Meeresfluth als Schaum hoch in die Luft, sobald der Andrang einer Woge die Wassermasse darin zusammenpreßte; tiefe Löcher, wo die Seehunde ihre Jungen zu werfen pflegen; größere und kleinere Höhlen; kleine Felsen, die oft kegelrund aus der See heraufsteigen, und von Scharben**), Möven und Lummen wimmelten; hier furchtbare Brandung und dort wieder fast ruhige See: all dieser mannigfaltige Wechsel von Natur-

*) Geräucherter Hammelschinken. Siehe Bd. I. S. 300.

**) Der Wasserrabe, Skarv, Pelecanus graculus, cristatus.

scenen wirkte mächtig auf mich ein und ließ einen unauslöschlichen Eindruck in mir zurück.

In einer tiefen grausenvollen Schlucht, die von tausend Fuß hohen Felswänden umgeben war, machten wir Halt. Hier war der Vogelberg. Wohin man sah, Nichts als Vögel und Vögel. Tausende von Lummen und Alken trieben in kleineren und größeren Gruppen um das Boot, sahen uns neugierig an, verschwanden auf einmal unter dem Wasser, um ganz nahe wieder aufzutauchen. Gryllummen konnte man mit den Rudern erreichen; Seehunde reckten ihre Köpfe hoch über das Wasser, die Störung ihres Friedwinkels nicht begreifend; Skuen*) stießen auf Papageitaucher und dreizehige Möven, die sie im Fluge auf den Kopf treffen und tödten. Hier suchte eine unglückliche dreizehige Möve, die kurz vorher so glücklich gewesen war, einen Fisch zu fangen, mit kläglichem Geschrei vor einer sie von allen Seiten kneipenden Raubmöve Schutz unter einem Schwarme ihres Gleichen. Doch immer eifriger drängte der Verfolger, immer angstvoller ward das Geschrei der Verfolgten; endlich wird der Fisch heraus gewürgt und von dem Räuber in der Luft ergriffen, ehe jener Zeit hat, in die See zu fallen. Die benachbarten Bewohner der Felsen und die auf dem Wasser treibenden verrathen bei diesem Vorfall einige Unruhe, wagen aber nicht, dem gefürchteten Feinde die Stirn zu bieten. Die Luft ist durchkreuzt von ab- und zufliegenden Alken, die ihr Geschäft des Brütens beginnen; so hoch, daß man Bienen an den Felsen vorbeifliegen zu sehen glaubt, und so niedrig, daß man mit Stöcken nach ihnen schlagen könnte, schwirren sie umher. Doch jetzt einen Blick auf die Niederlassung, auf die eigentlichen Wohnplätze dieser Ansiedler. Auf etwas über die See hervorragenden Felsen sitzen glänzende Scharben, ihre langen Hälse nach allen Richtungen wendend, über ihnen einige Skuen, ängstlich von ihnen betrachtet. Dann kommt die Linie der dreizehigen Möven. Nest an Nest in Einer Reihe längs der ganzen Breite des Felsens, und Nest über Nest, sieht man nur

---

*) Die braune Raubmöve (larus catarrhactes), so groß wie ein Kolkrabe, und mit weißen Federn am Kopfe, heißt auf Färö Skua.

Köpfe brütender Vögel, und die weiter unten liegenden Felsen von ihrem Kothe weiß gefärbt. Etwas höher auf kleinen Absätzen oder Hammern des Felsens stehen die Alken und Lummen unter einander vermischt in Parade aufgestellt, Alle die weiße Brust der See zugekehrt, Mann an Mann, daß kein Hagelkorn durchgehen kann, stets gegen die unwillkommenen Besucher oder die Nachbaren sich verneigend. Einzelne Paare, welche einen kleinen Absatz allein eingenommen hatten, fächelten mit den Flügeln und liebkos'ten den Gefährten, verschämt umher trippelnd und den Gatten mit dem Schnabel berührend. Schaaren derselben flogen ab und zu, und doch wußte jeder dieser Tausende seinen Platz wiederzufinden. Freilich gab es mitunter einige Unordnung. Hier standen einige Zwanzig Brust an Brust; plötzlich kommt ein Alk angeflogen, drängt sich auf seinen Platz und stößt einige Seitenverwandte herab. Den obersten Platz nehmen die Papageitaucher oder Lunde ein, weniger sichtbar, doch durch das Ab- und Zufliegen sich verrathend. Betäubend ist der Lärm an einem solchen Vogelberge, so daß man nicht einmal das Wort seines Nachbarn verstehen kann. Die gräßliche Stimme der dreizehigen Möve übertönt Alles; dazwischen hört man das eintönige orr des Alken, das rrrrrr der Lummen mit allen Vokalen verbunden. — Nachdem ich lange genug dem Treiben dieser Massen zugesehen hatte, wirkte der Reiz, eine mit einer Haube versehene Scharbe zu bekommen, die sechzig Schritte von unserm Boote entfernt auf den Klippen saß, zu stark auf mich. Es knallte. Was aus der Scharbe geworden ist, weiß ich nicht, denn die Wirkung war zu gewaltig. Die Luft verfinsterte sich von den aus ihrer Ruhe aufgestörten Vögeln. Viele Tausende enteilten der Schlucht mit entsetzlichem Getöse und breiteten sich fächerförmig über die See aus: wohin wir aus unserer Stellung sahen, konnten wir nur fliegende Alken, Lummen und Möven erblicken. Verwundert kamen die Lunde aus ihren Höhlen hervor, betrachteten die allgemeine Verwirrung mit komischen Geberden und stießen ein langsames orr aus. Die dreizehige Möve blieb größtentheils ruhig auf dem Neste. Sämmtliche Scharben stürzten, wie getroffen, vor Schreck in das Meer. Allmählig kehrten alle wieder auf ihre Plätze zurück

und begannen ihre Verneigungen und Höflichkeitsbezeugungen zu erneuern. Wieder hallte ein Schuß in der Felsschlucht, allein ohne bedeutenden Erfolg. Die meisten blieben sitzen. Die, welche am weitesten nach unten ihr Standquartier hatten, flogen zwar auf, kehrten indessen bald wieder. — Man hat sehr viele Vermuthungen aufgestellt, warum die Vögel gerade diese und jene Felsen zum Brutplatze wählen; ich trete der Meinung bei, daß Heimaths- und Gesellschaftstrieb sie bestimmen, glaube aber als Hauptursache die Lage der Vogelberge selbst mit anführen zu müssen. Auf Färö befinden sich wenigstens fünfundzwanzig Vogelberge, welche sämmtlich nach Westen und Nordwesten liegen. Nicht einen einzigen habe ich nach Osten zu bemerkt, obgleich eben so gute Plätze zum Brüten dort zu finden sind. Diese Erscheinung hängt meiner Ansicht nach damit zusammen, daß fast alle Seevögel gern gegen den Wind fliegen, besonders auffliegen. Westwinde sind die gewöhnlichsten auf Färö, daher erheben sie sich gegen den Wind und suchen die See, überfällt sie aber ein Sturm, so sind sie nicht in Gefahr verschlagen zu werden, sondern suchen mit dem Winde den Brutplatz zu erreichen. In der Regel befindet sich dieser auch an Stellen, wo in den Felsen Wölbungen vorhanden sind, so daß sie der Wind nur dann fassen kann, wenn er gerade von vorn hereinsteht, wogegen Seitenwinde durch die Wölbung gebrochen werden.

Wir ruderten um die rechte Ecke des Fjords von Saxen zurück. Auch hier findet man Höhlen in allen Formen. Besonders merkwürdig war mir eine glatte senkrechte Felswand, geformt wie ein altes gothisches Haus mit zwei Giebeln, dabei über tausend Fuß hoch. Vor dem Eingange des Canals in den Kessel der Felsschlucht von Saxen ist eine Sandbank, welche die ganze Breite des Fjords einnimmt. Vor derselben steht eine schwere Brandung, die wir durchschneiden mußten. Unsere Ruderer sollten die Zeit so abpassen, daß die anschwellende Woge uns über die Bank werfen mußte. Hiebei kann ihnen die Einrichtung der Boote und die Leichtigkeit, mit der sie so gut rückwärts als vorwärts rudern, zu Statten. Sobald sie sahen, daß sich die Woge vor der Bank brechen würde, ruderten sie rückwärts über ihren Gipfel, bevor sie brach. Dies war wohl

drei oder vier Mal geschehen, als eine große Welle sich heranwälzte, von der sie meinten, daß sie uns über die Bank heben würde. Nun wurde rasch vorwärts gerudert. Immer näher kam die Brandung, immer höher schwoll die Woge, jetzt dicht hinter dem Boote, wo sie uns heben sollte, brach sie plötzlich, und überströmte uns so, daß nur Schnelligkeit im Schöpfen das Boot flott erhalten konnte. Die nachfolgende Welle hob uns über die Sandbank, und so kamen wir wohl durchnäßt wieder in Saxen an.

Da der Amtmann die Versteigerung erst am Freitag Abend beendigen konnte, so gingen wir früher von Saxen weg, um auf dem Quaalvigsfjord noch eine Wasserjagd anzustellen. Bei dieser Gelegenheit zersprang mir die Nuß an dem linken Schlosse meines Doppelgewehres. Doch der Thorshavner Grobschmied wußte Rath zu schaffen; er machte mir eine ganz vortreffliche Nuß wieder. Ueberhaupt bestätigt es sich hier wie in anderen Gegenden, daß die Menschen von selbst erfinderisch werden, wenn sie keine Gelegenheit haben, ihre Bedürfnisse anders woher oder durch Leute von Fach befriedigen zu können. Der Grobschmied hatte nie eine Flinte in Händen gehabt, und setzte dessenungeachtet meine Schlösser mehrmals in Stand, indem späterhin auch eine Feder gesprungen war. Der Sysselmann von Waagoe baut Boote und schmiedet vortreffliche Messer; der Sysselmann von Suderoe kann Uhren repariren, drechseln, schmieden, ohne jemals von Jemandem Anweisung erhalten zu haben. — Um acht Uhr langten unsere Reisegefährten an. Ich bemühte sie noch ein Mal aus dem Hause, damit sie mir bezeugen könnten, daß ich die Wahrheit rede, wenn ich erzählte, ich hätte auf Färö gesehen, daß eine Kuh das Dach eines Hauses aufgefressen. Ihr schmeckte das schöne Gras vortrefflich, wobei sie sich aber wundersam genug ausnahm. Um neun Uhr Abends ruderten wir nach Thorshavn zurück. Obgleich Neumond war, konnte ich doch das Kieler Wochenblatt um Mitternacht vom neunten auf den zehnten Mai lesen.

Nach meiner Zurückkunft zog ich Erkundigungen über den Vogelfang auf Färö ein. Fast sämmtliche Seevögel, namentlich die Alken, Lomvien (dumme Lummen) und Papageitaucher,

sind Nahrungsmittel auf diesen Inseln. Man fängt sie in unzähliger Menge, und es ist vorgekommen, daß ein einziger Mann mit der Fleistange an einem Tage 950 Lunde (Papageitaucher) gefangen hat. Man ißt sie sowohl frisch, als auch eingesalzen und getrocknet. Im Mai leben die Bewohner mancher Insel von den Eiern der Seevögel. Aber nur die Noth kann den Menschen zwingen, nicht allein diese schlechte Speise zu genießen, sondern auch den oft so gefährlichen Vogelfang zu unternehmen. Um einiger dieser erbärmlichen Mahlzeiten willen muß der Knecht des Königsbauern sich über hundert Klafter an einem Seile hinablassen, auf Felsen gehen, wo der Raum, den die Füße einnehmen können, kaum einen Fuß breit ist, und von der See aus Klippen ersteigen, wobei ein Fehltritt oder das Losbröckeln eines Steines augenblicklichen Tod herbeiführt. Leider werden auch alljährlich mehrere Menschen ein Opfer dieses gefährlichen Gewerbes, daher der Färinger, der in den Vogelberg fährt, von allen seinen Bekannten feierlich Abschied nimmt auf Nimmerwiedersehn. Ich war natürlicher Weise sehr begierig darauf, Augenzeuge dieses Vogelfanges zu sein, und bot den Leuten mehrmals Geld an, daß sie mir an der Leine Vögel aus dem Berge holen sollten. Allein für Geld setzt der Färinger sein Leben nicht in Gefahr, und erst im Juni, als ich auf Store Dimon war, glückte es mir, daß der Königsbauer seinen Knechten befahl, in den Berg zu gehen. Man fängt hier die genannten Seevögelarten auf dreierlei Weise: mit der Leine, vom Boote aus und mit der Fleistange. Die letztere Weise ist die einfachste und nicht gefährlich, erfordert aber doch einige Geschicklichkeit. Der Vogelfänger rudert auf seinem Boote auf die Stellen hin, wo die jungen Vögel auf den Klippen an der See sitzen, indem er nur mit seiner Fleistange versehen ist. An einer zehn bis zwölf Fuß langen, anderthalb Zoll dicken, rundgehobelten Stange ist oben ein Stück gekrümmtes Horn befestigt. An jedem Ende des Horns befinden sich zwei Löcher, durch welche wieder zwei gekrümmte, vier Fuß lange schmale Stöcke gesteckt werden, so daß diese an der Stange zusammentreffen und dort mit dem Bindfaden befestigt werden können. Die äußersten Spitzen dieser Stöcke werden durch ein starkes Band

straff angezogen, so daß sie etwa zwei Fuß von einander entfernt bleiben. Zwischen diese wird ein schlappes Netz gespannt, welches aus großen Maschen besteht und meistentheils aus Wolle gestrickt ist. Da die Vögel in der Brutzeit wenig scheu sind, so lassen sie sich gewöhnlich im Sitzen das Netz überwerfen, stecken sogleich den Kopf in die Maschen, um in das Wasser zu kommen, und sind gefangen. Man tödtet sie durch die Trennung des Atlas*) vom Hinterhaupte, wozu ein eigener Griff gehört. — Gefährlicher ist die zweite Fangweise, bei der die Fleistange auch gebraucht wird, die Leute aber die Felsen vom Boote aus ersteigen und die Vögel im Fluge fangen müssen. Zu diesem Fange vereinigen sich gern ihrer Vier. Zwei bleiben unten im Boote und sammeln die herabgeworfenen Vögel auf, die andern Beiden unternehmen das gefährliche Wagestück. Beide verbinden sich durch ein 50 bis 60 Fuß langes Tau, das sie an dem Hosengurt befestigen, und bewaffnen sich mit der Fleistange. Nun steigt der Erste aus dem Boote auf den Felsen; der Zweite setzt ihm ein kleines Brett, das an einer langen Stange befestigt ist, unter das Gesäß und schiebt ihn bis zu einem Absatze hinauf, wo er festen Fuß fassen kann. Von hier hilft der Erste dem Zweiten vermittelst des Strickes zu sich herauf. Nun schiebt der Erste den Zweiten höher, und so hilft Einer dem Andern wechselsweise, bis sie zu den Absätzen gelangt sind, wo die Vögel brüten. Auf diesen schwer zu ersteigenden Plätzen, wo Menschen ein den Vögeln fremder Anblick sind, können die kühnen Kletterer ihre Beute mit den Händen ergreifen und tödten, ohne daß die erschreckten Thiere zu entfliehen versuchen. Ist der Absatz gut gelegen, so daß viele Vögel daran vorbeifliegen, so glückt es dem Vogelfänger oft in einem Schlage mit der Fleistange zwei bis drei Vögel auf einmal im Fluge zu fangen, und in Zeit von einigen Stunden seinen Gefährten mehrere Hunderte in die See zuzuwerfen. Beim Hinabsteigen geht es umgekehrt, wie bei dem Heraufsteigen: Der, welcher durch den oben Stehenden am Seil gehalten wird, läßt sich zuerst hinab, und hilft dem Andern durch die Stange. Hierbei geschieht es

*) Atlas ist beim Vogel der erste Halswirbelknochen.

aber nicht selten, daß Der, welcher klettert, ausgleitet, oder daß der Felsen unter ihm zerbröckelt und er niederstürzt; dann muß der oben Stehende festen Fuß behalten, oder Beide liegen zerschellt in der See. — Die gewöhnlichste und am reichsten belohnende Weise ist die, durch Herablassen am Seile zu den Nestplätzen in den großen Vogelbergen zu gelangen. Ein drei Zoll dickes, 600 bis 1200 Fuß langes Tau wird am Gürtel des Vogelmanns befestigt. Außerdem hat er einen Sitz, der aus breiten, zusammengenäheten wollenen Bändern besteht; dieser ist ebenfalls an dem Tau befestigt. An den Rand des senkrechten Felsens wird nun ein Stück Holz gelegt, damit das Seil von dem Gestein nicht zerschnitten werde, und über dieses lassen sechs Mann den Vogelfänger an der Bergwand hinabgleiten. Neben dem dicken Tau läuft eine dünne Leine herab, mit welcher den oben Stehenden, die ihren Gefährten bald aus den Augen verlieren, Zeichen gegeben werden. Es soll eine eigene Geschicklichkeit dazu gehören, das Herumdrehen des Taues zu verhindern. Der Unerfahrene wird in der Luft wie ein Kreisel herumgewirbelt und verunglückt dann leicht. Sobald der Mann zu den Absätzen gelangt ist, löst er das Tau ab, befestigt es an einen Stein, damit es nicht entschlüpfe, und beginnt nun seine Arbeit. Wenn er die Vögel getödtet hat, welche er mit den Händen ergreifen kann, nimmt er seine Fleistange zur Hand, und fängt die Vorbeifliegenden in dem Netze mit großer Geschicklichkeit, so daß er bei stillem Wetter leicht mehrere Hunderte zu dem Boote, was unter dem Felsen liegt, hinabwerfen kann. Oft trifft es sich, daß der Absatz, wo die Vögel nisten, in einer kleinen Höhle oder auf einem Hammer befindlich ist, der nicht über den Felsen hervorragt, sondern sich in diesen vertieft. Dann versetzt sich der Vogelfänger vermittelst seiner Fleistange in eine Schwingung, bis er einen solchen Schwung erhalten hat, daß er festen Fuß fassen kann. Er ist auf solche Weise im Stande, sich eine Schwingung von 40 bis 50 Fuß zu geben. Sollte der Absatz noch tiefer liegen, so befestigt der Mann sich eine zweite Leine, deren Ende er zu dem Boote hinabläßt, und durch welche er einen Schwung von 100 Fuß erlangen kann. Nach vollbrachter Arbeit ziehen ihn die im

Boote befindlichen Gefährten wieder herauf. Diese Art des Vogelfangs ist bei Weitem die gefährlichste. Selbst die größte Vorsicht kann es doch oft nicht vermeiden, daß der Strick nicht reißt; es kann sich ein Stein losreißen und den Unglücklichen zerschmettern, was sich während meiner Anwesenheit auf Wideroe zutrug; der Mann kann bei der Schwingung den festen Standpunkt verfehlen und gegen die Felswand geschleudert werden; er kann auf den Felsabsätzen das Gleichgewicht verlieren und in die See stürzen; mit einem Worte: es ist die gefährlichste Beschäftigung, die man sich denken kann. Bei nicht sehr hohen Felswänden befestigt der Färinger seinen Strick auch wohl nur mit einem Pflock, und läßt sich ohne fremde Hülfe hinab. — Die Lunde (mormon fratercula, alca arctica) werden mit geringerer Gefahr aus ihren Löchern mit der Hand oder mit einem Haken gezogen; doch pflegt der Weg zu ihnen gefährlich zu sein. Ich bin zwei Mal in den Vogelberg auf einem Felsabsatze gegangen, der etwa einen Fuß breit war, unter mir eine senkrechte Felswand von 600 Fuß, über mir eine solche, an welche ich mich zur Noth mit der Schulter lehnen konnte. Doch solchen Weg betritt der Färinger mit einer Sicherheit, die nur beständige Uebung hervorbringen kann. Als ich mich das erste Mal an einer solchen lebensgefährlichen Stelle befand, konnte ich nur mit Mühe den Schwindel unterdrücken, den ich sonst nicht kenne; nachdem ich aber ein Vierteljahr hier gewesen war, sah ich mit der größten Ruhe den Felsstücken nach, welche ich über lothrechte Felswände von tausend Fuß Höhe in die See stürzte, ohne daß sie ein einziges Mal die Wand berührt hätten. Als ich einen Färinger zu bewegen suchte, sich in den Vogelberg hinabzulassen, versprach er dies, wenn ich es nachmachen wollte. Da ich es noch nie gesehen hatte, wurde die Wißbegierde oder die Neugier zu mächtig, und ich sagte es zu. Da legten sich aber die anwesenden Färinger in's Mittel und behaupteten, es sei für mich durchaus unmöglich, und so unterblieb die Sache.

Viertes Kapitel.

In dieser Woche kam eine ansteckende Krankheit zum Ausbruch, die uns erst gar lächerlich erschien, indessen leider sehr ernstlich wurde. So wie die Bewohner der hebridischen Insel St. Kilda den Schnupfen bekommen, sobald ein Fremder dort anlangt, so pflegt auch auf Färö der sogenannte Kriim, eine Art Grippe, sich mit der Ankunft der Schiffe aus Dänemark einzufinden. Einige Tage nachdem das zweite Schiff, Capitain Jensen, angelangt war, hörte man in Thorshavn fleißig nießen und husten. Dann stellten sich häufige Kopfschmerzen und ein Schnupfenfieber ein, so daß die Patienten genöthigt wurden, das Bett zu hüten. Die Krankheit nahm so schnell überhand, daß in Zeit von acht Tagen von 140 Kindern nur 7 die Schule besuchen konnten. Als nun aber fast täglich Menschen starben, und von allen Inseln die Nachricht kam, daß der Kriim sich zeige, da lachten wir nicht mehr über das Niesen. Wunderbar genug werden die Ausländer in den ersten sechs bis acht Jahren ihres Aufenthaltes auf Färö nicht davon befallen, nach dieser Zeit aber so gut wie die Eingeborenen.

Am 15. Mai machten wir eine Fahrt nach Waagoe. Wir reisten über das Fjeld von Thorshavn nach Velbestadt über nackte Felsen, die unsere mit dünnen färingischen Schuhen bekleideten Füße nicht wenig angriffen. In diesen Schuhen geht man weit leichter und sicherer auf den Felsen, als in dänischem Fußzeuge, weil man den Ballen und die Zehen besser brauchen kann; dagegen haben sie den Nachtheil, daß man in ihnen stets nasse Füße hat und daß sie auf dem feuchten Rasen sehr glatt werden. Ist man einige Tage auf diesen Schuhen gegangen, so hat man große Löcher unter dem Fuße; dann muß man auf der plump zusammengenähten Naht marschiren. Von Velbestadt fuhren wir längs der westlichen Küste von Stromoe zum Herenfinger (Trollkonefinger), der sich, einige Klafter von der hohen, senkrechten Küste entfernt, als hohe, steile, dünne und ganz spitz zulaufende Klippe erhebt. An der südlichen Seite von Waagoe bildet die See einen herrlichen von Dorfschaften um-

kränzten Meerbusen. An der linken Seite des Meerbusens liegt Jensegierde, die Predigerwohnung. — Bei unserer Ankunft fanden wir das Pferd des Pastor Stuer schon gesattelt, der zur Predigt am Himmelfahrtstage nach den Kirchen von Sörvaag und Boe reisen wollte. Während die Frau Pastorin uns das Mittagsbrot bereitete, versuchte ich es, meine Eßlust zu reizen, wie es die Schweden durch einen Schnaps thun. Bald wäre mir aber alle Eßlust darüber vergangen. In dem Keller des Predigers sah es gar herrlich aus. Hier hing Thran in Seehunds- und Wallfischmagen aufgehängt, Skiärpekiöd duftete uns entgegen, auch vortreffliches Wallfischfleisch und Wallfischspeck, ein Jahr lang an der Luft getrocknet, reizten meine Sinne. Zuerst aß ich etwas Wallfischfleisch, wobei ich bald einen Kinnbackenkrampf bekommen hätte, da es dem Mastrichter Sohlenleder nicht unähnlich ist; als Fett wurde Wallfischspeck gebraucht. Gott segne den Geschmack und Magen der Grönländer und Färinger! Ich konnte den heillosen Speckgeschmack in der ersten halben Stunde nicht los werden.

Auf einem großen Umwege, nämlich längs der südwestlichen Küste der Insel und dem See Sörvaagsvatn, gingen wir in Gesellschaft des Herrn Pastors am Abend nach Boe. Nachdem wir stark bergan gestiegen waren, standen wir plötzlich auf einer senkrechten, gewiß 800 Fuß hohen Felswand. Unter uns brauste die See, die Brandung war sehr stark und donnerte gewaltig in den tiefen Höhlen. Wir wälzten schwere Steine über die Wand. Man sah sie mehrere Secunden, ohne ein Felsstück zu berühren, fallen, kleiner und kleiner werden, verschwinden; dann folgte ein Knall, wie ein Flintenschuß. Wer zum Schwindel geneigt ist, gehe nicht hierher; selbst der nicht Schwindelige muß sich erst an den Anblick gewöhnen und liegend hinabsehen, ehe er dem Abgrunde bis auf einen halben Fuß naht. Von da gingen wir zu dem Ausflusse des großen Binnensees Sörvaagsvatn. Ueber Klippen und große Felsblöcke kletterten wir zu dem achtzig bis neunzig Fuß hohen Wasserfall hinab, den die aus dem See fließende Elf bildet. Unmittelbar an dem Wasserfalle, da wo er sich hinabzustürzen beginnt, ist ein äußerst anziehender Standpunkt: hinter uns der große Binnensee, vor uns der Ocean

mit den Inselgruppen, um uns nackte Klippen und Felsblöcke, unter uns der hohe Wassersturz und die prächtigste Brandung, die zu uns wohl hundert Fuß hoch hinaufschlug. Längs der See gingen wir über Haide, Moor und Klippen, überstiegen dann einen niedrigen Bergzug und fuhren von Sörvaag über den Fjord nach Boe. Hier wohnten wir der Predigt bei. Die Kirche war sehr besetzt, der Gesang aber das Fürchterlichste, was mir in meinem Leben vorgekommen ist: Jeder schrie den ersten besten Ton, der ihm in die Kehle fuhr, heraus; der Küster sang vor, aber ohne musikalisches Talent. Mir fiel hierbei die bekannte Anekdote von Johann Sebastian Bach ein, den ein Organist fragte: ob er auch Orgel spielen könne, weil er ihm so auf die Finger sehe. »Klein wenig,« sagt Bach, setzt sich auf die Bank und legt sich mit beiden Händen auf die Claviatur. Entsetzt prallt der Organist vor der gräßlichen Disharmonie zurück; allein Bach löst Alles gar herrlich auf, und der Organist packt in seinem Entzücken den guten Bach in die Brust und ruft: »Herr, entweder sind Sie der leibhaftige Satan, oder Bach!« Sah ich die einzelnen Kehlen der Färinger für Orgelpfeifen und die ganze Gemeinde für eine Orgel an, so konnte ich glauben, Jemand läge mit den Armen auf der Claviatur; allein es erfolgte keine Auflösung der Disharmonie durch einen Bach.

Von Boe aus machten wir einen Ausflug in die Umgegend. Im Fjord war Nebel und starker Wind, auf dem Fjeld heller Sonnenschein und Windstille. Wir erstiegen unter Anderm einen 1500 Fuß hohen, beinahe senkrechten Berg in Schlangenlinien, über lose Steine und am Rande von Abgründen, um die Nester des gemeinen Sturmvogels (procellaria pelagica) aufzufinden, fanden aber keins. Am Abend kehrten wir wieder nach Jensegierde zum Pastor Stuer zurück. Ich bewunderte bei dieser Gelegenheit die Ausdauer eines Färingers. Von Sörvaag bis Midtvaag machten wir eine gute dänische Meile (anderthalb deutsche Meilen) in fünf Viertelstunden. Auf der Hälfte dieses angestrengten Marsches holte uns der Färinger ein, der unsere Koffer und übriges wenigstens siebenzig Pfund schweres Gepäck trug, und hielt bis Midtvaag gleichen Schritt. Im Schweiße gebadet langten wir dort an und erwarteten unsern Träger

umstürzen zu sehen, als er sich auf den Bauch legte und aus einer Elf trank; doch schien er eben so frisch zu sein als wir, wiewohl er stark keuchte. Die Färinger tragen mit der Stirn. Um das Trag-Ende wird ein Tau geschlungen, welches seinen Stützpunkt auf der Stirn des Trägers findet, die Last liegt auf dem Rücken.

Am 16. Mai gingen wir eine Strecke in einen Vogelberg hinein. Der Steig war etwa einen halben Fuß breit, links unter uns in einer Tiefe von 5 bis 600 Fuß die See, rechts über uns steile Felsen, die noch dazu so überhingen, daß wir an einigen Stellen gebückt unter ihnen wegkriechen mußten. Gnade Gott Dem, der hier ausgleitet! Wir wagten uns auch nicht sehr tief hinein, nur bis zu einigen Höhlen des Lunds, dessen Nest mit etwas Moos ausgefüllt ist, auf welchem das eine runde Ei liegt. Den Abend brachten wir sehr vergnügt bei einer Partie Schach und Gespräch hin. Der Pastor erzählte uns von den Hochzeitsgebräuchen der Färinger, insbesondere von einer im vorigen Herbste gehaltenen großen Hochzeit. Wenn dem Freier durch das Einschenken dreier Schnäpse das Jawort der Eltern ertheilt ist, wird gegen Ende Octobers die kirchliche Einsegnung vollzogen. Die Zeit ist sehr gut gewählt, weil man nur dann frisches Ochsenfleisch und Schaffleisch haben kann. Nun wird das Brautpaar in den Hochzeitstaat gesetzt. Der Bräutigam ist mit dänischen Schuhen, feinen weißen wollenen Strümpfen, schwarzen Beinkleidern und Rock, schön mit Roth ausgenäht, angethan. Das Hauptkennzeichen desselben aber ist der aus schwarzem Tuche verfertigte hohe Hut, der hinten und vorn eine Spitze hat, die einen Fuß hoch emporsteht, außerdem der Freierstab, der so lang ist, daß seine Spitze oben von den Fingern des Tragenden erreicht werden kann. Die Braut trägt ein Gewand von blauer oder rother Farbe, mit vielen Falten und langen Aermeln besetzt. Um den Hals wird ein feines Spitzentuch geschlagen. An der Brust steckt eine silberne Nadel, daran ist eine viereckige Silberplatte befestigt mit vielen Ringen und Haken, woran Silberflitter gehängt sind. Der hohe Kopfputz wird kunstvoll aus seidenen Bändern und Flittern von Gold und Silber verfertigt. An

dem hintern Ende sitzen vier lange und breite seidene Bänder, welche mit Flittern ausgeschmückt sind, zwei davon hängen über den Rücken und zwei über die Brust. Darauf geht der Zug in die Kirche: voran der Bräutigam mit zwei Führern, dann die Braut mit zwei Brautjungfern und zwei Junggesellen, welche der Braut den Arm bieten und sie nach und aus der Kirche führen. Paarweise treten zuerst die Männer ein, hinterher die Frauen und bilden einen Kreis. Nach der Trauung empfängt das junge Ehepaar den Glückwünschungskuß von allen Anwesenden. Nun setzt man sich zu Tische. Weinsuppe, Ochsenbraten und Rosinenkuchen sind die bestimmten Gerichte. Der Schwanz des Ochsen wird zunächst vor das Paar gesetzt und geht dann um die Tafel herum, wobei Jeder einen Reim sagen muß. Einer der Zeugen ist Branntweinschenker. Bei der erwähnten Hochzeit wurden verzehrt: anderthalb Tonne Branntwein, ein Ochse, eine Kuh, achtundvierzig Schafe und eine Tonne Roggen. Die Gäste bezahlten den Prediger, der eine Einnahme von dreißig Thalern hatte. Nach der Mahlzeit werden die gewöhnlichen Rundtänze gehalten. Um Mitternacht wird nach dreimaliger Mahnung des Branntweinschenkers durch einen Schlag an den Balken die Braut von den Frauen und der Bräutigam von den Männern in's Brautgemach gebracht. Dann singen die Gäste einen Vers aus dem Gesangbuche und tanzen während der Nacht, bis sie am andern Morgen den Vermählten ihre Glückwünsche und Geschenke, die aus einer oder zwei dänischen Kronen bestehen, darbringen. Das Ehepaar empfängt die Hochzeitsgaben im Bette, wobei die junge Frau in der einen Hand eine Flasche Rum, in der andern eine Flasche Branntwein hält und die Gäste nach ihrem Verlangen bedient. Da diese Hochzeitsgebräuche so kostbar sind, so sind sie jetzt ziemlich außer Gebrauch gekommen und finden nur noch bei Reichen Statt.

Am 17. Mai des Morgens früh bestiegen Christiansen und ich zwei färöische Rosse, die uns sicher über Felsen und schlüpfrigen Rasen an die nördliche Seite der Insel brachten. Sie scheinen von normännischer oder schetländischer Abkunft zu sein. Wenn ich mich etwas anstrengte, konnte ich im Reiten den Boden mit den Füßen berühren, so klein waren sie. Das Ge-

schirr bestand in einer wollenen Decke und einem wollenen Halfter, der über der Nase des Thiers befestigt war; Geschirr und Steigbügel kennt man nicht. Voran ging ein Führer, dem die Pferde Schritt vor Schritt folgten, und hinten Einer, der sie zuweilen antrieb. Man kann nicht fester auf eigenen Füßen gehen, als von diesen Thieren über die gefährlichsten Stellen getragen zu werden. Da, wo sie es nicht für sicher halten, treten sie mit der größten Behutsamkeit auf, und glauben sie über eine schwierige Stelle nicht gelangen zu können, so sind weder Zuruf noch Peitsche im Stande, sie einen Schritt vorwärts zu bringen. Als ich Mitte Juni auf Suderoe war, sah ich, wie ein vierjähriges Pferd, welches noch keines Menschen Hand auf sich gefühlt hatte, gezähmt wurde. Nur der Gewandtheit eines Färingers kann es gelingen, in so kurzer Zeit, ohne zerbrochene Gliedmaßen, ein wildes Pferd zu bändigen. Der Amtmann wollte dieses Thier vom Pastor Beckmann kaufen und als Reitpferd benutzen. Natürlich war es ein sehr gutes und sollte auch sechs Thaler dänisch kosten. Nun kommen die Pferde hier weder Winter, noch Sommer in den Stall. Das Füllen bleibt daher in völlig wildem Zustande, bis es gebraucht werden soll, und auch die schon gebändigten Pferde behalten im Freien einen solchen Grad von Wildheit bei, daß es mehrere Menschen und stundenlange Arbeit erfordert, um sie zum augenblicklichen Gebrauche einzufangen. In der Udmarket des Pastor Beckmann hielten sich vierzehn Pferde auf, welche sämmtlich eingefangen werden mußten, um des einen habhaft zu werden. Dies geschah in einer Gere. Die Gere ist ein von Steinen eingefriedigter Platz, der so angelegt ist, daß, wenn die Thiere erst in ein gewisses Thal hineingetrieben sind, sie nirgends anders hinlaufen können, als in diese sich allmählig verengende Befriedigung. Als die Pferde eingeschlossen waren, standen sie ganz ruhig, und ließen Alles mit sich machen, mit Ausnahme des jungen, nicht gebändigten. Diesem wurde zuvörderst ein Halfter von Wolle übergeworfen, wobei es sich wie rasend geberdete, und den Mann, der ihn anlegte und sich mit einem Arme über den Nacken des Thieres gehängt hatte, von einer Seite zur andern warf. Darauf wurde ihm ein langes, starkes

wollenes Tau am Schwanze befestigt, welches erst zwei, nachher ein Mann hielten. Nun wurden die andern Pferde herausgelassen, die voll Freude in die rauhen Gebirge rannten. Das gebundene lief ihnen mit solcher Kraft nach, daß die drei Leute, die es hielten, Mühe hatten, es nicht fahren zu lassen. Jetzt begann der Kampf der natürlichen Kraft mit der durch Ueberlegung und Vernunft überwiegenden menschlichen Schwäche. Bald bäumte sich das Roß und schlug mit den Vorderfüßen um sich; bald sprang es auf die Seite, riß den Mann, der ihm am Halse hing, um und schleifte ihn eine Strecke, ohne daß dieser losließ; bald riß es Alle, die es hielten, mit großen Sätzen vorwärts. Wir waren Alle für Den besorgt, der sich über den Nacken gehängt hatte, und riefen ihm zu, das Thier fahren zu lassen; allein er gab nicht nach. Allmählig wurde es matter, so daß ein Mann es zur Noth an dem wollenen, im Schwanze befestigten Tau halten konnte. Nun wurde das Roß durch Klippen und in den Morast getrieben. Im Galopp ging es über Felsentrümmer und durch das Moor, wobei der Färinger, welcher mit der ganzen Last seines Körpers am Halse hing, die größte Gewandtheit zeigte, daß er bei der Schnelligkeit der Bewegung die Steine mit den Füßen oben berührte, wobei oft die sonderbarsten Stellungen zum Vorschein kamen. Endlich war das Pferd so ermüdet, daß selbst Schläge es nicht vorwärts trieben, und nun konnte man mit ihm vornehmeu, was man wollte. Darauf band man es wieder los und ließ es gehen. Statt daß es im gestreckten Laufe auf das Fjeld laufen würde, wie ich erwartete, ging es langsam weiter, stand bald still und ging zuletzt bis an den Bauch in das Wasser, wo es den Durst in langen Zügen löschte.

Die Hinreise zur nördlichen Küste von Waagoe machten wir über das Gebirge, die Rückreise längs einem tiefen Thale und den beiden Seen. Ueberall, wo in Bergkesseln viel Moos stand, fanden wir braune Raubmöven, die sich zum Brüten anschickten. In einer Felsschlucht kletterten Alken sehr geschickt auf den Absätzen herum. Auf einem andern Platze saß ein Dutzend Lummen, in den wunderbarsten Stellungen schlafend; unter andern eine auf einem schrägen Felsblocke, mit Fußwurzel

und Schwimmhaut angeklebt, den Kopf unter die Flügel gesteckt, so daß es fast unmöglich schien, nicht fallen zu müssen. Ein Stein, glücklich geworfen, fiel mitten in diese Gruppe und verursachte gar lange Hälse und ein verwundertes höchst lächerliches Umhersehen. — Nicht fern von dieser für mich sehr anziehenden Stelle befindet sich der größte Wasserfall auf Färö. Die Elf stürzt aus einem höher liegenden See in einen so schmalen Felsspalt hinein, daß sie ungefähr in der Hälfte des Sturzes die gegenüberstehende Wand berührt. Man sieht von oben nur den kleineren Theil des Falles, wie bei der Handeck auf der Grimsel; aber durch die enge Felsschlucht erblickt man, wie durch einen Rahmen, unten das Meer, eine große Bucht und im Hintergrunde das Fjeld von Gaasedal, eine wahrhaft schweizerische Gegend. Hier, unmittelbar am Sturze gelagert, hielten wir unser Mittagsmahl. Die mitgenommenen Vorräthe waren zum Frühstück verzehrt, die Uhr jetzt Drei und wir hungrig. Hunger soll ein sehr guter Koch sein; das bewährte sich auch hier, ohne Feuer zum Kochen zu gebrauchen: vortreffliches Löffelkraut, das am Wasserfalle wuchs, und ein Trunk aus der Elf half unserm Bedürfniß. — Sehr ermüdet und steif vom langen Reiten langten wir Abends um neun Uhr in Jensegierde an.

Um nach Thorshavn gerudert zu werden, mußten wir die arbeitsfähige Mannschaft von zwei großen Dorfschaften nehmen; denn in Midtvaag konnten nur vier Mann ein Ruder führen, alle Uebrigen lagen am Kriim darnieder. Auch in Thorshavn waren viele Leute daran gestorben, und viele lagen auf den Tod. In diesen Tagen ist der einzige Arzt, der auf Färö war und selbst erkrankte, mit Capitain Jensen nach Kopenhagen abgegangen. Wir sind hier jetzt von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten; keine Verbindung mit Europa ist möglich. Ich kann nicht leugnen, als das Schiff mit vollen Segeln dahinflog, stellte sich das erste Heimweh bei mir ein; so nenne ich wenigstens den Gedanken, der während mehrerer Tage beständig bei mir vorherrschte: Könntest Du nur eine Viertelstunde bei den Deinigen sein!

Am 27. Mai machte ich abermals eine Fahrt um Naal-

soe. Die Brandung war so stark, daß wir nur wenige Schüsse anbringen konnten, obschon es von Vögeln wimmelte. Als die südliche Spitze umrudert war, erhob sich der Wind mehr und mehr, und ein dicker Nebel hüllte das Boot so ein, daß man die Küste nicht auf vierzig Schritt sehen konnte. Die Bootsleute erklärten, nicht nach Thorshavn zurück fahren zu können, weil sie keinen Compaß mitgenommen hätten. Ich hatte mir zu dieser Reise einen kleinen Taschencompaß in Uhrformat gekauft, den ich stets bei mir zu tragen pflegte und der mir bei eingetretenem Nebel auf dem Fjeld sehr gute Dienste geleistet hatte. Diesen zog ich hervor, das Steuerruder wurde eingehängt, das Segel aufgesetzt und ich beordert, nach Nordnordwest zu steuern, weil wir den Strom entgegen hatten. Als wir mitten in der Strömung waren und das Boot von den hohen Wellen derselben und dem Winde sehr herumgeschleudert wurde, und vom Lande schon Nichts mehr zu sehen war, stieß die leicht bewegliche Magnetnadel an das Uhrglas und zeigte nach allen zweiunddreißig Himmelsstrichen. Von dem Compaß hing unser Aller Leben ab; denn wurde die Richtung verfehlt, so trieben wir in die offene See hinaus, wo bei dem dicken Nebel, der jede Hoffnung, die Küste zu erblicken, vereitelte, der Hungertod unser Loos gewesen wäre. Ich ließ den Leuten meine Angst nicht merken, zerbrach ohne Geräusch das Glas und hoffte so das Anstoßen der Nadel vermieden zu haben, um wieder Norden finden zu können. Aber ich kam aus der Charybdis in die Scylla: die Nadel war zu leicht und wurde von dem starken Winde im Kreise herumgewirbelt. Jetzt war nur noch die einzige Hoffnung, daß der Wind Strich halte und nicht umspringe. Ohne den Leuten das Geringste merken zu lassen, blickte ich starr auf meinen Compaß, und steuerte scharf gegen den Wind an, nach welchem ich meinen Norden berechnete. Die Leute ruderten, was sie konnten, wurden aber, als sie nach einer Stunde noch kein Land erreicht hatten, unruhig und schöpften Verdacht. Da erblickten wir auf einmal nahe bei dem Boote eine Theiste (uria grylle), die sich nie weit vom Lande entfernt aufhält, und bald darauf die Küste von Stromoe, eine kleine Viertelmeile oberhalb Thorshavn. Hätte der Wind sich um sechs bis acht

Striche östlich gedreht, so hätten wir vielleicht eher Norwegen und Spitzbergen finden können, als Färö.

Bis jetzt ist nach Angabe der Färinger der Frühling so schön gewesen, wie sich die ältesten Leute keines erinnern können; nun aber schien der Regen und der Wind das Versäumte nachholen zu wollen: ein beständiger feiner Staubregen, dicker Nebel, schneidender Wind und heftige Brandung erlaubten es nicht, ein Boot zu besteigen. Am 30. Mai hatte ich Mittags etwas Schutz vor dem Wetter auf der Schanze gesucht, und ließ mich von der Sonne bescheinen, die nach einem warmen Regen einige milde Blicke herabsandte, als mir ganz unerwartet eine Schwalbe vorbeiflog, welche sich höchstens alle zehn Jahre hier sehen läßt.

Am Montag den 2. Juni begaben wir uns Morgens vier Uhr auf die Reise nach dem großen Dimon und Sandoe. Vorläufig wollten wir nach Dahl auf Sandoe, vier Meilen von Thorshavn entfernt. Die See war unruhig und starke Regenschauer machten uns Anfangs wegen des glücklichen Ausgangs besorgt, da es bei dieser Insel leicht so gehen kann, wie bei Myggenaes, daß man in vielen Wochen wegen Strom und Brandung nicht landen kann. Mehrere Dörfer prangten nach dem gefallenen Regen im schönsten Grün. Der Rasen der färöischen Indmarket ist vielleicht der beste in Europa. So eben und gleichmäßig stehend, so rein von Unkraut und so herrlich von durchsichtiger Smaragdfarbe soll selbst der gepriesene englische nicht sein. Dahl liegt in einem tiefen Bergkessel und hat einen sehr beschwerlichen Landungsplatz, theils weil hier hohe Brandung ist, theils weil die See am Strande einen Wall von runden, glatten Kieselsteinen aufgeworfen hat, der das Ansteigen erschwert. Wir kehrten bei Ole Johannsen, dem sogenannten Prinzen von Dahl, ein, dessen Bekanntschaft wir schon früher gemacht hatten und der unser Führer auf dem großen Dimon sein sollte, fanden aber ihn und sein ganzes Haus dermaßen vom Kriim mitgenommen, daß ich beschloß, sogleich nach dem Dimon weiter zu reisen, wenn es nur irgend möglich sei. Einer von unseres Wirthes Leuten, ein flinker Kerl mit einem langen Zopfe, wurde auf das Fjeld geschickt, um nachzusehen, ob die Brandung es zuließe, zu landen. Der Bericht lautete nicht

eben günstig: auf der westlichen Seite, wo sich der Aufgang befindet, stände zu hohe Brandung, auf der östlichen aber ginge es wohl an. Ich beschloß, das Wagestück zu unternehmen, weil ich befürchtete, diese merkwürdige Insel späterhin nicht besuchen zu können, was auch wirklich der Fall gewesen wäre, da die Brandung in den folgenden Wochen beständig so hoch stand, daß keine Landung möglich war. Ueberdies waren die Leute, die uns Ole Dahl mitgab, unter ihnen der erwähnte Langgeschwänzte, prächtige Leute, wie ich sie dort nicht besser gefunden habe: aufmerksam, dienstfertig und bescheiden kamen sie jedem meiner Wünsche zuvor. — Als die Spitze von Sandoe passirt war, und der Strom, welcher zwischen dieser Insel, Store Dimon und Skuö läuft, stärker zu brausen und zu schäumen begann, entblößten unsere Schiffer andächtig ihre Häupter, beteten und sangen ein langes Lied aus dem Gesangbuche; denn es ist Sitte bei den Färingern, bei einer Fahrt, welche über gefährliche Ströme und Fjords geht, jedes Mal vorher ihre Andacht zu verrichten.

Wir ruderten auf die Mitte der Insel Dimon zu, welche sich von Süden nach Norden erstreckt, etwa 1500 Fuß hoch ist, und wie die meisten Inseln ihre Abdachung nach Osten hat. Wir landeten bei einer wenig hervorragenden Klippe. Die Hälfte unserer Leute blieb im Boote, das die See halten mußte; die andere Hälfte stieg mit uns aus. Wir befanden uns jetzt unter dem Bette einer kleinen, senkrecht herabstürzenden Elf, konnten aber nicht begreifen, wo und wie wir die über unseren Köpfen hervorragende senkrechte Felswand hinaufkommen sollten. Unsere Zweifel wurden bald gelöst. Der Langgeschwänzte, ein höchst gewandter Mensch, zog Schuh und Strümpfe aus, und ließ sich durch die Fleistange, welche ihm unter das Hintertheil gesetzt ward, bis zu einem kleinen Absatze hinaufschieben; ein zweiter ihm nach. Beide befestigten nun ein starkes Seil an ihrem Körper, welches herabgelassen wurde. Dieses faßten wir mit den Händen und kletterten daran herauf, wobei wir von einem unten Stehenden mit der Fleistange unterstützt wurden. Die Füße konnten wir so gut als gar nicht gebrauchen, weil die Felswand zu steil und überdies durch das herabstürzende

Wasser der Elf schlüpfrig geworden war. Nachdem wir den ersten Absatz glücklich erreicht, begann dasselbe Verfahren von Neuem und wurde so oft wiederholt (wenn ich nicht irre fünf Mal), bis wir in einer Höhe von 250 Fuß den Rasen erreicht hatten, der die Abdachung der Insel bedeckt. Bei der Ersteigung des letzten Absatzes, wo schon die Arme etwas von der Anstrengung erschlafft, und ich unwillkürlich in die schwindelnde Tiefe unter mir sehen mußte, war ich nicht halb so beklommen, als bei dem ersten, insofern ich nun mit der Gefahr vertraut geworden und mich, wie die Erfahrung gezeigt hatte, auf die Vorsicht meiner Führer verlassen konnte. Als die Felswand erklommen war, glaubte ich die größten Schwierigkeiten besiegt zu haben, allein darin hatte ich mich sehr geirrt: das Schlimmste kam noch nach. Vorher konnte ich mich auf die Kraft meiner Arme verlassen, ich mußte den Strick fest fassen, wenn ich nicht zerschellt herabstürzen wollte; jetzt aber sollte ich die Sicherheit meines Lebens meinen Füßen anvertrauen, und mit dem glatten Fußzeuge einen äußerst schlüpfrigen, mit kurzem nassen Grase bedeckten, über tausend Fuß hohen, fast senkrecht, höchstens in einem Winkel von dreißig bis vierzig Graden sich erhebenden Rasen ersteigen. Wer hier ausgeglitten und gefallen wäre, hätte ohne Gnade und Barmherzigkeit den ganzen Abhang herabrollen und sein Grab in der See finden müssen; an ein Festhalten an dem kurzen Grase war nicht zu denken. Da ich nicht einmal auf dem Rasen der Indmarket sicher gehen konnte und sehr oft ausgeglitten bin, so sah ich die Unmöglichkeit ein, diese Höhe zu erklimmen, und erklärte dies den Färingern. Allein diese rüstigen Bergbewohner schafften Hülfe. Unter jedem Arm faßte mich einer und hielt mich so kräftig, daß ich kaum mit den Knieen den Boden berührte, wenn ich, was wenigstens funfzig Mal auf dieser Strecke geschah, mit beiden Füßen ausgeglitten war, wobei sie nicht unterließen, mich zu ermuntern und die Worte zu wiederholen: »Nein, er soll nicht fallen, wir wollen ihn schon halten.« War es eine Strecke ungewöhnlich gut gegangen, so behandelten sie mich, wie einen Hund, den man zurechtschult, und belobten mich mit einem »so recht, so schön!« Christiansen wurde auf gleiche Weise von Zweien ge-

leitet. Am meisten fürchtete ich, daß einer meiner Führer ausgleiten und fallen möchte; allein die Färinger hatten ihre Schuhe ausgezogen, blos ihre wollenen Strümpfe anbehalten und gingen auf dem schlüpfrigen Rasen so sicher, wie auf einer Kunststraße. Oftmals mußten wir Athem schöpfen, um den angestrengten Muskeln etwas Ruhe zu gönnen; dann konnte ich nicht unterlassen, die schwindelnde Tiefe hinabzuschauen, und mich zu freuen, vorläufig so weit gekommen zu sein. Endlich, auf dem Gipfel des Berges glücklich angelangt, entzückte uns die Aussicht auf den zurückgelegten Abhang und das unter uns im schönsten Grün prangende Dorf, zu dem wir auf einem bequemen Wege hinabstiegen. Es wohnt hier nur ein Königsbauer, welcher wohl auf ganz Färö die beste Pachtstelle besitzt, und deshalb der König genannt wird.

Da wir nur ungefähr fünf Stunden auf der Insel bleiben konnten und den Westfall benutzen mußten, um nach Sands zu fahren, so streiften wir in der Umgegend des Dorfes umher; zuerst nach der westlichen Seite, wo wir den verschrieenen und gefährlichen Weg, der an die See führt, abwärts sahen, dann nach den Vogelbergen, von denen wir einen Theil von oben erblicken konnten. Die oben auf dem Felsen liegende Erdschicht war von den Lunden durchlöchert, von denen mehrere mit ihren Eiern hervorgezogen wurden, wobei sie nicht wenig knurrten und um sich bissen. Auf dieser kleinen Insel, die vielleicht eine kleine Viertelmeile lang und eine halbe Viertelmeile breit sein mag, werden jährlich über fünftausend Lunde gefangen, ohne daß man eine Abnahme verspüren könnte; zu Hunderten saßen sie an der See und auf den Felsen. Weiter unten saßen die Lummen und Alken, die hier sehr schwer zu fangen sind, daher ihrer jährlich nur einige Tausende ergriffen werden. Wie sehr indeß die Zahl der Vögel abgenommen hat, geht daraus hervor, daß vor zwanzig bis dreißig Jahren hier über zwanzigtausend Stück gefangen sind. — Mit unserem Wirthe, John Dalsgaard, gingen wir nun zu den großen Vogelbergen. Er war so gefällig, einige von seinen Leuten hinabklettern zu lassen, um uns einen Sturmvogel (puffinus anglorum) mit einem Ei aus dem Neste ziehen zu lassen. Ungefähr vierhundert Schritte weit

stiegen diese Leute mit einer Sicherheit, vor der mir graute, in den Berg, auf einem schmalen Felsvorsprunge, wo die Füße etwa einen Fuß breit Raum hatten, die senkrechte Felswand in der Entfernung von zwei Fuß zur Rechten, unter sich die See, in einer Höhe von fünfhundert Fuß.

Ich hielt es für beinahe unmöglich, die östliche Seite der Insel wieder hinabzusteigen, indem man bei dem Hinabgehen viel mehr noch zum Ausgleiten und Fallen geneigt ist, als bei dem Bergaufgehen, und da ich gesehen hatte, daß die Brandung es zur Noth erlaubte, an der westlichen Seite einzusteigen, so vermochte das Versprechen, einen Thaler Trinkgeld zu geben, unsere Schiffer, das Boot nach dieser Seite zu bringen. Jetzt wurden Anstalten gemacht, uns wieder zum Strande hinabzuschaffen, denn auch der Weg auf der westlichen Seite ist sehr gefährlich, wiewohl nur eine kurze Strecke. Zuerst stiegen wir einen Pfad hinab, der in die Felsen eingehauen und so schmal war, daß ein etwas beleibter Mann sich hätte durchzwängen müssen, wenn es überhaupt hier solche gäbe. Ein Strick war herabgelassen, welchen wir fassen mußten. Kaum aus diesem engen Wege getreten, machten wir eine Wendung links, und sahen den Abgrund zu unseren Füßen, in den wir hinabsteigen sollten. In eine etwas schräge, beinahe senkrechte, glatte Wand des Felsens waren in einer Entfernung von etwa je drei und drei Fuß kleine Löcher eingehauen, in welche man oben die Spitzen von drei Fingern und unten die Fußspitze setzen konnte. Der Körper ruhte allein auf diesen äußersten Enden. Etwa vierzig Fuß weit mußte man auf dieser halsbrechenden Stelle vorwärts klettern, über sich den senkrechten Felsen, unter sich den Abgrund. Keiner kann hier dem Andern hülfreiche Hand reichen: wer ausgleitet oder ein Loch mit der Zehe verfehlt, ist unrettbar verloren. Und diesen Weg hat ein Färinger trunkenen Muthes mit einer Tonne Gerste auf dem Rücken zurückgelegt. Wie senkrecht die Felswand ist, kann man daraus abnehmen, daß ein Korb, worin die gesammelten Eier befindlich waren, an einem Seile über uns weggelassen ward. — Am Strande angelangt, gingen wir eine lange Strecke über die Klippen längs der Küste hin, mehr als tausend Schritt, unmittelbar unter den Vogel-

bergen, den größten auf den Färöern. Ich übertreibe sicher nicht, wenn ich sage, daß mehrere Hunderttausende von Vögeln hier brüten. Fels und Meer ist bedeckt mit gefiederten Geschöpfen; das Ohr ist betäubt von den mannigfaltigen Stimmen; selbst Flintenschüsse störten die Bewohner nicht aus ihrer sichern Ruhe. Unwillkürlich fiel mir eine Stelle aus Thomson ein, welche hier in der Uebersetzung stehen mag:

Dort, wo der Nordocean in weiten Wirbeln
Umkocht die melanchol'schen nackten Inseln
Des fernsten Thule, wo atlant'sche Wogen
Sich stürzen durch die stürmischen Hebriden —
Wer kann beschreiben wohl die Wandervölker,
Die dort alljährlich kommen oder gehn,
Und wie Lebend'ges Wolk' an Wolke aufsteigt? —
Zahllos Geschwirr! Die flügel-schwarze Luft,
Der dumpf rückhall'nde Strand ein wild Geschrei!

Unser Boot lag in einer tiefen Felsspalte, die Brandung schaukelte es hin und her, und nur mit Mühe konnten wir es besteigen. Noch eine große Strecke fuhren wir unter dem Vogelberge hin. Wir gelangten glücklich über den gefährlichen Strom, der zwischen Store Dimon und Skuö läuft, und kamen Abends acht Uhr in Sands auf Sandoe an, wo wir bei dem Sysselmann Hense ein vortreffliches Nachtquartier und frische Forellen erhielten. Es ist eines der behaglichsten Gefühle, die ich kenne, nachdem ich, wie heute, sieben bis acht Meilen gereist, Gefahren, auf die ich gefaßt war, glücklich überstanden, viel Neues und Anziehendes erlebt hatte, Abends in Ruhe in einer warmen Stube zu sitzen und Alles noch einmal in der Erinnerung vor der Seele vorübergehen zu lassen.

Sands, das Hauptdorf auf Sandoe, hat dieser Insel wahrscheinlich den Namen gegeben, den ihrigen aber von dem Sande und den kleinen Dünen erhalten, die das Meer vor dem nur neun bis zehn Fuß höher liegenden Landsee aufgeworfen hat. Nach Qualboe auf Suderoe ist Sands das größte und schönste Dorf auf Färö. An beiden Seiten der Bucht und des Landsees befinden sich dreizehn Gruppen von Häusern mitten in ihren Feldern, die im schönsten Grün prangen, und machen einen lieblichen Eindruck, der um so mehr anzieht, da das Grausen-

hafte auf Färö sonst vorherrscht. Die auf der westlichen Seite liegen auf einem kleinen Abhange, die auf der östlichen haben ein steiles, hohes Fjeld hinter sich. Auf dieses fast lothrecht hinter unserer Wohnung sich erhebende Gebirge stiegen wir in Begleitung unseres Wirthes mit gehöriger Vorsicht und nicht ohne Beschwerde, und machten dann einen Spaziergang längs der südlichen, nicht hohen, aber steilen Küste, an der eine herrliche Brandung stand. Auf dem Rückwege kam ich der Elf etwas zu nahe und versank plötzlich im Triebsande, Christiansen, der mir helfen wollte, mit; durchnäßt und nicht ohne Mühe arbeiteten wir uns heraus.

Am Morgen des 4. Juni gingen wir zu Lande von Sands nach Skaaleviig, um von dort aus ein Boot nach Thorshavn zu erhalten. Der Wind nahm an Stärke zu, ward zum Sturm aus Nordost, und wir mußten daher in unserm nassen Fußzeuge bei Johann Dalsgaard, dem Bruder unsers Wirthes auf Store Dimon, bleiben, bei dem wir auch sehr gut aufgehoben waren.

Der 5. Juni war für mich ein Tag meines Lebens, der mir ewig unvergeßlich bleiben wird, da ich der größten Lebensgefahr glücklich und auf die wunderbarste Weise entging. Wir wurden in der Frühe von dem Sturme und Regen, der an unsere Fenster schlug, geweckt, und begriffen sogleich die Unmöglichkeit, die Insel heute verlassen zu können. Unser Wirth verkündete uns, daß nach diesem Wetter wenigstens drei Tage lang eine solche Brandung zu Skaaleviig stehen würde, daß kein Boot ausgezogen werden könne, wir müßten daher nach Sands zurück, um von dort um die westliche Spitze zu fahren. Bis drei Uhr Nachmittags mußten wir in unserer Stube bleiben, auf welche der Wind stand, und die leider so wenig dicht war, daß ein beständiger Zug statt fand. Das Fußzeug war noch nicht trocken geworden; daher nahm ich mir vor, mich recht in Schweiß zu gehen, um einer Erkältung vorzubeugen. Ich verließ meinen Reisegefährten und unsere Leute, und nahm den Weg auf das Fjeld, über welches ich die Richtung nach Sands zu finden hoffte, ohne an Gefahr zu denken. Längst hatte ich meinen Reisegefährten aus dem Gesichte verloren, hatte das Fjeld zur Hälfte erstiegen, mich ganz warm gegangen, und wollte

nun in die Bergebene hinab, welche hinter Sands liegt. Plötzlich stand ich an einer senkrechten, vier- bis fünfhundert Fuß hohen Felswand, die Bergfläche unter mir, sah aber, daß ein Weg, den die Schafe gebahnt zu haben schienen, längs einem Absatze hinablief. Diesen ungefähr einen Fuß breiten Pfad betrat ich getrosten Muthes, mich an die Felswand lehnend, und ging auch eine ziemliche Strecke auf demselben abwärts. Jetzt ward der Pfad aber schmaler, die Felswand zur Rechten rückte mir näher, ich konnte nicht weiter vordringen und bemerkte, daß der Steingrus eines Hammers mich getäuscht hatte. Ich wollte daher umkehren: allein keine Möglichkeit war dazu vorhanden, Hier stand ich nun, wie der Kaiser Max auf der Martinswand. in der fürchterlichen Einöde; kein menschlicher Fuß kam hierher, kein menschliches Ohr konnte meine Stimme vernehmen; selbst wenn die Gefährten mich auf dem Fjeld hätten suchen wollen, würden sie mich ohne Zufall nicht entdeckt haben. Ich sah, daß die Felswand nicht aus glattem Gestein, sondern aus verwittertem Menge-Gestein bestand, und manche Zacken und Erhöhungen darbot; daher faßte ich den Entschluß, den Versuch zu machen, hinunter zu klettern. Mit den Fußspitzen suchte ich die Zacken uud Erhöhungen zu finden, klammerte mich mit den Nägeln an die verwitterten Felsen, und ließ diese in meine Kleidungsstücke fassen, wodurch ich starken Anhalt erhielt. Eine nicht unbedeutende Strecke war ich auf diese Weise abwärts gestiegen, und hatte nur noch etwa 150 bis 200 Fuß, als der schrecklichste Augenblick meines Lebens eintrat. Mit beiden Händen hatte ich mich angeklammert, mein linker Fuß stützte sich auf eine Zacke, mein rechter suchte eine tiefer unten liegende — da bröckelte plötzlich das Gestein unter meiner linken Hand los, ein Stück des Felsens stürzte herab und schlug mir auch den linken Fuß von seinem Stützpunkte weg; mir wurde schwarz vor den Augen; mechanisch ließ ich auch die rechte Hand los, schlug aber in der Todesangst mit allen Fingerspitzen so in das verwitterte Gestein, daß mir die Nägel abrissen. Ich fühlte einen augenblicklichen Halt, mein rechter Fuß fand einen Stützpunkt: ich war gerettet. Wohl fünf Minuten hing ich hier, mich von der ausgestandenen Noth erholend, dann rutschte ich

allmählig weiter hinab; die Kräfte begannen zu sinken, aber der Fels wurde rauher und zackiger, so daß ich die letzten hundert Fuß mit weniger Anstrengung hinabsteigen konnte. Unten angelangt, ging ich stillschweigend, ohne mich weiter um die Brütplätze der Vögel zu bekümmern, nach Sands. Christiansen und die Leute kamen eine Stunde später an, und waren nicht wenig verwundert, mich vorzufinden. Letztere hatten zu ihm gesagt: es sei unmöglich, über das Fjeld nach Sands zu kommen. Deshalb hatte er versucht, mich wieder aufzufinden, hatte mich aber meinem Schicksale überlassen müssen, erwartend, ich müßte umkehren. Die Skaaleviiger erklärten, es sei unmöglich, daß ein Mensch zum zweiten Male dort herabkommen könne.

Auch am 6. stürmte es so heftig, daß wir in Sands bleiben mußten. Am Morgen des 7. wurden wir endlich mit der angenehmen Nachricht geweckt, daß wir um die westliche Seite fahren könnten. Wir bestiegen unsern Achtmannsfahrer und hatten Mühe, uns auf der sehr hoch gehenden See halten zu können, die uns nicht selten ziemlich stark begoß. Wir fuhren an vielen Höhlen und Gruppen von seltsam gestalteten Felsen vorüber. Unter andern zog sich ein tiefer, schmaler Einschnitt mit senkrechten Felswänden in das Land, und quer darüber lag ein gewiß vierzig Fuß langer, wie mit dem Meißel gehauener, schmaler, viereckiger Steinblock, der die natürlichste Brücke bildet, die man sehen kann. Nachdem wir die nordöstliche Spitze von Sandoe erreicht, fuhren wir quer durch den harten Strom nach Kirkeboe und von da nach Thorshavn zurück. Die Brandung war erstaunlich hoch; ich habe sie an der Küste von Naalsoe gewiß an zweihundert Fuß schlagen sehen. Dicht hinter der Schanze von Thorshavn stand sie so schön, daß ich noch über eine Stunde dort verweilte, um den majestätischen Anblick so in der Nähe zu genießen, daß mich der Schaum bespritzte.

Fünftes Kapitel.

Der Amtmann und Landvoigt mußten zum Dinggericht nach Suderoe reisen und waren so artig, uns dahin mitzunehmen.

Während das Dinggericht am 14. Juni in Qualboe, der schönsten und besten Dorfschaft auf Färö, gehalten wurde, streifte ich an der westlichen Küste umher. Da sah ich über dem Gipfel des im Norden gelegenen Fjelds einzelne Gestalten aufdämmern, und bald erschienen mehrere im weiten Halbzirkel gegen mich herabkommend, welche eine große Masse Schafe vor sich hertrieben. Sämmtliche Besitzer von Schaf-Einfriedigungen auf der Udmarket hatten meilenweit ihre Schafe zusammengetrieben, um ihnen die Wolle zu nehmen. Je näher sie der Gere kamen, desto dichter schloß sich der Kreis um die Heerde, desto unruhiger wurden die Thiere. So lange sie sich noch im weiten Fjeld befanden, ließen sie sich geduldig treiben; je mehr aber der Raum beschränkt wurde, desto ängstlicher wurden sie und machten häufige Versuche zu entrinnen. Dann mußten die Färinger weite Strecken laufen, um sie wieder zurückzubringen, während das Hauptchor stille stand. Die Gere ist ein kleiner, von einem hohen Steinwalle umgebener Pferch, der in der Spitze eines Winkels angelegt ist; die Schenkel dieses Winkels sind Felswände. Dahin werden die Schafe getrieben. Anfangs ist der Raum so weit, daß die Thiere nicht merken können, daß sie eingeschlossen werden; zuletzt aber verengt er sich so, daß sie in die Oeffnung des Pferchs hineingehen müssen. Sobald alle darin versammelt sind, wird die Oeffnung durch drei bis vier Menschen gesperrt. Nun gehen zwei Männer zu den Schafen hinein, binden ihnen die Füße zusammen und heben sie über den Steinwall, wo sogleich Fäuste bereit sind, ihnen die Wolle vom Leibe abzureißen. Dieses Verfahren sieht grausamer aus, als es ist; denn nur diejenige Wolle, welche fast von selbst ausfällt, wird abgerissen; die übrige bleibt sitzen und wird vierzehn Tage später genommen. Hierdurch erhalten die Schafe ein höchst widerliches Ansehen: bei einigen war die eine Seite ganz kahl, die andere mit dicker Wolle besetzt; einige hatten das Ansehen, als seien sie räudig; bei andern war blos der Kopf und der Rücken gerupft. So wie die lose Wolle abgenommen ist, wird das Schaf losgeschnürt und frei gelassen, bleibt so lange bei der Gere, bis alle alten Thiere abgefertigt sind, dann erst werden auch die Lämmer losgelassen. Nun begann ein Blöken, Meckern und Rennen unter

der Heerde. Hier suchte das Mutterschaf seine Lämmer, dort rannte ein Lamm auf eine fremde Mutter zu und erhielt von ihr Stöße: was sich zusammengefunden hatte, sprang in voller Freude auf das Fjeld zurück. Die sämmtliche gerupfte Wolle wird auf einen Haufen gelegt und unter die Besitzer nach der Größe ihrer Ländereien vertheilt. Denn Jeder ist berechtigt und verpflichtet, eine nach der Größe und Fruchtbarkeit der Udmarket bestimmte Anzahl Schafe zu halten; Gewinn und Verlust wird gemeinschaftlich getragen.

Obgleich Suderoe nur einige Meilen südlicher liegt, als die Hauptinselgruppe, so bemerkt man doch schon eine auffallende Verschiedenheit. Die Form der Berge ist abweichend und das Gebirge besteht aus anderen Steinarten, namentlich findet man Steinkohlenlager und Basalt, der oft schwarze Mauern von dicht an einander geschlossenen Säulen bildet; die Meeresbusen ziehen sich tiefer in's Land; Vögel, welche sich nie oder nur selten auf den Norderinseln zeigen, wie die Feldlerche, die Schwalbe, der Wachtelkönig, kommen hier jährlich vor. Die Bebauung des Bodens ist hier sorgfältiger, und die Insel bringt in der Regel so viel Korn hervor, daß sie der Zufuhr nicht bedarf. Die Einwohner sind thätiger und betriebsamer, natürlich auch wohlhabender; selbst in Tracht und Sprache unterscheiden sie sich von den Norderinseln.

In Qualboe sah ich mehrere Gerippe von Finnwalen (balaena rostrata), welche nur an dieser Insel auf eine höchst merkwürdige Art gefangen werden. Wenn ein Fischerboot den Wallfisch entdeckt, so ruft es die Strandbewohner zusammen, rudert auf ihn zu, einer der Leute aber nimmt den Augenblick wahr, wo der Rücken über dem Wasser erscheint, und kitzelt den Fisch mit einem Ruder am Schwanze. Dies behagt ihm außerordentlich; er liegt ganz stille und duldet es, daß man ihm die Blaseröhre mit wollenen Handschuhen oder einem wollenen Strumpfe verstopft, wodurch er am Untertauchen verhindert wird. Während des Kitzelns schneiden die Suderoer ihm nun Löcher in den Speck, wobei sie sich sehr in Acht nehmen müssen, nicht in das Fleisch zu stechen, weil dann der Fisch das Boot durch einen einzigen Schlag seines Schwanzes zertrümmern

würde. In die Löcher befestigen sie ihre Helleflynderschnüre, die sie an das Boot binden und rudern nun langsam fort. Der Fisch folgt geduldig, da ihn das Ziehen der Schnüre im Specke und in der Haut kitzeln mag. Sobald sie in die Nähe des Landes kommen, erhalten sie Hülfe und tödten dann den Fisch mit ihren Wallfischwaffen.

Am 18. Juni machte ich abermals eine Fahrt nach Waagoe, um von dort, wo möglich, nach Myggenaes zu kommen. Strom und Wind ließen es aber nicht zu. Hier überfiel mich das kalte Fieber, trotz aller Versicherungen der Färinger, daß dies sonst nie hier vorkomme, und daß Kranke, die es von Dänemark herbrächten, in wenigen Tagen gesundeten. Ich hatte schon in Kopenhagen daran gelitten und für diesen Fall China mitgenommen. Acht Mal mußte ich den Anfall aushalten, reiste aber während desselben zu Wasser bei Nacht und bei Tage, hatte auch, nachdem es vertrieben war, täglich nasse Füße, aß frische Milch und Käse, und bekam dennoch keinen Rückfall.

Am 23. Juni segelten wir mit frischem Winde nach den Norderinseln, deren manche so steil sind, daß die Boote an Stricken aus der See hinaufgewunden werden müssen. Wir landeten auf Wideroe, wo wir in dem gleichnamigen Dorfe beim Pastor Sörensen, einem sehr gebildeten Geistlichen, gastfreundschaftliches Quartier fanden. Am 25. stellten wir in der Waewiigsbucht eine Seehundsjagd an, wir mit dem Schießgewehr, die Färinger mit dem Knittel bewaffnet. Eine kleine Viertelmeile gingen wir nach Ostviig, wo drei Wideroer Boote lagen, über das Eide, d. i. eine Niederung, welche sich zwischen zwei Felsen quer durch die Insel zieht. Als wir anlangten, war unser Boot schon in das Wasser gelassen und mit Leuten besetzt. Der Küster, der uns begleitete, wollte die Klippen zu demselben hinabsteigen, hatte aber das Unglück auszugleiten und in die See hinabzustürzen. Zwei Mal tauchte er auf und sank wieder unter. Bei dem dritten Auftauchen kam er glücklicherweise dicht bei dem Boote in die Höhe und wurde herausgezogen. Der alte, dreiundsechszigjährige Mann war ganz erstarrt und troff von Wasser, wollte sich indeß nicht überreden lassen nach Hause zu gehen, oder die Kleider zu wechseln: er machte

die sechsstündige Jagd mit, meistentheils unthätig im Boote sitzend, und sang eine Stunde nach Beendigung derselben wieder rüstig in der Kirche, bei der Taufe eines Kindes, vor. Auf der Mitte des Weges fuhren wir durch eine Höhle, die so breit war, daß drei Boote darin Platz hatten und so hoch, daß ein aufgerichteter Mastbaum ihre Decke, die aus Tropfstein bestand, nicht erreicht hätte. Der Schall darin war fürchterlich: der Knall einer abgeschossenen Flinte glich dem eines Vierundzwanzig-Pfünders. Als wir in die erwähnte Bucht kamen, wurden wir sogleich von unzähligen Seehunden umringt, welche uns mit neugierig emporgerichteten Köpfen anstarrten. Kein Schuß fiel, damit die auf den Klippen schlafenden nicht geweckt würden. Wir stiegen aus und schlichen uns an einen Klumpen von Seehunden heran, indem man nicht unterscheiden konnte, wo Kopf oder Schwanz der einzelnen Thiere sei. Sobald es knallte, wälzte sich die glitzernde Masse in die See. Nun bestiegen wir unsere Fahrzeuge wieder, und fuhren langsam in die Bucht hinein. Die ganze Schaar der Seehunde, gewiß über funfzig an der Zahl, folgte uns voller Neugier, um zu sehen, was in dem Boote vorgehe. Bald tauchten sie unter, bald auf. Kam einer zufällig ganz dicht bei dem Boote auf und man erhob das Gewehr zum Schusse, so beeilte er sich mit großem Geplätscher wieder unter die Oberfläche des Wassers zu kommen. Sobald ein Schuß fiel, verschwanden alle Köpfe, kamen aber sogleich wieder dicht bei uns empor. Pfeifen und Singen lieben sie sehr; dann kommen sie gern näher und achten nicht so auf die Bewegungen der Jäger. Sobald der Seehund einen guten Schuß in den Kopf erhalten hat, treibt er oft oben, oft aber sinkt er und bleibt verloren; niemals war er auf der Stelle todt; Schläge auf den Kopf betäuben nur für den Augenblick, wenn sie nicht kräftig wiederholt werden. Selbst nachdem ihnen die Gurgel abgeschnitten war, habe ich sie noch lange sich mit den Zähnen wehren gesehen.

Am 26. war starker Sturm aus Nordwest. Gegen Mittag legte er sich etwas, und dies veranlaßte vier junge Leute in einem Viermannsfahrer in See zu stechen, um von einem Holm junge Scharben zu holen, eine Art Pelicane, die sehr wohlschmeckend

sind. Nachmittags begann aber der Sturm auf's Neue zu wüthen, und setzte die Wideroer wegen der jungen Wagehälse in die größte Angst. Um sieben Uhr Abends stieg ein Mann auf das Fjeld, um nach dem Boote zu sehen, und hatte das Glück, einen der Leute in einer Felshöhle zu erblicken. Sogleich wurde ein Achtmannsfahrer abgesandt, der alle vier glücklich heim brachte. Sie hatten einige dreißig Scharben gefangen und sich dann auf die Rückfahrt begeben, konnten aber der hohen See nicht widerstehen, und waren daher genöthigt, sich auf die Felshöhle zu flüchten. Drei waren ausgesprungen, der Vierte wollte das Boot gern in Sicherheit bringen, wäre aber bald ein Opfer der Wellen geworden. Eine hohle Sturzsee zerschmetterte das Fahrzeug an den Felsen, und nur ein Zufall rettete das Leben des Färingers.

Ein von Thorshavn abgesandter Bote brachte die frohe Nachricht, Capitain Lindved sei angelangt. Sehnsüchtig hatte ich schon lange darauf geharrt. Das kalte Fieber vereitelte mir alle ferneren Anstrengungen, und das Heimweh, welches sich seit einigen Wochen bei mir eingestellt, machte mir den Aufenthalt auf dieser bewohnten Wüstenei zuwider. Zwei Gedanken beschäftigten mich beständig: »Ich mag hier nicht länger bleiben«, und: »Ach, wär' ich doch zu Hause!« Selbst als ich das Schiff nun wieder sah, als seine Begrüßung mir lauten Jubel auspreßte, als ich Amtmann, Verwalter und Capitain ihr Möglichstes thun sah, es schnell abzufertigen, war das »nach Hause!« der Angelpunkt meiner Empfindungen. Erst als das letzte Tau gelöst war, und das Krachen des Geschützes von der Schanze mir sein Lebewohl zudonnerte, war mein Heimweh plötzlich verschwunden.

Am 2. Juli wehte der Wind ziemlich heftig aus Nordost, und es war so kalt, daß ich stark einheizen mußte. Daher wollte ich den Tag zum Zurichten meiner Vogelbälge anwenden, und dachte nichts weniger, als höchstens durch das Keifen einer Nachbarin, oder durch das Gerassel der Handfuhrwerke gestört zu werden, als um halb zehn Uhr mit einem Male von allen Seiten der laute Ruf: Grindabud! erscholl. Dieses Wort bedeutet: ein Boot hat einen Haufen Wallfische entdeckt und

verfolgt, welches es durch Aufstecken einer Jacke an den Mast zu erkennen gegeben hat. In einem Augenblicke war ganz Thorshavn in Bewegung; aus allen Kehlen erscholl der freudige Ruf: Grindabud! und allgemeiner Jubel verkündete die Hoffnung, sich bald an einem Stück Wallfischfleisch zu erlaben. Die Leute rannten durch die Gassen, als ob die Türken landen wollten. Hier liefen Einige zu den Booten, dort Einer mit Wallfischmessern, dort trabte eine Frau ihrem Manne mit einem Stück Skiärpekiöd nach, daß er nicht verhungere, Kinder wurden umgerannt, und Einer fiel vor Eifer aus dem Boote in die See. In Zeit von 10 Minuten stießen 11 Achtmannsfahrer vom Lande, die Jacken wurden ausgezogen, und gerudert, daß die Fahrzeuge mit Windeseile dahin schossen. Wir verfügten uns zum Amtmann, dessen Boote und Leute in Bereitschaft waren, und gingen mit ihm erst auf die Schanze, um zu sehen, wo die Fische wären. An dem südlichen Ende von Naalsoe erblickten wir durch unsere Fernröhre zwei Boote, die Grindabud angezeigt hatten. Jetzt stieg eine hohe Rauchsäule bei Arge auf, gleich nachher eine auf dem Fjeld bei dem Dorfe Naalsoe; überall flammten Feuerzeichen; Boten wurden nach allen benachbarten Dorfschaften abgesandt, der Fjord wimmelte von Fahrzeugen. Als wir nun auch alle Naalsoer auf den Kriegsschauplatz zueilen sahen, bestiegen wir die Jacht des Amtmanns, und hatten bald alle übrigen eingeholt. Jetzt erblickten wir die Wallfische, um welche von allen Booten ein weiter Halbkreis geschlossen wurde. Zwischen 20 und 30 Boote, denen wir uns angeschlossen hatten, umringten, jedes etwa 100 Schritte von einander entfernt, den Haufen der Wale und trieben ihn langsam vor sich her, dem Hafen von Thorshavn zu. Ungefähr der vierte Theil aller Fische war sichtbar. Bald tauchte ein Kopf hervor und spie seinen Wasserstrahl aus; bald zeigte sich die hohe Rückenfinne, bald der ganze Oberkörper. Wollten sie den Versuch machen, unter die Fahrzeuge durchzuschwimmen, so wurden Steine und an Schnüren befestigte Stücke Blei in's Wasser geworfen; schossen sie rasch vorwärts, so wurde gerudert, daß die Ruder abbrachen. Wo Unordnung vorfiel, wo einige Boote sich zu weit vordrängten oder Fehler begingen, dahin

ließ der Amtmann sich pfeilschnell rudern, so daß schwerlich ein Pferd im gestreckten Galopp es mit der Jacht aufgenommen hätte. Als die Fische dem Eingange des Hafens nahe waren, und nicht leicht mehr entrinnen konnten, eilten wir der Stadt zu. Der Strand wimmelte von Menschen, die dem ergötzlichen Anblick des Mordens zusehen wollten. Wir wählten uns einen guten Standpunkt aus, von wo wir Alles ganz in der Nähe betrachten konnten. — Je näher die Fische dem Hafen und dem Lande kamen, desto unruhiger wurden sie, drängten sich dicht auf einen Haufen zusammen und achteten wenig mehr des Steinwerfens und Schlagens mit den Rudern. Immer dichter zog sich der Kreis der Boote um die unglücklichen Schlachtopfer; immer langsamer zogen sie in den Hafen hinein, die Gefahr ahnend. Jetzt, als sie in den Westervaag gekommen waren, der nur ungefähr 250 Schritte breit und doppelt so lang ist, wollten sie sich nicht länger wie eine Heerde Schafe treiben lassen, und machten Miene umzukehren. Nun nahte der entscheidende Augenblick. Unruhe, Besorgniß, Hoffnung, Mordlust zeigte sich in den Gesichtern aller Färinger. Sie erhoben ein wildes Geschrei: alle Boote stürzten auf den Haufen zu, und stachen mit ihren breiten Wallfischmessern diejenigen Fische, welche dem Boote nicht so nahe waren, daß dieses von einem Schlage ihres Schwanzes hätte zerschmettert werden können, wohin sie treffen konnten. Die verwundeten Thiere stürzten mit fürchterlicher Schnelligkeit vorwärts; der ganze Haufe folgte ihnen nach und rannte auf den Strand des Westervaags. Nun begann ein fürchterliches Schauspiel. Alle Boote eilten den Wallfischen nach, fuhren blindlings unter sie und stachen tapfer darauf los. Die Leute, welche am Lande standen, gingen bis unter die Arme in das Wasser zu den verwundeten Thieren, schlugen ihnen eiserne Haken, an welche ein Strick gebunden war, in den Leib oder in die Blaseröhre, und nun zogen drei bis vier Mann den Fisch vollends auf das Land und schnitten ihm die Gurgel bis auf den Rückenwirbel durch. Im Todeskampfe peitschte das sterbende Thier die See mit seinem Schwanze, daß das Wasser weit umher stob. Das krystallhelle Wasser des Hafens war blutroth gefärbt und hohe Blutstrahlen wurden aus den

Blaseröhren in die Luft gespritzt. So wie der Soldat in der Schlacht alles menschliche Gefühl verliert und zum reißenden Thiere wird, so entflammte die Blutarbeit die Färinger bis zur Wuth und Tollkühnheit. An 30 Boote, 300 Menschen, 80 getödtete und noch lebende Wallfische befanden sich auf einem Raume von wenigen Quadratruthen. Geschrei und Toben überall; Kleider, Gesichter und Hände von Blut gefärbt, glichen die sonst so gutmüthigen Färinger den Kannibalen der Südsee: kein Zug des Mitleidens äußerte sich bei dem gräßlichen Gemetzel. Als aber ein Mann durch den Schwanzschlag eines sterbenden Fisches niedergestreckt und ein Boot in Stücke zerschlagen war, wurde der letzte Act dieses Trauerspieles mit mehr Vorsicht zu Ende gespielt. Achtzig getödtete Fische bedeckten den Strand; nicht ein einziger war entkommen. Sobald das Wasser erst mit Blut gefärbt und durch das Schlagen mit dem Schwanze von den Sterbenden getrübt ist, so werden die noch Lebenden erblindet und taumeln im Kreise umher. Entrinnt auch zufällig einer in das klare Wasser, so kehrt er doch sogleich in das blutige zu seinen Gefährten zurück.

Nach einer Stunde Ruhe wurden die Körper neben einander gelegt, von den Taratoren geschätzt und ihre Größe mit römischen Zahlen in die Haut geschnitten. Nachdem der Zehnte für die Kirche und den König, ein Theil für die Beamten und die Armen, sowie die Vergütigung für allen erlittenen Schaden und alle außerordentliche Mühewaltung von dem großen Haufen abgezogen war, geschah die Vertheilung nach der Größe des Landbesitzes an jeden Eigenthümer. Darauf wurden die Fische zerlegt. Man schneidet zuerst die Finnen ab, und dann wird der Körper in der Mitte durchgeschnitten. Der Speck wird in etwa anderthalb Fuß breiten Streifen, das Fleisch in Stücke von 40 bis 50 Pfund abgelöst, endlich Leber, Herz und Niere, der köstlichste Bissen für die Färinger, herausgenommen. Der Nutzen dieser Thiere für das Land ist sehr groß. Man rechnet im Durchschnitt auf jeden Fisch eine Tonne Thran, welche im Handel mit elf Thalern bezahlt wird. Die Haut an den Finnen wird zu Riemen an den Rudern gebraucht, und von den Gerippen werden Befriedigungen für das Land gemacht. Der

Magen wird aufgeblasen und zur Bewahrung von Thran angewandt, so daß nur die Eingeweide unbenutzt bleiben, welche durch Boote in die See hinausgeschleppt werden, damit sie nicht am Lande faulen. Fleisch und Speck werden frisch gegessen und eingesalzen im Trockenhause aufgehängt. Je frischer das Fleisch zerschnitten wird, desto besser der Geschmack. Nach achtundvierzig Stunden ist es nicht mehr zu genießen und wirkt als Brechmittel. Ich habe das frische Wallfischfleisch gekocht recht gern gegessen. Es hat Aehnlichkeit mit grobem eingepökelten Rindfleisch; der Speck hat fast gar keinen Geschmack, war mir aber widerlich. Wenn die Färinger vierzehn Tage lang frisches Wallfischfleisch gegessen haben, dann glänzen ihre Gesichter, Hände und sogar die Haare von dem Fett, welches durch die Poren der Haut dringt.

Der diesmalige Fang ging leicht und glücklich von Statten. In der Hitze wurden alle Wale erlegt. Sonst läßt man gern einen entweichen, damit dieser mehrere herbeihole. Oft geschieht es, daß der Wal sich nicht gut treiben lassen will, besonders wenn es große Haufen von mehreren Hunderten sind. Dann kehrt er sich nicht an das Steinwerfen, geht unter die Boote durch, und verursacht den Leuten tagelange, oft ganz vergebliche Arbeit. Oftmals entwischt er, wenn er schon in eine der wenigen zum Abfangen passenden Buchten getrieben ist, durch die Hitze und Unvorsichtigkeit der Leute. Wenn diese nämlich zu früh stechen, so daß der Wal nicht mit einer Fahrt auf den Strand läuft, so kehrt er wieder um, und läßt sich nicht zum zweiten Male treiben; oder wenn sie zuerst solche Fische treffen, die nicht mit dem Kopfe gegen den Strand gerichtet sind, so schießen diese Verwundeten in die See hinaus, und der ganze Haufe folgt. Tritt die Nacht ein, bevor man zum Abfangen kommt, so schließen die Boote einen engen Halbkreis vor der Bucht, die Leute zünden Feuer an, der Wal meint dann, es sei der Mond, zieht gegen denselben an, und hält sich ruhig bis zum Morgen, wo die Blutarbeit beginnt. Die hier gefangene Art war der sogenannte Grindewal (delphinus globiceps), von schwarzer Farbe mit durchschimmerndem Grau; am Halse ist ein großer weißlicher Fleck. Der Kopf ist beinahe völlig rund. Der größte

Fisch war fast zwanzig Fuß lang. — Der ganze Ort stinkt jetzt nach dem ausgebrannten Thran und getrockneten Wallfischfleische.

Am 7. Juli erscholl wieder der Ruf Grindabud! Der Grindewal war in Göte auf Oesteroe schon 135 an der Zahl getödtet, als die Thorshavner ankamen. Während in Thorshavn Sonnenschein und Windstille herrschte, war bei Göte ein so heftiger Sturm gewesen, daß die Boote die See kaum hatten halten können. Ich habe hier mehrmals eine Erscheinung bemerkt, die sich auf dem Kap der guten Hoffnung wiederholt, nämlich daß der Nebel sich auf einer Seite des Fjelds anhäuft, steigt, den Gipfel überschreitet, und sich nun an der andern Seite des Gebirges hinabrollt, wodurch gewöhnlich sehr heftige Stoßwinde entstehen, grade wie bei dem Tafelberge.

Am 17. Juli Abends 6 Uhr gingen wir unter Segel. So sehr mich auch das Heimweh plagte, wurde mir doch der Abschied von den Färingern, namentlich vom Amtmann, der mir so viel Gutes erwiesen hatte, recht schwer. Die Gewißheit, so manche neue Bekannte, denen ich große Dankbarkeit schuldig war, ein Land und ein Volk, welches mir lieb und werth geworden war, nie wieder zu sehen, trübte die Freude der Heimkehr. Doch die Erinnerung an diese Reise wird nie in meinem Gedächtniß erbleichen, und mit hellen Farben wird die Phantasie manche Begebenheiten und Abenteuer mir wieder ausmalen, wenn ich daheim in Frieden sitze.

Als ein Segel nach dem andern vom Winde aufgeschwellt ward, die Flaggen und Wimpel salutirten, der Amtmann uns durch Kanonendonner von der Schanze sein Lebewohl zurief, die letzten uns begleitenden Färinger an der südlichen Spitze von Naalsoe von uns Abschied nahmen und uns ein dreimaliges Hurrah! nachsandten, endlich aber die steilen Küsten allmählig im Nebelduft verschwanden: da glaubte ich geträumt zu haben, so wunderbar erschienen mir alle Erlebnisse dieser fünf Monate.

Ebenezer Henderson's

Island

verglichen mit der Reise des Dr. Thienemann.

Einleitung.

Ein ungeheurer, gewaltig zertrümmerter Felsblock — seine tausendfach ausgezackten Ränder werden rings von den stürmischen Wogen des Nordmeers umbrandet und auf seinem Rücken stehen zwischen Schnee und Eis zahlreiche Feuerkessel, aus denen zu Zeiten Dampf und rothe Gluth emporwirbelt: das ist die durch ihre Naturwunder berühmte Insel Island, wenig mehr als eine grauenvolle Wüste, auf der aber dennoch der Mensch eine Heimath gefunden. Mit dem Namen Thule bezeichnen die Alten eine Insel als äußerste Grenze der Erde, sechs Tagereisen nördlich von Britannien: würde das nicht auf unser Island passen? Die Geschichte nennt diesen Namen erst im 9. Jahrhundert. Es war im Jahr 860, als Naddodd, ein berüchtigter norwegischer Seeräuber, der seinen Schlupfwinkel auf den Färöern hatte, bei der Rückkehr von einem Streifzuge durch Sturm nach Islands Küsten getrieben wurde. Er landete in einer der östlichen Buchten, bestieg einen hohen Berg, der ihm einen Ueberblick über die ganze Insel gewährte, entdeckte aber keine Spur einer Bevölkerung. Im nächstfolgenden Herbst schiffte er abermals dorthin, und da er die Gebirge alle weiß von Schnee schimmern sah, so gab er der Insel den Namen Snäland d. i. Schneeland. Im Jahr 864 wurde die Insel aufs Neue entdeckt von Gardar Svafarson, einem gebornen Schweden, der

daselbst überwinterte und im folgenden Frühling nach Norwegen zurückkehrte. Seine Erzählungen weckten den Geist der Abenteuer unter den Norwegern, und Floki, ein berühmter Seeräuber, faßte den Entschluß, von der Insel Besitz zu nehmen. Er rüstete ein Schiff aus, versah sich mit Vieh und den nöthigen Geräthschaften, ordnete dann ein großes Opfer an und weihete den Göttern drei Raben, welche er mit sich nahm, damit sie ihm als Wegweiser dienten. Nachdem er die Schetland-Inseln und Färöer berührt hatte, steuerte er nordwestlich. Der erste Rabe, welchen er fliegen ließ, kehrte nach Färö zurück, der zweite stieg hoch in die Luft und ließ sich dann auf die Masten des Schiffes nieder, der dritte richtete seinen Flug nach Island, wo Floki kurz darauf landete und sich ansiedelte. Allein da er zuviel Zeit auf die Fischerei verwandte, so vernachlässigte er darüber die Heuernte, und in Folge davon starb während des Winters all sein Vieh. Das Frühjahr kam, die kalte Witterung dauerte fort, und da er zufällig von der Höhe eines Berges die Entdeckung machte, daß eine der großen Meeresbuchten ganz mit Eis angefüllt war, so gab er der Insel voll Verdruß den Namen Island, den sie bis auf den heutigen Tag behalten hat. Floki entsagte bald jedem Gedanken an eine Niederlassung auf dem kalten Eiland und kehrte nach Norwegen zurück. Seine beiden Gefährten auf diesem Zuge, Heriolf und Thorolf, schilderten dagegen die Insel als überaus schön und fruchtbar, und namentlich Thorolf unterstützte dies durch die Behauptung, daß Butter von jeder Pflanze träufele, welche sie hervorbringe. Nach einigen Jahren ward Island wieder von zwei Norwegern, Hiörleif und Ingolf, besucht, welche über den Anblick einiger mit lachendem Grün bekleideten Küstenthäler so entzückt waren, daß sie mit dem festen Entschlusse heimkehrten, sich daselbst bleibend niederzulassen. Nachdem sie dazu alle möglichen Vorbereitungen getroffen, vollführten sie ihren Plan im Jahre 874, und von diesem Jahre an rechnen die Isländer die Besitznahme des Landes. Bevölkert wurde Island aber erst zur Zeit des norwegischen Königs Harald Harfagra († 980). Als Harald sich ganz Norwegen unterwarf und mit eisernem Regimente alle kleineren Fürsten unterdrückte, wanderten diese mit ihren Familien und

dem zahlreichen Gefolge ihrer Anhänger nach Westen aus, und siedelten sich namentlich auf Island an, wo sie vor den Verfolgungen ihres mächtigen Unterdrückers sicher zu sein hofften. Nach Verlauf weniger Jahrzehnte waren alle Küsten der Insel von den neuen Ankömmlingen besetzt, und König Harald mußte die Auswanderungen dahin durch Erlegung einer schweren Geldbuße beschränken. Schon um's Jahr 928 bildete sich die Bevölkerung von Island zu einem wohlgeordneten Staate aus, und man verstand es, die verschiedenen Zweige der Regierung auf eine so bewundernswürdige Weise zu vertheilen, daß die gemeinsamen Rechte ohne Gefährdung der persönlichen Freiheit gesichert wurden. Man theilte das ganze Land in vier große, nach den Himmelsgegenden benannte Bezirke mit einem Vorsteher an der Spitze. Jeder Bezirk enthielt wiederum mehrere Kreise oder Syssels, deren es zwölf gab und für deren Verwaltung man einen Landrichter oder Sysselmann wählte. Jeder Sysselmann berief in seinem Kreise den Thing oder die Volksversammlung, und sollte zugleich als Diener der Religion über die Tempel und den Gottesdienst wachen. In den Volksversammlungen hatte jeder freie Grundbesitzer das Stimmrecht. Außerdem hielt man alljährlich den Althing oder die allgemeine Versammlung des ganzen Volkes. Der Althing wurde am Thingvalla-vatn (vatn d. i. See) gehalten und dauerte sechszehn Tage. Da fand die endliche Ausgleichung aller obschwebenden Zwistigkeiten statt, da wurden die Staatsgesetze gegeben. Der Vorsitzende hieß Löghögumade, d. i. Verkünder der Gesetze. Er wurde zu diesem Amte durch freie Volkswahl erhoben, und behielt es gewöhnlich für's ganze Leben. Sein Urtheil wurde in allen Fällen als entscheidend betrachtet. Obgleich er außer dieser Versammlung wenig oder gar keine Macht besaß, so stand er doch bei seinen Mitbürgern stets in hoher Achtung; denn er galt ihnen als oberster Richter und als Schirmer ihrer durch die Gesetze verbürgten Freiheit, weshalb er auch die übrigen Behörden zur Rechenschaft ziehen konnte. Unter dem Schutze einer solchen Verfassung lebten die Isländer länger als drei Jahrhunderte in Unabhängigkeit. Während dieser Zeit wurde, um's Jahr 1000, das Kreuz aufgepflanzt; auch die Dichtkunst blühte, und es bildeten sich die

herrlichen Saga's, die von Mund zu Mund bis in's 12. und 14. Jahrhundert gingen, wo sie zuerst durch die Schrift ein bleibendes Erbtheil für alle nachfolgenden Geschlechter wurden. Innere Unruhen und blutige Zwiste, von Norwegens Königen angestachelt, waren Ursache, daß sich die Insel 1261 dem Könige Hakon von Norwegen unterwarf, und in der Folge (1387) nebst Norwegen mit Dänemark vereinigt wurde. — Jetzt wird Island durch einen Stiftsamtmann verwaltet, der vom dänischen König auf je fünf Jahr angestellt wird. Er ist gewöhnlich Glied einer adligen Familie, bezieht einen Gehalt von etwa 1000 Thalern und hat nach seiner Rückkehr in die Heimath Ansprüche auf eine höhere Stellung. Er ist zugleich eigentlicher Statthalter des südlichen Bezirkes und hat zwei Amtmänner unter sich, den einen für den westlichen, den andern für den nördlichen und östlichen Bezirk der Insel. Die alte Eintheilung in Syssels oder Landrichterschaften ist geblieben. Außerdem giebt es noch einen Landfoged oder Landvoigt, welcher Schatzmeister oder Generaleinnehmer für die Insel ist. Im Jahre 1800 wurde der Althing abgeschafft und an seine Stelle ein Obergerichtshof zu Reikjavik eingesetzt. Dieser Gerichtshof versammelt sich monatlich ein Mal und entscheidet in allen wichtigern Fällen. — Island zählt auf 1800 □ Meilen 56,000 Einwohner (1840).

Die im Folgenden benutzten Reisewerke sind: 1) Ebenezer Henderson's Island, oder Tagebuch seines Aufenthaltes daselbst in den Jahren 1814 und 1815. Der Engländer Henderson reiste in Angelegenheiten der Kopenhagner Bibelgesellschaft, und kein Reisender giebt uns ein so umfassendes Bild von Island, daher haben wir ihn zum Hauptführer gewählt. 2) Dr. Thienemann, Reise nach Island in den Jahren 1820 und 1821. Dresden 1824. Thienemann bereiste die Insel als Naturforscher und ist namentlich ausgezeichnet in Bezug auf die Kenntniß der isländischen Vögel, er hat aber auch außerdem eine Menge der schätzbarsten Bemerkungen geliefert, so daß wir ihn zur Ergänzung von Henderson namentlich überall da zu Rathe gezogen haben, wo es sich um eine richtige Anschauung der Natur handelt. Außerdem haben wir Rücksicht genommen auf die Reise des Schotten George Stuart Mackenzie im

Sommer 1810, mehr noch auf zwei neuere Werke, nämlich: Ein Besuch auf der Insel Island über Tronyem im Sommer 1834 von John Barrow jun., und: Reise nach dem skandinavischen Norden und der Insel Island im Jahre 1845 von Ida Pfeiffer. Pesth 1846. Der gründliche Engländer Barrow und die ritterliche Wienerin Ida Pfeiffer haben freilich, wie das in der Regel geschieht, nur den südwestlichen Theil der Insel besucht, sind indeß treulich benutzt worden, wo es sich um Kenntniß der jetzigen Zustände, namentlich von Reikjavik und der Umgegend, handelte.

Erstes Kapitel.

Am 8. Juni gegen fünf Uhr Nachmittags lichteten wir auf der Rhede von Kopenhagen die Anker. Der Abend war heiter, die Aussicht auf die dänische Hauptstadt und die Küsten von Seeland und Schonen überaus malerisch. Am folgenden Morgen früh segelten wir bei der Insel Hveen vorbei. Dort hatte der König von Dänemark dem berühmten Sternkundigen Tycho de Brahe einst die prachtvolle Sternwarte Uraniaburg mit einem Kostenaufwand von einer Tonne Goldes bauen lassen. Vor einigen Jahren besuchte ich die Stelle; aber Alles, was ich entdecken konnte, war kaum etwas mehr, als die Ueberbleibsel eines Gewölbes. Um neun Uhr erblickten wir Helsingör, und fuhren von da in Begleitung von mehr als siebenzig wallenden Segeln in's Kattegat, wo die höher gehenden Wellen eine heftigere Bewegung des Schiffes mit sich brachten und uns bald die Vorboten der Seekrankheit empfinden ließen. Diese sind ein immer zunehmendes Drehen im Kopfe. Bald wird der Magen in Mitleidenschaft gezogen, es kommt Uebelkeit und zuletzt Erbrechen mit dem heftigsten Würgen. Wir konnten es auf dem Verdecke kaum noch aushalten und mußten uns zu Bette legen. Die beiden nächsten Tage, da der Wind immer stärker und anhaltender wurde, waren wir nicht im Stande, das Lager zu verlassen, ohne die Spuren der Seekrankheit von Neuem zu empfinden,

fühlten uns überdies auch so matt, daß wir uns kaum auf den Füßen erhalten konnten.

Am 12. Juni, wo wir uns im Skagerracke befanden, ward der Wind günstig, aber sehr stark, so daß wir gegen vier Uhr Morgens am 13. die norwegischen Scheeren sahen. Der Anblick stärkte uns bedeutend, doch konnten wir kaum auf dem Verdecke bleiben, da uns überschlagende Wellen häufig neckten. Bald kamen norwegische Lootsen. Auf ihren kleinen mit zwei Mann besetzten Booten trotzen sie den höchsten Wellen und fahren den Schiffen in großer Entfernung entgegen, um sie unbeschadet durch die gefährlichen Klippen zu beingen. Je näher wir dem Hafen von Arendal kamen, desto ruhiger ward die See, da die Wellen von den außen stehenden Klippen geschwächt werden. Der Eingang des Hafens zieht sich lange zwischen hohen Felsen hin, die mit einzelnen Wohnungen und Laub- und Nadelholz besetzt sind. — Die norwegischen Häfen gehören in vieler Hinsicht zu den besten der Welt. Sie sind nämlich für die größten Schiffe tief genug, und zwar bis an das Ufer, weshalb das Aus- und Einladen mit größter Bequemlichkeit vor sich geht; überdies sind sie auch vor jedem Winde gesichert, da sie ringsum von hohen Bergen beschützt werden. Arendal liegt am Hafen, oder vielmehr im Hafen, da die Felswände so dicht an das Wasser stoßen, daß viele Häuser auf Rasen gebaut sind und auch die Straßen oft aus hölzernen Brücken bestehen. Kleinere Fahrzeuge können auf Canälen durch die ganze Stadt in die Speicher gelangen. Die Häuser sind aus Holz erbaut, bunt, oft roth angestrichen und mit Ziegeln gedeckt. Unter den 1600 Einwohnern befinden sich zahlreiche Kaufleute, da von hier aus starker Handel nach Holland getrieben wird. Die Gebirge umher sind weder hoch noch steil, in dem grobkörnigen Gneiß sieht man viele Granaten blitzen. In den Wäldern bemerkt man den Ahorn, die Birke, Eiche, Fichte, Kiefer und Linde; doch sind die größeren Bäume aus der Nähe der Küste und der Flüsse verschwunden, da die schönsten jungen Fichtenstämme fortwährend zu Ruderstangen ausgehauen werden. Die Gewässer sind sehr fischreich. Von Vögeln bemerkte ich mehrere Adler und Falken, viele Kolkraben und Nebelkrähen.

Nach kurzem Aufenthalte gingen wir bei frischem Winde unter Segel. Dieser verwandelte sich bald in Sturm und zwang uns, schon drei Meilen von Arendal im Hafen von Grossehaun (Großenhafen) vor Anker zu gehen. Die Küste erhebt sich gleich ziemlich hoch, ist aber auf der Westseite von Wald entblößt und nur mit Preißelbeeren und Haide bedeckt. Der Hafen ist sehr geräumig und bekommt durch die Menge vorliegender Scheeren ein wunderbares Ansehn. Wir fuhren mit dem dortigen Lootsen fast täglich in den Scheeren umher. Seehunde waren häufig, vorzüglich der große Buchtenseehund (phoca halichörus), der zwar sehr neugierig ist, aber die Schußweite doch immer gehörig zu berücksichtigen weiß. Auf dem Wasser schwamm häufig die Sammetente (anas fusca); die gelbfüßige Möve (larus fuscus) war einzeln zu sehen, aber die Seeschwalbe (sterna fluvialis) in großen Schaaren. Auf einer entfernten Klippe saßen zwei Seeadler. Zwischen dem losen Gestein der Scheeren brütet die schwarze Lumme (uria grylle). Es kommen hierher auch Schiffe wegen des Hummerfanges. Man fängt die Hummer größtentheils mit den Händen, indem man an den Stellen, wo das Meer nicht zu tief ist, hineinrudert und sie unter den dichten Büschen der Seepflanzen hervorsucht. Man muß sich jedoch durch eine aus starkem Leder verfertigte Fuß- und Armbedeckung gegen die bedeutenden Scheeren dieser Schalthiere schützen; man zeigte uns welche, die acht Zoll lang und sehr stark waren. Sonst bedient man sich auch der Reusen zum Hummerfang.

Am 21. Juni erlöste uns ein günstiger Wind von unserem unfreiwilligen Ruheplatze. Je weiter wir aus dem Skagerracke nach der großen Nordsee vorrückten, desto größer wurden die Wellen, deren Ausdehnung in der Breite oft funfzig bis sechzig Ellen betrug. Schaaren von Möven umkreisten das Schiff, setzten sich auf die Segelstangen, und fraßen Speck und Fleisch, was wir ihnen zuwarfen; auch Sturmvögel wurden sichtbar. Auf der Oberfläche der See zeigten sich unzählige Schaaren von Delphinen; oft erschienen zehn bis zwölf mit den Köpfen dicht neben einander und durchschnitten pfeilschnell die Spitze der Wellen, gegen welche sie in nordöstlicher Richtung steuerten.

Der Wind war jetzt starker West oder Südwest, und wir legten in der Regel alle Stunden eine Meile zurück. Am 25. waren wir den schetländischen Inseln gegenüber. Durch das Fernglas konnte man deutlich die kahlen Felsen derselben erkennen. Hier hatten wir einen jener Abende:

»Wo gleicht der Scheide-Tag dem sterbenden Delphine,
Der immer neue Farben spielt im Todeskampf,
Bis auch die letzten, herrlichsten im Grau verschwinden.«

Am 30. traf unser Schiff ein eigenes Unglück. Wir waren sämmtlich des Morgens bei fast stillem Wetter auf dem Verdecke, als sich gegen zwölf Uhr einige leichte Wolken zusammenzogen, und es ein wenig zu regnen begann. Wir gingen deshalb in die Cajüte. Kaum waren wir hinab, als das Schiff einen so heftigen Stoß bekam, daß wir fast von unseren Sitzen fielen, und alsbald erhob sich ein Geschrei der Matrosen auf dem Verdecke. Wir stürzten hinauf in der Meinung, daß wir auf einer Klippe gestrandet, fanden aber die obere Hälfte beider Masten zerbrochen und mit ihren Segeln herabhängend, wodurch das Schiff auf die eine Seite gezogen wurde und still lag. Da es stilles Wetter war, so konnte das Ganze nur eine elektrische Entladung aus der kleinen Wolke sein, welche an unserem Schiffe vorüberzog. Zum großen Glücke blieb es noch eine Zeit lang windstill, so daß wir unser Schiff ungefährdet in segelfertigen Stand setzen konnten.

Am Abend des 12. Juli bekamen wir zuerst Island zu Gesicht. Am Himmelsrande konnten wir einige Eisberge entdecken, welche sich zu einer ungeheuren Höhe erheben, unten mit Wolken umgürtet und weiß schimmernd von Schnee. Von der Mitte des höchsten senkte sich ein schwarzer Riff stufenweise nach Westen, bis derselbe von zwei kegelförmigen Bergen unterbrochen wurde, welche die vollkommenste Aehnlichkeit mit Zuckerhüten hatten, und deren Spitzen gleich silbernen Knöpfen von Schnee glänzten. Da das Wetter neblicht wurde, so verloren wir an den beiden folgenden Tagen das Land wieder aus dem Gesichte; aber am Morgen des 15. ließ sich das Brausen der nahen Brandung hören, der Nebelschleier hob sich, wir entdeckten vor uns ein hohes Land, und als wir gegen neun Uhr

die Küste deutlicher unterscheiden konnten, fanden wir uns zu unserer großen Freude am Kap Reikianäs, der südwestlichen Spitze von Island. Zur Linken hatten wir die Elldey- oder Feuerinseln; das ist ein Haufen von öden, steilen Felsen, die allmählig durch unterirdisches Feuer emporgehoben wurden, und von bunten Schaaren der Seevögel ganz bedeckt sind. Schnell trieb uns die Fluth in den großen Farefjord. Hier war uns Wind und Strömung günstig. Mit hohem Vergnügen sah ich nach und nach die verschiedenen Buchten und Baien der Küste sich vor meinen Blicken entfalten. Der Esian, der Akkra und andere Berge kamen zum Vorschein. Ihre stolze Höhe, der schöne Gürtel von silberfarbenen Wolken, der sie tief unter ihrer Spitze umgab, der prachtvolle Anblick des Gipfels und die feierliche Dunkelheit, welche über die ganze untere Gegend mit ihren schwarzen Felsen und grünen Bergflächen ausgegossen war: Alles dies machte einen gar wundersamen Eindruck. Gegen acht Uhr Abends kam unser Lootse an Bord, und bald nach zehn Uhr warfen wir bei noch hellem Tageslicht die Anker vor der Stadt Reikjavik, wo die dänische Flagge, hellroth mit weißem Kreuze, von den Giebeln der Waarenhäuser zu unserem Gruße wehte. Am Ufer stand ein Haufe von Männern, Weibern und Kindern, die uns entgegen riefen: »Friede! Kommt in Frieden! Der Herr segne euch!«

Als unser Boot dem Ufer nahte, luden uns einige Isländer auf ihre Schultern und brachten uns an's Ufer. Sie trugen Jacken, Beinkleider und weite Strümpfe von gegerbtem Schafleder. Das ist ihre Wasserkleidung, welche sie wegen des feuchten Wetters über die gewöhnliche Tracht gezogen hatten. Diese besteht aus einem tuchenen Wamms und eben solchen Hosen. Im nördlichen Island trägt man einen Ueberzug von Seehundsfell mit gleichen Kappen, wodurch die Leute ein winterliches Ansehn bekommen. Die Schuhe bestanden aus unbereiteten Seehundsfellen, welche mit Riemen an den Fuß befestigt waren. Etliche trugen wollene Mützen von brauner oder blauer Farbe mit langzipfligen Quasten, die Meisten runde herabhängende Filzhüte, dazu wollene Fausthandschuhe. Ihr schwarzes oder braunes Haar hing lang und schlicht vom Kopfe auf den Rücken herab.

Wir begaben uns in die Wohnung des Herrn Knudsen, eines Handelsgefährten unseres Capitains, wo wir uns die aus frischem Lachs bestehende Abendmahlzeit trefflich munden ließen. Gegen ein Uhr des Morgens kehrten wir an Bord zurück.

Reikjavik, die Hauptstadt Islands, liegt in einer rauhen, unfruchtbaren Gegend. Veranlassung dazu gab Ingolf, der erste norwegische Ansiedler. Als dieser sich der Küste näherte, warf er zufolge eines abergläubischen Brauches die hölzernen Hauptpfeiler seiner bisherigen Wohnung in die See, und that das Gelübde, sich an der Stelle niederzulassen, wo sie antreiben würden. Vom Ankerplatz aus sieht man ein emporsteigendes Ufer von schwarzem Schiefer, und hinter demselben eine lange Häuserreihe, von der die braunen oder rothen Dächer, hie und da der obere Theil einer Thüre oder auch wohl eine halbe Fensterreihe hervorgucken; man sieht jedoch genug, um sich zu überzeugen, daß die Häuser niedrig und nur Ein Stockwerk hoch sind. Dies ist die sogenannte Kaufstadt, welche meist von dänischen Kaufleuten bewohnt wird. An jedem Ende der Reihe bemerkt man eine Anhöhe, und auf derselben eine Anzahl Rasenhütten, deren Dächer und größtentheils auch die Wände mit Gras bedeckt sind. Hier wohnen hauptsächlich Fischer und die im Dienst der Kaufleute stehenden Arbeiter. Auf der Westseite steht mitten unter diesen Hütten, oder vielmehr über denselben, das in die Augen fallende Haus des General-Physikus von Island, der zugleich Apotheker ist. Dies Gebäude wird von einem noch höheren überragt, nämlich von einer Windmühle, der einzigen auf der ganzen Insel. Auf der Ostseite wird der Gipfel eines Hügels von einem steinernen Schuldenkmal eingenommen, welches von den Schülern der vormaligen Schule Reikjaviks errichtet war. Da dasselbe verfallen war, so wurde es von dem jetzigen Gouverneur in eine niedliche kleine Warte oder ein Luginsland verwandelt, und man hat von dort eine weite Aussicht über die ringsum liegenden Berge und Buchten, nebst den Inseln und dem Hafen mit seinen wenigen Schiffen. Beim Landen auf einem Damm, deren vier in's Wasser hinaus laufen, befindet man sich am Fuße des hohen Gestades, das bedeckt ist mit Schlacken, Asche, Lava, schwarzem Lavasand und

Steinen von jeder Größe, welche durch die Einwirkung des Wassers abgerundet und meist voller Löcher sind, als wenn Würmer sie hineingebohrt hätten. An einem Theile des Ufers, nahe am Wasser, bemerkt man eine niedere Kette verglaster Felsen, an denen unregelmäßige, verschobene und zerbrochene Basaltsäulen sichtbar sind. Das flache Land hinter dem Gestade zeigt keine Spuren des unterirdischen Feuers, mit Ausnahme einer Rauchsäule, die in geringer Entfernung vom Boden aufsteigt, und der Stadt den Namen gegeben hat; denn Reikjavik heißt »die rauchende Stadt.« *)

Die Stadt selbst gewinnt bei näherer Bekanntschaft keinesweges; doch konnte uns nicht entgehen, daß dieser Ort der Sitz des Stiftsamtmanns oder General-Gouverneurs, des Bischofs von Island und mehrerer anderer Beamten, sowie der Haupthandelshafen der Insel ist. Hinter der vorderen einzeiligen Kaufstadt, welche parallel mit der Küste läuft, liegt noch eine Art Straße, deren doppelte unregelmäßige Zeilen nach Westen hin in einem rechten Winkel zusammenlaufen. Der Zwischenraum zwischen diesen Häuserlinien ist mit Felsen ausgefüllt, die aus dem Boden hervorragen. In diesem Theile der Stadt befindet sich die Wohnung des Landvoigtes oder Schatzmeisters, und nach dem äußersten Ende zu steht eine Art Gesellschaftshaus der Kaufleute, wo man sich an Billard und anderen Spielen, oder an Mahlzeiten, Bällen und ähnlichen Unterhaltungen vergnügt. Die Häuser sind von Holz gebaut und mit Schindeln oder Brettern gedeckt. Bei jedem Kaufmannshause steht eine Waaren-Niederlage. Das einzige steinerne Haus ist das am östlichen Ende gelegene Haus des Gouverneurs, früher ein Arbeitshaus. Die bischöfliche Wohnung ist ein recht bequemes, von Backsteinen gebautes und weiß angestrichenes Haus. Die Kirche steht abgesondert hinter der Kaufstadt. Sie ist von Stein gebaut und hat ein großes Bretterdach; auf dem viereckigen hölzernen Thurme hängen zwei Glocken. Unter dem Kirchendache befindet sich eine öffentliche Bibliothek, welche gegen 6000 Bände

*) Wik ist jeder Zufluchtsort, wohin man entweichen kann, als Bardewik, Brunswik (Braunschweig).

enthalten soll*). Der mit einer hin und wieder verfallenen Erdmauer umschlossene Gottesacker scheint sehr vernachlässigt; auch ist nicht ein einziger Stein oder ein hölzernes Kreuz zum Gedächtniß der Dahingeschiedenen errichtet; nur ein Stück ausgestochenen Rasens bedeckte die Gräber. Unweit dieses Begräbnißplatzes bemerkt man einen kleinen See, aus dem ein Bach dem Meere zufließt. Die Kaufleute und vornehmeren Beamten haben bei ihren Wohnungen einen kleinen Gemüsegarten. Man pflanzt hauptsächlich Kohl, Rüben, Petersilie und Erdäpfel. Rettige, Rübenrettige, Senf und Kresse schienen noch am besten fortzukommen. Auch bemerkte ich im Garten des Gouverneurs drei oder vier Gebirgseschen, welche eine Höhe von etwa vier Fuß erreicht hatten. Die Gärten, von denen hier die Rede ist, hatten sämmtlich einen guten Boden und eine geschützte Lage gegen Südwesten; dennoch sahen alle Pflanzen darin kraftlos und verkrüppelt aus. — Die höheren Beamten, denen wir unsere Aufwartung machten, nahmen uns sehr gütig auf. Ueberall ließ man Wein und Kaffee auftragen, welche Getränke nach Landessitte gereicht werden, der Besuch mag kommen, wann er will. Die unteren Classen der Bewohner von Reikjavik, namentlich die Fischer, sind, gleich denen aller Seehäfen, nicht frei von dem Laster der Trunksucht. — Alljährlich zu Anfang des Sommers belebt sich die Stadt durch einen großen Jahrmarkt. Dann sieht man überall zahlreiche Gruppen von Menschen und Pferden; Kinder tummeln sich vor den Zelten; Freunde begrüßen sich nach langer Abwesenheit; Waaren werden auf- und abgeladen. Die Bauern aus dem Innern kommen hierher, um ihre Erzeugnisse zu verkaufen und dafür Gegenstände des Wohllebens oder des Bedürfnisses mitzunehmen. Dies geschieht bei dem Mangel an Geld durch Tausch. Die Bauern bringen in Fässern, Kisten oder ledernen Säcken wollene Gewebe, gestrickte Strümpfe und Handschuhe, Butter, Häute, Kälber, Schafe, Lämmer, Talg, isländisches Moos, auch wohl Pferde und Hornvieh. Dagegen nehmen sie Kaffee, Zucker, Rauch- und Schnupf-

*) Neuerlich ist der Kirche ein Taufstein von Thorwaldsen, dessen Vater ein Isländer war, zum Geschenk gemacht.

tabak, etwas Branntwein, Roggen und Roggenbrot, Zwieback, Weizenmehl, Salz, Seife und andere in der Haushaltung brauchbare Dinge mit zurück. Die Vermögenderen kaufen auch schon etwas Leinwand und Baumwollenzeug ein. Die Küstenbewohner bringen Stockfisch, Salm, Robben-, Haifisch- und Wallfischthran, so wie Seehundsfelle zu Markte.

Die Umgegend von Reikjavik bildet ein trauriges Moor, aus dem hie und da einige dunkle Felsen und einzelne Steinmassen hervorragen. Alles ist kahl und nirgends Baum oder Strauch zu sehen. Ich machte gleich Anfangs einen Spaziergang zu den etwa eine halbe Meile östlich von der Stadt liegenden heißen Quellen. Ein Knabe war mein Führer. Unter blühendem Heidelbeerkraut bemerkte ich viel isländisches Moos. Auf den sumpfigen Niederungen stand in Menge das sogenannte Baumwollengras (eriophorum polystachion), aus dessen feinen seidenartigen Fasern die Landesbewohner Dochte für ihre Lampen machen. Ueber die Grasbüschel des Moors gelangten wir zu einer Stelle, von der wir schon früher hatten Rauch aufsteigen sehen. Es war eine klare Quelle mitten in einem mit grüner Decke überzogenen Morast. Dicht bei der Quelle stand ein hölzerner Schuppen. Da fanden wir ein halb Dutzend junger Weiber emsig beschäftigt, ihr Linnenzeug in dem warmen Wasser zu waschen, das sie in Wannen ausschöpften. Sonst kochen sie auch ihre Fische und andere Speisen an den heißesten Stellen. In einem großen lauwarmen Teiche dieser Gegend baden sich an einem Tage im Juni alle Mädchen aus der Nachbarschaft. Dicht bei den Quellen fließt ein Bach, der das dampfende Wasser aufnimmt, und dessen Ufer mit einem üppigen Pflanzenwuchs bedeckt sind. Dieser bildet einen auffallenden Gegensatz gegen die Oede umher. Das Wasser der Quellen ist ausgezeichnet klar, und ich konnte nicht den geringsten Geruch oder Geschmack daran wahrnehmen; doch das ausgeschöpfte soll nach einiger Zeit einen leichten Schwefelgeruch bekommen. — Auf der Rückkehr sprach ich in einer der Fischerhütten ein. Das hölzerne, mit Rasen bedeckte Dach ruht auf Mauern von unbehauenen Steinen, zwischen denen Schichten von ausgestochenem Rasen sehr regelmäßig eingefügt sind. Als

ich mich bückte, um durch die Thür einer solchen Hütte einzutreten, befand ich mich in einem engen Raume. Eine einzige düstere Scheibe vertrat die Stelle des Fensters. Der Fußboden von geschlagener Erde oder Thon war zu beiden Seiten in einer Höhe von vier Fuß mit einem Sims versehen. Auf dem einen dieser Simse war Etwas ausgebreitet, das ein Bett zu sein schien; auf dem Sims gegenüber lagen verschiedene Kleidungsstücke. Auf dem Boden befand sich eine große Menge getrockneter Fische nebst allerhand anderen Dingen in der größten Unordnung durcheinander geworfen. Von da gelangte ich durch einen dunklen Gang am anderen Ende des Raumes in die Küche, in welcher ein kleines Feuer glimmte. Der Alles erfüllende Rauch strebte durch eine oben gelassene Oeffnung emporzuwirbeln. Ein kleines Faß, aus dem man Boden und Deckel herausgeschlagen, vertrat die Stelle des Schornsteins. Diese Hütte gehörte übrigens noch keinesweges zu den schlechtesten.

Den ersten größern Ausflug machte ich nach Garde und Bessestad (Bessastadir) in Gesellschaft mehrerer Reikjaviker zu Pferde. Wir ritten früh Morgens aus. Unser Weg führte uns über einen weiten kahlen Lavazug. Große Felsenmassen lagen hier untermischt mit der Lava, die mit der größten Heftigkeit gebrannt zu haben scheint. Es war ein grausiges Bild der Verödung und Zerstörung. Die Isländer sagen, hier finde sich die älteste Lava der ganzen Insel. Als wir die Spitze des einen Hügels erreicht hatten, welcher westlich von der Lava aufsteigt, zeigte sich uns eine angenehmere Aussicht. Vor uns lag die Stadt Garde, und ein wenig zur Rechten die schmale Halbinsel Alftaneß, welche sich in den Hasnasjord erstreckt und mit der Kirche und Schule von Bessestad, sowie mit einer Anzahl Bauernhütten besetzt ist. In Garde besuchten wir den Archidiakonus von Island und Probst des Goldstriches, welcher hier seinen Sitz hat. Dieser empfing uns bei unserer Ankunft an der Thür und hieß uns herzlich willkommen. Ich kam mit ihm bald auf religiöse Gegenstände zu sprechen. Er war sehr erfreut über meine Mittheilung, daß ich eine neue Ausgabe der isländischen Schrift besorgt und die Insel nach allen Richtungen durchreisen wolle, um das Bedürfniß von Bibeln an Ort und

Stelle kennen zu lernen. Er erzählte mir, wie schnell früher eine Sendung von Exemplaren des neuen Testaments vergriffen sei und legte mir auch eine Probe von dem hohen Ansehen vor, in welchem die heilige Schrift bei den Isländern steht. Es war dies ein Exemplar der Bibel in Folio, von welchem der Zahn der Zeit einen großen Theil zerstört hatte; aber die fehlenden Blätter waren alle wieder eingelegt und der Text auf das Sorgfältigste ergänzt worden. Die Handschrift war von der Art, daß sie jedem Schreibmeister in Europa Ehre gemacht haben würde. Ich vermuthete, daß diese Ergänzungen wohl von einem Geistlichen herrührten, erfuhr aber zu meiner Verwunderung, daß sie das Werk eines gemeinen Bauern seien, und solche Beispiele von Schönschreiberei sind in Island durchaus nichts Ungewöhnliches. In Bessestad, wo sich die einzige öffentliche Schule der Insel befindet*), wurden wir bei unserer Ankunft von einem Mann empfangen, der den Titel eines Inspectors führt, das Hauswesen beaufsichtigt und die Anstalt mit Lebensmitteln versorgt. Auch er setzte uns der Landessitte gemäß Wein vor, Champagner wie er sagte, den wir jedoch ablehnten und eine Tasse Kaffee vorzogen. Da die Schule Ferienzeit hatte, so besahen wir wenigstens die Hörsäle und die Schlafzimmer. Alles sah sehr ärmlich und unsauber aus. Ringsherum an den Wänden des Schlafgemaches befanden sich hölzerne Verschläge mit Heu, Stroh und etwas schmutzigem Bettgeräthe. Jede dieser Schlafstätten oder Krippen war mit einem genau schließenden Deckel versehen, und das wär nun die nächtliche Herberge für je zwei Knaben. Die Zahl der Schüler beläuft sich auf etwa vierzig. Die Unterrichtszeit dauert vom October bis zum Mai; in den vier Sommermonaten helfen die Studirenden in ihrer Heimath bei der Arbeit. Es sind vier Lehrer angestellt. Der eine, Professor der Gottesgelahrtheit, unterrichtet im Hebräischen und Griechischen, und namentlich in der Auslegekunst der heiligen Schrift; die übrigen drei Adjuncten lehren Lateinisch, Geschichte, Erdkunde und Mathematik, so wie die dänische, norwegische,

*) Im Jahre 1846 ist diese Anstalt nach Reikjavik verlegt, wo man zu diesem Behuf ein neues zweistöckiges Haus errichtet hat.

deutsche und isländische Sprache. Der Professor der Gottesgelahrtheit bezieht an Gehalt 800 Thaler, jeder der Adjuncten 550 Thaler, der Inspector 220 Thaler nebst 60 Thaler für jeden Schüler. Der Bischof von Island bezieht als Haupt aller Kirchen und Schulen aus der Schulcasse 1200 Thaler und außerdem noch 800 Thaler. Die Besoldungen der Pfarrer sind dagegen sehr knapp. Ihr Einkommen steigt von 5 bis 180 Thaler jährlich und besteht in Zehnten, die zu Gelde veranschlagt sind. Außer diesen Zehnten haben sie Grundbesitz, erhalten freie Arbeiter für gewisse Tage, und genießen Opferpfennige und Gebühren. Besser stehen sich die Pröbste oder Superintendenten, deren es 19 auf der Insel giebt. — Die Aufnahme in die Schule zu Bessestad wird nur Denen gestattet, welche sich durch Fähigkeiten auszeichnen. Ist ihre Bildung vollendet, so haben sie eine scharfe Prüfung in Gegenwart des Bischofs zu bestehen. Dadurch erhalten sie das Recht, sich um Pfarren zu bewerben. Mancher der jungen Geistlichen übernimmt auch oft nach des Vaters Tode das Gut und sucht dann nicht weiter um eine Pfarrstelle nach. Predigt er jährlich ein Mal, so behält er einige Vorrechte; dazu gehört auch der Titel Student, welcher in Island so viel sagt, als bei uns Candidat. Man rechnet etwa 300 Kirchen, und bei jeder ist ein Geistlicher angestellt. Einige von den Entlassenen pflegen die Kopenhagener Universität zu besuchen, indessen sind dies nur wenige. Viele erwerben sich dagegen die zum geistlichen Fache nöthigen Kenntnisse in der Heimath; denn trotz des geringen geistigen Verkehrs unter einander, den die großen Entfernungen hemmen, herrscht in Island viel Bildung. Aber grade die Abgeschlossenheit treibt die Leute in die Tiefe ihres Wesens. Sie sind umgeben von großen Wundern der Schöpfung, und die langen Winterabende fesseln sie an ihre Büchersammlungen, worauf sie viel halten. Der Pfarrer aber kann sich in Nichts weiter vor seinen Pfarrkindern auszeichnen, als durch Kenntnisse; denn da sein äußerer Stand dürftig ist, so muß er arbeiten gleich dem geringsten Manne, muß allein seinen Garten bebauen, sein Gras mähen und in eigener Person mit auf den Fang der Fische und Seehunde ausziehen; auch verwaltet er häufig das Amt eines Huf-

schmiedes. Ueberdies ist das Amt eines Geistlichen in diesem Lande äußerst beschwerlich, da er oft Ortschaften zu versehen hat, die 2 bis 3 Meilen von seinem Wohnsitze entfernt sind. Noch schlimmer haben es freilich die Aerzte. Diese müssen oft 20 bis 30 Meilen machen. Dazu denke man sich die schreckliche Winterjahreszeit. Dann kommen die Bauern häufig mit Schaufeln, Hacken und einigen Pferden und holen den Arzt. Sie schreiten ihm voraus, und bahnen die unwegsamsten Stellen, während er abwechselnd bald das eine, bald das andere Pferd reiten muß, damit keines der Last erliege. Und so geht es fort, viele, viele Meilen, bei Nacht und Nebel, bei Sturm und Schneegestöber; denn von seiner Eile hängt ja oft Leben und Tod ab. Man muß sich wundern, daß zu solchen Aemtern noch Leute gefunden werden! Indeß wird von früher Jugend auf der Sinn für Gelehrsamkeit geweckt. Der Unterricht der Kinder macht eine regelmäßige Beschäftigung des verheiratheten Isländers aus. Während seine Hütte ganz in Schnee begraben liegt und es rund umher dunkel und wüste ist, schlägt er beim Lampenschein ein Buch auf, worin er Nahrung für den Geist seiner Kinder findet. Es ist höchst selten, daß ein Isländer nicht lesen kann. Ja, der Geistliche hat das Recht, eine Heirath zu verhindern, wenn die Braut nicht lesen kann. Manche scheuen die Mühe nicht, sich ein erwünschtes Buch abzuschreiben. Die Tinte, welche man sich selber bereitet, hat das Eigene, daß sie braun wird und auch das Papier um die Buchstaben braun färbt, wodurch ein vor wenigen Jahren geschriebenes Buch das Ansehn einer uralten Handschrift bekommt. Viele Bücher werden im Lande selbst gedruckt. Auf der kleinen Insel Videy, Reikjavik gegenüber, ist eine Buchdruckerpresse in beständiger Thätigkeit, von wo aus man Bibeln, Psalter und andere erbauliche und nützliche Schriften verbreitet. Von jeher hat Island auch ausgezeichnete Gelehrte gehabt, und Viele beschäftigen sich mit der Dichtkunst. Der Vater des berühmten Bildhauers Thorwaldsen, ein armer Steinmetz und Bildschnitzer, war ein geborner Isländer. Die Verwandtschaft der isländischen Sprache mit der deutschen erhellt aus folgenden Wörtern: bloma, Blume, draumur, Traum, fader, Vater, blad, Blatt, haena, Henne, hagl,

Hagel, rif, Ribbe, thif, Dieb; die Zahlen von 1 bis 12 heißen: eyrn, tveir, thryr, fioorer, fimm, sex, sive, aatta, nya, tya, ellefu, twolf.

Nachdem wir noch die steinerne Kirche gesehen, die größte Islands, welche aber außer dem Grabstein eines vormaligen Gouverneurs mit einer lebensgroßen auf ihr Schwert gestützten Figur in voller Rüstung nichts Merkwürdiges enthält, führte uns der Inspector in sein Haus und zeigte uns einige herrlich gearbeitete silberne Gürtel, Armbänder und andere Schmucksachen. Dann kehrten wir nach Reikjavik über Hafnafjord zurück. Letzteres ist ein kleiner Ort mit drei dänischen Kaufmannshäusern, einigen Magazinen und mehreren Kothen (Bauernhäusern).

Am 24. Juli wohnte ich dem Gottesdienste in der Kirche zu Reikjavik bei. Er begann um ein Uhr und dauerte etwa eine Stunde. Der Geistliche las oder sang vielmehr einige Gebete vor dem Altar und hielt dann mit vielem Kraftaufwande eine Predigt, der die Versammlung mit großer Aufmerksamkeit zuzuhören schien. Der Gesang klang rauh und unangenehm und war von keiner Orgel begleitet. Der Bischof, der übrigens keinen Theil an den geistlichen Verrichtungen nahm, hatte seinen besonderen Sitz dicht am Abendmahlstisch. Dieser befand sich inmitten einer erhabenen, umgitterten Plattform, und innerhalb dieses Raumes standen noch mehrere Bänke, deren Inhaber sich sämmtlich erhoben, als der Bischof eintrat. Auch der Gouverneur hatte einen eigenen Sitz auf der Gallerie. Einige der Frauen waren noch ganz nach alter Art in Schwarz gekleidet mit ungeheuren, weißen Schleifen von Leinwand auf der Stirn, welche beim Herausgehen vom Winde hin und her geweht wurden.

Abends wurde ich von Herrn Knudsen zum Essen eingeladen. Die Gesellschaft bestand aus ungefähr zwanzig Personen, meistentheils dänischen Kaufleuten, und war sehr heiter. Uns Engländern zu Ehren wurde ein God save the king gesungen, in welches alle Anwesenden mit einstimmten, und das Ganze machte sich nicht übel. Das Essen war sehr gut zubereitet. Unter andern Seltenheiten hatten wir auch einige geräucherte Gänse

und Enten, die sehr schmackhaft waren. Weine aller Art gab es im Ueberfluß, und auch an Champagner war kein Mangel.

Die Begleitung des Hauptmann von Scheel, eines der dänischen Officiere, die beauftragt waren, die Küste zu bereisen, bestimmte die Richtung meiner Weiterreise. Das Reisen ist in Island mit viel mehr Unruhe und größeren Schwierigkeiten verbunden, als in irgend einem andern Theile von Europa. Da Fahrstraßen hier zu Lande selbst mit großen Kosten nicht angelegt werden können, so giebt es weder Kutschen, noch Wagen, noch Karren, um den Reisenden und sein Gepäck fortzuschaffen, sondern jeglicher Transport muß durch Pferde bewerkstelligt werden. Das Erste also, woran Reisende denken müssen, ist, sich Pferde zu miethen oder zu kaufen; doch ist das Letztere bei einer längeren Reise vorzuziehen. Das Pferd ist des Isländers edelstes Hausthier. Norwegischer Abkunft, wie sein Herr, ist es mehr klein, als groß, mit starker Mähne und langem Schwanze, von jeder möglichen Farbe. Es wird sich ganz selbst überlassen, und muß Sommer und Winter im Freien bleiben. Im Winter erhält es von der Natur zum Schutz gegen die Kälte einen langhaarigen dichten Pelz, so daß es dann sehr häßlich aussieht. Bei harter Kälte und tiefem Schnee, wo es ihm schwer fällt seine Nahrung zu finden, wird es ganz mager, weshalb man diejenigen, welche man brauchen will, mit Heu füttern muß. Gras ist die einzige Nahrung, und auch die geliebteren Reitpferde, welche man in den Stall bringt, erhalten nichts als Heu. So viel nun auch jedes Pferd im Verhältniß zu seiner Größe tragen kann, so gehören doch immer viele dazu, um den ganzen Vorrath von Handelsartikeln eines wohlhabenden Mannes hin und zurück zu schaffen. Daher hält Mancher im Nordlande, wo die beste Pferdezucht ist, dreißig bis vierzig Pferde neben nur dreihundert Schafen und acht bis zehn Kühen. Diese Thiere haben aber auch, gleich den norwegischen, alle die Eigenschaften, welche die Beschaffenheit des Landes nöthig macht. Sie gehen selbst auf den holprigsten abschüssigen und steilen Wegen mit größter Sicherheit, waten oder schwimmen mit dem Reiter und dem Gepäck durch die reißendsten Ströme und wissen sogar in morastigen Gegenden, wo tiefer Schlamm

nur mit Sumpfpflanzen überwachsen ist, sich mit dem Fuße die Stellen auszufühlen, welche die Last tragen können. Ist Gefahr vorhanden, so lassen sie sich weder durch Streicheln noch durch Peitschenhiebe vorwärts bringen; sie suchen dann von selbst den minder gefährlichen Weg. Dabei vermögen sie erstaunenswerthe Strapazen zu ertragen. Nach dem schnellsten Ritte, da der Isländer gern im kurzen Galopp reitet, saufen sie ohne den geringsten Nachtheil aus dem kältesten Gletscherwasser. Eben so sind sie auf der Reise leicht zu unterhalten, da man nichts zu thun braucht, als ihnen auf einem Grasplatze die Vorderfüße zu fesseln, damit sie sich nicht zu weit von dem Grasplatze entfernen, wo man sich gerade aufhält. Für Wasser braucht man in diesem Feuerlande nicht besorgt zu sein, da fast überall Quellen sprudeln und Bäche fließen.

Da es keine Wirthshäuser auf der Insel giebt und man oft lange Wüsten zu durchziehen hat, so muß der Reisende sich auch mit einem Zelte versehen, und oft wird er es selbst dem besten Quartiere in einem Pachthofe vorziehen. Ferner muß man für Reisekoffer, Lebensmittel und kleine Münze Sorge tragen. Da man endlich bei Nebel- und Schneewetter häufig der Gefahr ausgesetzt ist, sich in öde Wüsteneien zu verirren, so ist auch ein Compaß für Den, der tief in's Innere eindringen will, unentbehrlich.

Zweites Kapitel.

In der Frühe des 26. Juli brachen wir nach dem Norden auf. Unser vorläufiges Reiseziel waren die Geiser. Wir bildeten einen ziemlich langen Zug, indem unsere achtzehn Pferde alle in einer Reihe gingen, so daß der Zaum des nächstfolgenden immer an den Schwanz des vorhergehenden befestigt war. Das erste wurde von einem Knecht geführt. Auf diese Weise glaubte ich mich fast unter eine arabische Handelscaravane versetzt. Auf den Rücken der Packpferde waren große viereckige Rasenstücke gelegt und darüber ein hölzerner Sattel befestigt, an dessen

beiden Seiten sich ein Pflock zum Anhängen der Sachen befindet. Das Ganze wird durch zwei lederne Riemen oder Stricke, welche um den Bauch des Thieres gehen, zusammengehalten. Bei genauerer Betrachtung fand sich, daß die Rasenstücke nicht aus Erde, sondern aus den geflochtenen Wurzeln des gemeinen Bitterklees (menyantes trifoliata) bestanden, und diese Matten oder Polster dienen dazu, damit der Rücken der Pferde nicht wund gedrückt werde. Das Aufpacken ging sehr langsam von Statten, und man hat den Isländern diese Langsamkeit oft vorgeworfen; aber man darf nicht vergessen, daß dieselbe in einem Lande, wo beim Reisen Alles auf Vorsicht und Bedachtsamkeit ankommt, zur Tugend wird.

Unser Weg ging durch eine mit Steinen und zerbröckelter Lava bedeckte Wüste. Zur Linken hatten wir eine Fortsetzung der Esiangebirge, und vor uns den Skaalafial, dessen drei pyramidenförmige Gipfel sich hoch über die Wolken hoben. Gegen 6 Uhr Abends langten wir zu Moßfeld an. Wir fanden den Geistlichen nicht zu Hause, aber seine Gattin bewirthete uns mit trefflicher frischer Sahne. Von da reisten wir weiter durch eine düstere Moorfläche, wo nur einige Goldregenpfeifer ihr melancholisches tlüi ertönen ließen. Diese Vögel sehen sehr possirlich aus, da sie im Verhältniß zum Körper sehr starke und hohe Füße haben, und mit langen schwarzen und goldgelben Dunen bedeckt sind, so daß sie wie eine Federkugel erscheinen. Sie laufen bewunderungswürdig schnell, weshalb wir Mühe hatten, einige zu fangen. — Gegen Mitternacht erreichten wir das westliche Ufer des Thingvalla-Vatn (Vatn d. i. See) und hielten bei einer Hütte. Alles war verschlossen, und die Bewohner lagen im festen Schlafe. Alles Pochen und Rufen war vergeblich, und erst nachdem unser Hauptmann eine der Thüren gesprengt, gelang es, die Schläfer zu wecken, und auf seinen Gruß: Her se Gud »Hier walte Gott« die Antwort: Drottinn blessa thik »Der Herr segne Dich«, zu bekommen. Alsbald waren unsere Pferde abgeladen und unsere Zelte dicht am Rande des Sees aufgeschlagen. Letzteres geschieht auf folgende Weise. Zwei sechsfüßige Stangen werden fest in den Boden geschlagen und oben durch eine dritte verbunden. Darüber wird

eine weiße, linnene oder wollene Decke ausgebreitet, und deren Zipfel an hölzernen Zeltpflöcken befestigt, die im Kreise umher angebracht sind; auf einer Stelle vertritt ein Vorhang die Thür. In diesen Zelten leben die Eingeborenen allsommerlich mehrere Wochen hindurch auf den Bergen, während sie mit dem Einsammeln des isländischen Mooses beschäftigt sind. Mein Lager bestand aus den Rasenstücken unserer Packsättel; der Reitsattel diente zum Kopfkissen. Hauptmann von Scheel ruhte dagegen ganz vortrefflich in einer Art Hängematte, deren zwei hölzerne Stangen am Haupt- und Fußende auf dem Deckel seiner beiden Reisekoffer befestigt wurden. Bei meiner Ankunft im Norden der Insel nahm auch ich diese bequeme Manier, sich zu betten, an. Ehe ich mich dem Schlummer hingab, las ich beim hellen Schein der Sommernacht den 103. Psalm; es war kurz vor zwei Uhr. Als ich nach sechs Stunden erwachte, glänzte die Sonne über einer Kette rauher Berge und spiegelte sich in dem klaren Wasser des Sees, dessen Grund aus dem reinsten Lavasande bestand. Mit Lust stürzte ich mich in die lockende Fluth, und fühlte mich durch das erfrischende Bad wie neu geboren. Inzwischen war vor den Zelten ein Feuer angemacht, und eine Tasse Kaffee goß wohlthätige Wärme durch die Kanäle des Körpers. Beim Abschied ertönte der Gruß: Se i Guds Fridi »Möget ihr in Gottes Frieden bleiben«, worauf geantwortet wird: Guds Fridi veri med ydr »Gottes Friede begleite Euch.« Wenn man einen Besuch macht, so küßt man alle Hausgenossen, indem man vom Herrn und der Frau bis zu den Kindern und Dienstboten hinabsteigt; beim Abschied gilt die umgekehrte Ordnung, so daß man von Knecht und Magd beginnt und mit dem Hausherrn abschließt. Vornehmere begrüßt der Isländer, indem er seine rechte Hand auf seinen Mund oder seine linke Brust legt, und dann eine tiefe Verbeugung macht.

Auf unserer Weiterreise standen wir plötzlich am Rande einer furchtbaren Gebirgsspalte, welche von Norden nach Süden drei Meilen lang fortläuft; noch andere sollen damit parallel gehen. Ihr Name ist Almannagaia. In einer Tiefe von 180 Fuß sind die Felsen geborsten. Durch eine Schlucht stiegen

wir auf natürlichen Treppen hinab, die Pferde mit bewunderungswürdiger furchtloser Behendigkeit von Stufe zu Stufe uns voran. Als wir unten auf dem mit Gras bedeckten Boden angekommen waren, konnten wir die merkwürdige Spalte weithin übersehen. Auf beiden Seiten steigen riesige Felswände himmelhoch empor, und oft in solcher Steilheit, als ob die ungeheuren Blöcke und Quadern von Menschenhänden aufgethürmt wären; der rauhe Gipfel erscheint als gekrönt mit den Trümmern einer alten Burg. Wir ritten eine kleine Strecke auf dem Boden der Kluft, bis eine Oeffnung in der niedrigern Wand zur Rechten uns in's Freie führte. Hart an diesem Ausgange erfreute uns der Anblick eines Wasserfalles, der mit gewaltigem Tosen in die Tiefe stürzte. Es war der Fall des Oxer-aa oder Ochsenflusses, der zum Thingvalla-See geht und über den wir gleich darauf setzen mußten. Als unsere Führer uns sagten, daß wir jetzt Thingvalla (Thingvellir) erreicht hätten, sah ich mich vergebens nach einem Dorfe oder einer Stadt um, und erblickte auch keinen Thurm. Endlich entdeckte ich eine Reihe niedriger Hütten mit grünen Dächern; die größere war die Wohnung des Geistlichen. Freundlich trat dieser aus seinem Hause, um uns zu empfangen. Er bewirthete uns mit herrlichen Forellen, die der nahe See liefert. Die Kirche ist sehr klein und sieht wie eine Scheune aus. Die Wände waren im Innern getäfelt, und von ihnen liefen quer durch den Raum große hölzerne Balken, auf denen alte Bibeln, Psalter und staubige Handschriften unordentlich durcheinander lagen. Eine zwischen zwei kleinen viereckigen Fenstern befindliche hölzerne Kiste vertrat die Stelle des Communiontisches, und über demselben erhob sich ein verschossenes Gemälde auf Holz, welches das Abendmahl vorstellte. Vier bis fünf Bänke mit Lehnen standen zu beiden Seiten der Kirchenwände, auch um den Altar herum waren ähnliche Bänke aufgestellt; im Uebrigen aber war der Raum mit Kleidungsstücken, Mundvorrath, Fässern voller Fische und einer Menge Wolle ausgefüllt. Das Dach, dessen Sparren und Balken auf den Mauern auflagen, war von innen mit Brettern verkleidet. Vor der Eingangsthür, durch welche wir nur gebückt eingehen konnten, hingen ein paar Glocken von den Querbalken

herab. — In nordwestlicher Richtung von der Kirche führt der Pfad auf einem langen schmalen Strich fester Lava, welcher mit reichem Pflanzenwuchs geschmückt ist, und auf beiden Seiten von den umgebenden Felsen durch zwei unter einander parallel laufende Spalten getrennt. Diese Spalten klaffen bis zu einer Tiefe von mehreren Hundert Fuß nieder, und sind an einigen Stellen ganz grundlos. Sie sind bis ungefähr sechzig Fuß vom Rande ab mit Wasser gefüllt. Dies ist so klar und durchsichtig, daß man einen hineingeworfenen Stein bei seinem sich abwärts schlängelnden Falle bis zu einer Tiefe von acht bis neun Kaftern verfolgen kann. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß die Lichtstrahlen, welche das Wasser durchdringen, sich für das mehr von der Oberfläche entfernte Auge brechen, und alle tiefer liegenden Gegenstände erhellen, während das senkrecht dicht über der Oberfläche ruhende Auge nur einen blendenden Spiegel sieht, der alle darunter befindlichen Gegenstände verdunkelt. Daher kommt es, daß die Seeleute vom Mastkorb aus Felsen, Riffe und sogar Bänke unter dem Meeresspiegel sehen, während man vom Verdeck aus Nichts wahrnimmt. Bei dem vorliegenden Falle mögen die dunklen Lavawände die Wirkung erhöhen. Die Aussicht von dieser Stelle hat etwas Großartiges. Die Gegend umher ist seltsam zerrissen und zerklüftet, die umgebenden Berge haben ein kahles, unwirthliches Ansehn; aber in ruhiger Größe zieht sich das weite Becken des Thingvalla-Sees, aus dessen blauen Fluthen zwei schwarze Inseln emporsteigen, die von Schaaren der Wasservögel besucht werden. Dieser Ort heißt Lögberg oder Gesetzberg. Das war also der Ort, wo der Althing oder die große Volksversammlung der Isländer fast tausend Jahre lang gehalten wurde. Hier nahm man im Jahre 928 das Gesetzbuch des Ulfliot an, eines Mannes, der gleich einem Solon noch in seinem sechzigsten Jahre eine Reise nach Norwegen unternommen hatte, um die dortigen Gesetze zu sammeln, und seinem Vaterlande anzupassen; hier war es, wo um's Jahr 1000 Hiallti und Gissur vor ihrem Volke in feierlichem Aufzuge und in Begleitung von sieben Männern, die in priesterlichen Gewändern einhergingen und große Kreuze in den Händen trugen, erschienen, und nach-

dem sie Weihrauch gebrannt, durch helle Gründe und begeisterte Rede dem Christenthum den Sieg über den alten heidnischen Götzendienst verschafften. Während man damals im Wortkampfe begriffen war, trat ein Bote in die Versammlung und berichtete, daß im Süden ein unterirdisches Feuer ausgebrochen sei, und Alles vor sich her verwüste und verzehre. »Das verursachen die abscheulichen Irrlehren, welche sich seit einiger Zeit in's Land geschlichen haben!« riefen die Anhänger des Heidenthums. »Aber weshalb,« erwiederte Snorro, ein eifriger Vertheidiger des Christenthums, »weshalb entbrannte denn der Zorn eurer Götter, als der nämliche Felsen, worauf wir jetzt stehen, in Feuer ausbrach?« — Darauf konnten die Heiden Nichts entgegnen, und es ward endlich die allgemeine Annahme des Christenthums auf der Volksversammlung beschlossen. Die öffentlichen Götteropfer wurden untersagt; aber manche heidnische Sitte, z. B. das Aussetzen der schwächlichen Kinder und das Essen des Pferdefleisches, wurde noch beibehalten. Alle Theilnehmer an der Versammlung ließen sich sogleich taufen, und alle Uebrigen im Lande folgten, so daß nun alle Glaubensstreitigkeiten aufhörten. Man erbaute Kirchen, führte den Zehnten zur Unterhaltung der Geistlichen ein, und stellte die Bischöfe in Holum und Skalholt an. — Bis zum Jahre 1690 wurde der Althing inmitten ergreifender Naturseenen unter freiem Himmel gehalten, indem man im Kreise umher Zelte aufschlug. Dann baute man ein einfaches, ländliches Gebäude aus Lava. Die Ruinen des Hauses, welches ehemals die erste obrigkeitliche Person bewohnte, sind noch jetzt sichtbar. Ein wenig seitwärts davon zeigte man uns die Stelle, wo in den Zeiten des finstern Aberglaubens mancher Unglückliche wegen seiner vermeintlichen Zauberkünste öffentlich verbrannt wurde. Als wir ein wenig Erde wegräumten, entdeckten wir noch Reste verbrannter Knochen und Asche. Die zum Tode verurtheilten Männer wurden auf einer Insel des Ochsenflusses enthauptet, die Weiber aber in einem Teiche ersäuft. Daher der Name Thingvalla, d. i. Gerichtsstätte.

Gleich nachdem wir Thingvalla verlassen hatten, führte unser Weg durch Etwas, was man allenfalls ein Dickicht von Zwergbirken nennen könnte, welche aus den zahllosen Spalten

und Rissen der mit Asche vermischten löcherigen Lava hervorwuchsen. Keiner dieser Bäume war höher als drei bis vier Fuß; hie und da befanden sich auch Zwergweiden dazwischen eingestreut. Als wir am Rande des Thingvalla-Sees dahinzogen, bemerkten wir unter zahlreichen Rothgänsen (pelecanus bassanus) auch einige Eiderenten, und weiter hin ruderten stolz mehrere Schwäne. Einige Strandläufer zeigten sich außerordentlich zahm. Kaum hatten wir den See verlassen, so kamen wir an die Felsenspalte Hrafnagiaa, das heißt »die Schlucht der Raben«, welche mit der ganz ähnlichen Almannagiaa parallel läuft. Die Lava hatte über die Tiefe der Schlucht eine natürliche Brücke von nicht mehr als zwei bis drei Fuß Breite gebaut; wir verließen uns indeß auf die Sicherheit unserer Rosse, und ritten über den schmalen Bogen hinüber. Unter den Pflanzen bemerkte ich, außer dem gemeinen Heidekraut, wilden Thymian, der mit dem Duft seiner dicht stehenden röthlichen Blüthen die Luft erfüllte. An anderen Stellen breitete silberfarbenes, lichtgraues Moos (trichostomum canescens) einen sammetweichen Teppich über die Bodenfläche. Die Gegend zeigte jetzt ein weites Lavafeld. Ein Lavastrom war über unebenes, hügeliges Land geflossen, und stellte nun eine vielfach gestaltete Oberfläche dar. Hier hatten sich die glühenden Fluthen gekräuselt und mit Schaumblasen emporgethürmt; dort hatten sich die Massen verglast, und waren dann in langen, tiefen Spalten auseinander geborsten; an andern Orten hatten sich verworrene Haufen von Schlacken und Bimssteinen gebildet. Auf unserer linken Seite lief eine Reihe spitz zugehender Berge, und an ihrem Fuße standen zahlreiche vulkanische Kegel von gelblichem Aussehen. So gelangten wir endlich in ein angenehmes Thal mit üppigem Graswuchs, ritten dann über dürres Moorland, wanden uns um den Fuß mehrerer hohen Berge und erreichten gegen 8 Uhr Abends den Pachthof Laugarvalla, welcher dicht an dem gleichnamigen See liegt, an dessen Ufern zahlreiche heiße Quellen emporspringen. In der Nähe schlugen wir auf einem schönen grünen Platze unsere Zelte auf.

Das Wetter war seit unserer Abreise von Reikjavik beständig heiter gewesen, und auch am Morgen des 28. Juli erschien

die Sonne an dem azurblauen Himmel im reinsten Glanze. Vor uns zeigte der Laugarvalla-See seinen Spiegel, und majestätisch stiegen aus den heißen Kesseln am Rande des Wasserbeckens die weißgrauen Dampfwolken in die Höhe, deren eine jedoch alle übrigen verdunkelte. Diese entsprang dem Reikja-Hver in einer Entfernung von zwei Stunden. Dazu stelle man sich eine weit ausgedehnte, von Flüssen durchschlängelte Ebene vor, im Osten mit einer langen Bergkette, über welche der Hekla seine drei weißschimmernden Spitzen, gleich dreizackiger Krone, erhob; endlich die Berge von Skalholt und der stolz erhabene Eyafialla-Jökul (d. i. Eisberg). Bei der außerordentlichen Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft schien der Hekla, mit seinen schwarzen Abhängen und dem blendend weißen Schnee seines Hauptes, nur etwa fünf Meilen entfernt, während es doch in Wirklichkeit fast zwei Tagereisen waren. Der Laugarvalla steht im Süden mit einem anderen See, dem Apa-Vatn in Verbindung. Auf der Ebene weideten mehrere Kühe nebst Schafen und Ziegen. — Das isländische Rindvieh ist von ziemlich großem Schlage und meistentheils, wie in Norwegen, ohne Hörner. Diese Thiere sind bei weitem empfindlicher gegen die Kälte, als die Pferde, weshalb sie nur während der Sommermonate aus dem Stalle gelassen werden. Da nun das Heumachen hier zu Lande viel Zeit und Arbeit erfordert, so ist eine Heerde von etwa zwanzig Kühen schon sehr kostspielig. Uebrigens geben sie vortreffliche Milch und Butter. Im Sommer hat man auf den entfernteren Weideplätzen besondere Milchhäuser nach Art der Schweizer Sennhütten. Auf Käsemachen läßt man sich selten ein. — Bei weitem mehr Nutzen gewährt das Schaf. Da es von zarter Jugend an im Freien lebt, so ist es schön gewachsen und sieht mehr wild als dumm aus. Etwa nur die Hälfte hat Hörner, einige dagegen vier Hörner. Das lange Haar des Thieres ist schwarz oder braun, meistentheils aber weiß. Es trägt einen doppelten Pelz. Der äußere hat lange, grobe Haare; unter diesem sitzt ein feines seidenartiges, welches die weichsten Zeuge liefert. Die Hammel werden bei guter Nahrung fett, und ihr Fleisch übertrifft an Wohlgeschmack selbst das schottländische Hammelfleisch, da die isländischen Schafe noch mehr im Freien

leben und eben so gewürzhafte, kräftige Kräuter genießen. Was man von dem Fleische nicht frisch verzehrt, wird eingepökelt und geräuchert. Die sehr nahrhafte Schafmilch ist von ausgezeichneter Güte und ersetzt dem Isländer jedes andere Getränk; nicht weniger schön ist die Butter. Aus den Hörnern preßt man die gewöhnlichen Eßlöffel. Außerdem liefert das Schaf dem Isländer seine vollständige Bekleidung. Mützen, Hemden, Jacken, Beinkleider, Strümpfe und Strumpfbänder, Handtücher, Betttücher und Decken werden aus Wolle, die Schuhe und die Wasserkleidung aus Schafleder bereitet. Ziegen hält man nur hier und da, wo Erlengebüsch wächst, sie sind jedoch bei weitem nicht so nutzbar als das Schaf. — Zur Bewachung der Heerden dient dem Isländer sein treuer Gefährte, der Hund, der die Mitte hält zwischen unserem Schäferhunde und dem Spitz. Er ist von Natur sehr lebhaft, und dabei gutmüthig, auch in hohem Grade gelehrig und regiert die Heerde oft ganz allein, so daß er sie zur bestimmten Zeit zum Melken treibt u. dgl. Mit dem Fuchse lebt er in Feindschaft und erwürgt ihn, wo er kann. Er übt die Reinlichkeitspolizei und verzehrt Alles, was von thierischen Bestandtheilen umher liegt; bei diesem Geschäft kommt er jedoch in beständigen Streit mit dem Raben, der sich dasselbe Amt aneignen will. — Das uns so nothwendige zahme Schwein wird gar nicht gehalten.

Im Verfolg unserer Reise gelangten wir an den Bruer-aa (d. i. Fluß), einen breiten Fluß, der sich unterwärts von Skalholt in den großen Hvit-aa oder den weißen Fluß ergießt. Er strömte so reißend, daß unsere Rosse beim Hindurchreiten einen harten Kampf zu bestehen hatten, um von den tosenden Wellen nicht fortgerissen zu werden. Der Weg zog sich nun über Moorgrund hin, und als wir zur Linken um eine Bergkette bogen, Laugerfell genannt, sahen wir mehrere Säulen von weißgrauem Dampfe aufsteigen: die Ebene der Geiser lag vor uns. Von Ungeduld und Neugierde getrieben, flogen wir Reiter dem Zuge voraus, ließen unsere Rosse auf einem Grasplatze weiden, und waren nun auf einmal mitten in dem Rauche und Dampfe der ringsum befindlichen heißen Sümpfe und kochenden Kessel, deren Anblick Alles übertraf, was wir bis dahin der Art gesehen. In

einer gewissen Unruhe gingen wir auf dem merkwürdigen Boden umher, der unter unseren Füßen zu zittern schien, und aus dessen Tiefen ein murrendes, grollendes Getöse, wie der dumpfe Donner eines fernen Gewitters, zu unseren Ohren drang. Ein ziemlich bedeutender, oben platt gedrückter, sanft aus der Ebene emporsteigender Hügel, wo das Getöse am stärksten war, und ein weites, rauchendes Becken auf seinem abgestumpften Gipfel zeigte uns den vorzugsweise so genannten großen Geiser an; über der Erde war jedoch Alles still und ruhig. Der Hügel erhebt sich sieben Ruthen über die Ebene, und verflacht sich allmählig bis auf hundert Fuß. Wir bestiegen den kreisförmigen Wall, der den Rand des Beckens oder Kessels bildete, und sahen in einen trompetenartigen Trichter hinab, der über die Hälfte mit dem schönsten, krystallhellen Wasser angefüllt war. Das Wasser steigt durch eine cylinderförmige, in der Mitte des Trichters befindliche Röhre, und war so eben mittelst einer von unten entwickelten Dampfsäule in ein leises Sieden übergegangen. Der größte Durchmesser des ovalen Kessels hält 65 Fuß, der kleinste Durchmesser 52 Fuß. Ist der Kessel ganz mit Wasser gefüllt, so steht dieses vier Fuß hoch über der Mündung der Röhre. Die Röhre selbst hat einen Durchmesser von zehn bis zwölf Fuß, erweitert sich aber gegen die Mündung bis zu einer Breite von 18 Fuß; ihre Tiefe beträgt 79 Fuß. Die Wände der Röhre bestehen ganz aus Kieselsinter und erscheinen glatt polirt. Eben so glatt ist der Boden des Beckens, der zum Theil aussieht, als wäre er von geschliffenem Achat, und dabei so hart, daß ich mit dem Hammer kein Stück davon losschlagen konnte. Der oberste Rand des Kessels ist sehr unregelmäßig gebildet. Der Abhang des Walles geht Anfangs steil nieder; allmählig neigt er sich sanfter, und ringsum sind die abgesetzten Massen in verschiedenen Entfernungen ausgestreut. Das Ganze dieser Oberfläche entfaltet, als Niederschlag der verdichteten Dämpfe, die schönsten Kieselkrystallisationen von außerordentlicher Feinheit der Zeichnung und Zartheit des Anfluges. Er besteht aus kleinen körnigen Büscheln, welche die auffallendste Aehnlichkeit mit den Köpfen des Blumenkohls haben, oder wie die Blüthen des Fuchsschwanzes und Hahnen-

kammes zusammengesetzt sind. Die Farbe ist bräunlich und geht an manchen Stellen in's Gelbe über. Das überwallende Wasser des Beckens fließt den Abhang des Hügels hinab und theilt sich dann in zwei Bäche, die dem Hvit-aa oder dem weißen Fluß zueilen. Am Rande dieser Bäche werden alle Pflanzen, Gräser und Moose mit einer schon nach zwölf Stunden sichtbaren Kruste überzogen. Gegenstände aller Art, als Holz, Knochen oder Horn, finden sich darin versteinert. Birken- und Weidenblätter ließen das ganze Geäder mit den feinsten Streifen sehen. Ein Stück gedrucktes Papier bildete mit seinen noch vollkommen leserlichen Buchstaben eine durchsichtige Kieselplatte. Ein wollener Strumpf und blaues Schnupftuch waren nach sechsmonatlichem Liegen so fest geworden, daß man sie in die Hand nehmen konnte, ohne sie zu zerbrechen; an dem Schnupftuche waren die Muster des Druckes und die ursprüngliche Farbe noch ganz sichtbar. Die Betten der Bäche sind mit einem weißen, harten, marmorartigen Stein überzogen. Wir hatten unterwegs einige Regenpfeifer und Strandläufer geschossen. Sie wurden gehörig zugerichtet, und in dem heißen Wasser des Geisers binnen zwanzig Minuten vollkommen gahr gesotten. Wir verzehrten die Vögel mit dem größten Appetit, ohne daß wir den geringsten Beigeschmack von Schwefel verspürten, wie unsere Führer vermeinten, auch war späterhin bei einer chemischen Prüfung kein Niederschlag zu erhalten*). Der Dampf hat jedoch allerdings einen schwachen Schwefelgeruch.

Nachdem wir diese unvergleichliche Quelle eine Zeit lang im Zustande der Unthätigkeit betrachtet und keine Anzeichen eines nahen Ausbruches vorhanden waren, kehrten wir an den Ort zurück, wo wir unsere Pferde gelassen hatten, und wählten eine kleine Anhöhe, die einen vollständigen Ueberblick des ganzen Striches gewährte, um unsere Zelte daselbst aufzuschlagen. Ungefähr um halb sechs Uhr Nachmittags wurden wir durch ein

*) Das Wasser enthält eine eigene Mischung von Kieselerde und vorzüglich Natron; außerdem enthält es Schwefel- und Salzsäure. Auf einen Zusatz von ein wenig Salpeter-, Schwefel- oder Essigsäure erfolgt ein reichlicher Niederschlag von Chlorsilber.

dumpfes unterirdisches Knallen und eine leise Erschütterung des Bodens benachrichtigt, daß ein Ausbruch bevorstehe, doch wurden blos einige schwache Wasserstrahlen in die Höhe getrieben und das Wasser im Kessel stieg nicht über den Rand. Da wir die ersten Vorboten dieser seltsamen Naturerscheinung nicht versäumen wollten, so hielten wir uns immer in der Nähe des Geisers auf, indem wir theils andere Vertiefungen untersuchten, theils zierliche Proben von versteinerten Holzarten, Blättern u. dgl. sammelten. Um ein Viertel auf neun Uhr zählten wir fünf oder sechs Knalle, welche die Anhöhe unserer Zelte erschütterten, doch erfolgte kein bedeutender Auswurf: das Wasser kochte blos mit großer Heftigkeit und durch sein Anschwellen füllte sich zugleich der innere Raum des Kessels immer mehr. Fünfundzwanzig Minuten nach neun Uhr, als ich von dem benachbarten Hügel zurückkehrte, hörte ich ein Knallen, lauter und anhaltender als vorher, und ganz wie das Abfeuern einer entfernten Batterie. Im Fluge eilte ich nach dem Walle des Beckens, der unter meinen Füßen erzitterte, und ich hatte kaum so viel Zeit, in den Trichter hinabzublicken, als die Quelle auch schon aus der Tiefe emporsprudelte und mich zum schleunigsten Rückzug nöthigte. Das Wasser strömte mit erstaunlicher Schnelligkeit aus der Röhre hervor, ward in unregelmäßigen Säulen in die Luft geschleudert und von unermeßlichen Dampfwolken eingehüllt, welche die Säulen den Blicken großen Theils entzogen. Die vier oder fünf ersten Strahlen erreichten nur eine Höhe von funfzehn bis zwanzig Fuß; auf diese folgte einer von etwa funfzig Fuß, dann zwei oder drei geringere, worauf die letzte kam, welche alle früheren an Glanz übertraf und sich zu einer Höhe von wenigstens siebenzig Fuß erhob. Die großen Steine, welche wir vorher in die Röhre geworfen hatten, kamen wieder zum Vorschein und einer von ihnen wurde weit höher als das Wasser selbst geschleudert. Beim Aufschießen der Strahlen bemerkte man ein Aufwolken des Wassers im Kessel, zunächst an der Mündung der trompetenartigen Röhre, bis zu einem oder anderthalb Fuß und beim Herabfallen der Säule wurde das Wasser bis über den obersten Rand des Beckens hinweg getrieben, hinter welchem wir standen. Der Körper

der Säule, der wenigstens zehn Fuß im Durchmesser hielt, stieg, gleich dem Stamm eines Baumes, senkrecht empor, theilte sich aber in eine Menge prächtiger, gebogener Nebenäste; davon zweigten sich dann wieder mehrere kleine Strahlen ab und schossen in schiefen Richtungen seitwärts zur nicht geringen Gefahr des Zuschauers, der beständig auf seiner Hut sein muß, daß er von dem herabfallenden Strahle nicht verbrannt werde. Bei dem Aufhören der Ausbrüche sank das Wasser in die Tiefe der Röhre zurück, wollte aber gleich nachher wieder auf und blieb in einer Höhe von etwa einem halben Fuß über der Mündung stehen. Nachdem Alles vollkommen ruhig und der Kessel von Dampf frei geworden war, stieg ich in denselben hinab und fand die Wärme, die vorher beim Anschwellen des Wassers auf 203 Fahrenheit stand, um zwanzig Grad geringer, da sich dasselbe nun in der Luft abgekühlt. Der Anblick des Ganzen erfüllte uns mit Bewunderung. Unser Auge war durch das majestätische Schauspiel zufrieden gestellt, aber unser Geist hätte wohl in die verborgenen Tiefen der Erde dringen mögen, um die geheimnißvolle Werkstätte jener Urkraft zu entriegeln, welche die Kuppen der Berge wölbt, Felsen bersten läßt und den Krater zwingt, rothglühende Lava auszuwerfen, oder auch durch die Oeffnungen der Erde rauchende Riesen-Fontainen emportreibt. Wohl mag im Innern der von uns bewohnten Kugel ein Feuer brennen und dieses Wunder durch eine natürliche Dampfmaschine hervorgebracht werden; aber woher nun der unerschöpfliche Vorrath von Brennstoff, der den Brand durch so viele Hunderte, ja Tausende von Jahren genährt hat? —

In geringer Entfernung von dem großen Geiser bemerkte ich zwei Teiche mit dem herrlichsten klaren Wasser. Die Spiegelfläche dieser Teiche wurde kaum durch ein leichtes Aufsieden getrübt; ein duftiger, kaum bemerkbarer Dampf schwebte über dem Wasser und verschwamm dann in der Luft; die Hitze darin war 200° F. Sie sind wenigstens 40 Fuß tief. Beide werden durch den schmalen Bogen eines weißen Steines von einander getrennt, und dies schien die Brücke zu sein, unter welcher die Gewässer beider Teiche mit einander in Verbindung stehen. Das Ufer war an vielen Stellen hohl und wurde nur von Ver-

steinerungen getragen, die sich gleich einer weißen Mauer in die Tiefe senkten. Betrachtet man diese Krusten schräg, so bekommen sie unter dem Wasser eine schöne azurblaue Farbe. In der Nähe befanden sich einige kleinere Pfuhle mit dunkelrothem Schlamme, der ebenfalls stark erhitzt war. Auf der Ostseite der Laugerfellkette liegen mehrere Thonbänke. Aus diesen steigt an vielen Stellen Brodel hervor und hin und wieder kocht das Wasser in kleineren Kesseln, manches in rother, anderes in grauer Farbe; was von den verschiedenen Thonmassen herrührt. Die Berge, auf deren Seite die Geiser liegen, sind nicht über 300 Fuß hoch, und die ganze Ebene, wo sich außerdem noch zahllose Höhlungen, Spalten und Dampfschlote befinden, hält nicht mehr als zwölf Morgen Landes.

In der Frühe des 29. Juli weckte mich Hauptmann von Scheel gleich nach halb sechs Uhr, um einen Ausbruch der Quelle zu sehen, welche der neue Geiser oder der Strockr, d. i. Schüttler, genannt wird. Als ich den Vorhang meines Zeltes zurückzog, stieg eine prachtvolle Wassersäule, begleitet von einem furchtbaren Brausen und dichten Dampfwolken, zu verschiedenen Höhen von funfzig bis achtzig Fuß empor und drohte den im Glanze der Morgensonne schimmernden Horizont zu verdunkeln. Als wir nach einer Weile näher traten, senkten sich die Springfluthen, die aus einer Mündung von neun Fuß im Durchmesser hervorbrachen; aber nun traten Schaum und Dampf an ihre Stelle und hatten freien Spielraum. Die größten Steine, welche wir in die Röhre warfen, wurden augenblicklich wieder hoch herausgeschleudert, und einige, welche senkrechter eingefallen waren, stiegen auf eine ergötzliche Weise, gleich Fangbällen, auf und nieder. Ein frischer Nordwind trieb jetzt den Schaum auf die eine Seite nach der Spitze der Säule hin, wo er als tröpfelnder Regen herabfiel und so abgekühlt war, daß wir ihn mit Hand und Gesicht auffangen konnten. Während ich auf der Sonnenseite stand, zeigte sich mir gegenüber ein hellglänzender kreisförmiger Bogen, und nachdem ich meine Stellung so verändert, daß der Geiser zwischen mir und der Sonne stand, wölbte sich über meinem Haupte ein noch weit schönerer Kreis, der in allen Farben des Regenbogens spielte.

Allmählig nahm das Brausen und die Schaumsäule ab, bis Alles, um sechsundzwanzig Minuten nach sechs Uhr, wiederum ruhig wurde, und man sah nur das etwa zwanzig Fuß tief stehende, siedende Wasser in einem Schacht, dessen Rand sich wenig oder gar nicht über die Oberfläche des Bodens erhob*). — Eine andere brausende Quelle, deren rauchende Wasserstrahlen in regelmäßigen Pausen von zwanzig bis dreißig Minuten wiederkehren, wird der kleine Strockr genannt; ihre Strahlen steigen aber nur bis auf vier Fuß in einer Dauer von eben so viel Minuten. Der früher sogenannte brüllende Geiser macht gegenwärtig noch immer ein gewaltiges Geräusch, wie von großen Blasebälgen in einem Schmelzofen, ist aber von den Felsstücken und der Erde eines darüber emporragenden Hügels so gänzlich verstopft, daß er aufgehört hat, Wasserstrahlen emporzutreiben.

Vergleichen wir die Entladungen mit einander, so sind die Wasserkegel des Strockr nicht ausgefüllt, wie beim Geiser, sondern hohl, weshalb der Strockr viel weniger Wasser verbraucht, und deshalb länger mit einem Auswurf aushalten kann; diese steigen daher oft um das Dreifache höher, als beim Geiser. Dagegen ist der Geiser majestätischer. Dieser macht fast jeden Tag Auswürfe, jener viel seltener, so daß er oft mehrere Wochen ruhig bleibt. — Als Ursache dieser Erscheinungen nimmt man an, daß sich in den unterirdischen Lavahöhlen heißes Wasser sammle, sich in Dampf verwandle und zuerst die darüber liegende Wassersäule allmählig hebe, dann aber, bei Verdichtung des Dampfes, dieselbe in Strahlen auflöse. Der Hergang im Geiser mag etwa folgender sein. Das Wasser desselben, welches

*) Dr. Thienemann beobachtete einen Auswurf des Strockr, der ohne andere Vorboten mit einem hohen Wasserstrahle begann. Diesem folgten mit größter Schnelligkeit andere, doch so, daß man die einzelnen Würfe unterscheiden konnte. Mit einem Male stieg nun mit der Geschwindigkeit und dem Sausen des stärksten Wirbelwindes ein zusammenhängender Hohlkegel von Wasser und Dampf zu einer dem schärfsten Auge kaum erreichbaren Höhe empor, welche theils als feiner Regen herabfiel, theils als Wolke fortzog. Dieses Hauptwüthen hielt ununterbrochen zehn Minuten an; dreißig Minuten lang wurden noch sehr hohe Strahlen aufgeworfen, zwei Stunden lang dann schwächere.

wahrscheinlich längere Zeit durch heißen Boden fließt, sammelt sich zuletzt in einer Lavahöhlung, deren Wand von außen mit den die Hitze erzeugenden Bestandtheilen umgeben ist, und nur einen kleinen Ausgang nach oben hat. Nun verwandelt sich ein Theil des Wassers in Dampf, während das zufließende allmählig in dem Trichter aufsteigt und das Becken füllt. Durch die oben zehn Fuß starke Wassersäule, welche 79 Fuß tief ist, erleidet der Dampf nun einen ungemeinen Druck, bis seine Ausdehnungskraft mit Gewalt hervorbricht. Die ersten Versuche dringen noch nicht durch und verursachen die unterirdischen Donnerschläge, bis dann vollkommene Durchbrüche Statt finden, wodurch eine Masse des oberen Wassers in die Höhe gehoben wird. Dies dauert so lange, als die Kraft der Dämpfe ausreicht, das heißt fünf bis zehn Minuten. Wirft man Steine in die Röhre, welche dieselbe sperren, so erfolgen künstliche Auswürfe, die aber nicht lange anhalten und die nächsten Ausbrüche verkümmern. Der Strockr muß anders beschaffen sein, als der Geiser, da er sich viel seltener entladet, dabei auch viel mehr Dampf ausführt. Jedenfalls hat er viel weniger Wasserzufluß und einen größern Dampfkessel, der sich deshalb langsamer füllt.

Gegen zehn Uhr Vormittags wurde die Sonne auf's Neue durch einen Ausbruch des großen Geisers verfinstert, wobei die Spitzen der Wassersäulen auf eine überaus reizende Weise im Silberschimmer erglänzten. Kaum war Alles vorüber, so benutzten wir einen kleinen Wasserfall, den der Abfluß des Geisers bildet, und nahmen hier ein sehr angenehmes, lauwarmes Bad, indem die Wellen von einem vorragenden Felsen auf unsere Häupter niederfielen. Kurz vor drei Uhr Nachmittags schossen die Strahlen mit einer Schnelligkeit und einem Knallen in die Höhe, als wenn eine Menge großer Raketen gleich nach einander aufgestiegen und geplatzt wären; die Strahlen erreichten diesmal fast die Höhe von hundert Fuß*). Am Morgen unserer Abreise, den 30 Juli, fanden, wie zum Abschiedsgruß, noch

*) Dr. Thienemann beobachtete einen Ausbruch des großen Geisers von 120 Fuß Höhe. Die Erscheinung dauerte grade zehn Minuten. In der Sekunde wurden ungefähr zwei Wassersäulen aufgeworfen, also im Ganzen 1200.

einmal die stärksten Entladungen der beiden Hauptgeiser Statt. Zuerst begann der Strockr mit einem Krachen, als wäre die Erde geborsten, und zwanzig Minuten später donnerte der große Geiser, gleichsam als wäre er eifersüchtig geworden, noch furchtbarer, und hüllte seine Säule in unendliche Massen von Dampf; aber wenn dieser letzte Ausbruch der stärkste von allen war, so war er doch auch der kürzeste: schon nach Verlauf von fünf Minuten hatte das Schauspiel ein Ende.

Drittes Kapitel.

Am 30. Juli gegen eilf Uhr Mittags brachen wir unsere Zelte ab und setzten unsern Weg weiter nördlich nach Haukadal fort. Die Gegend zwischen diesem Ort und den Geisern zeigt deutlich, daß auch hier einst Alles mit heißen Quellen bedeckt war, bis sich eine von Norden kommende Lavamasse darüber hingewälzt, die an der Ebene der Geiser, da, wo sich die Kette der Laugarfell-Berge befindet, in ihrem Flusse gehemmt wurde.

Unser ferneres Reiseziel war Akur-Eyri, wo Hauptmann von Scheel seinen Wohnsitz hatte. Der Weg dahin führte uns durch eine große Wüste, wo der unwirthbare Boden nur stellenweise mit dürrem Haidekraut und spärlichen Grashalmen oder mit grauen Moosen bedeckt ist, und wo unsere Rosse bald mühsam im schwarzen vulkanischen Sande waten, bald vorsichtig über die Löcher und Spalten erstarrter Feuerströme dahinschreiten mußten. Vom Gipfel des Blaafell oder blauen Berges hatten wir eine ausgedehnte Aussicht über die weiten Ebenen, die sich über Skalholt hinaus zwischen dem Hekla und dem Meere öffnen, während sich hinter uns der majestätische Vulkan Skialdbreid so wie die ungeheuren Eisberge Geitlands-Jökul und Bald-Jökul erhoben, deren blendender Schnee grell abstach gegen das dunkle Schwarz einer vorlagernden Kette von hohen Kegelbergen. Dann setzten wir über den reißenden Hvit-aa oder weißen Fluß, der aus dem ansehnlichen Hvitaar-Vatn kommt. Dieser See ist auf seiner westlichen Seite

mit prächtig schimmernden Gletschern besetzt, die, ehe sie das Wasser erreichen, eine überaus schöne grüne Farbe annehmen. Oestlich vom Hvitaar-Vatn oder dem weißen See liegen die feuerspeienden Berge Kiaerlingar-Fialla. Sie bilden meistentheils hohe Pyramiden. Der Kegel des Hauptvulkans erscheint aus der Ferne sehr vollkommen geformt und hat ein ganz rothes Ansehn, was von den dort abgelagerten Schlacken herrührt.

Am 1. August bogen wir um die westliche Seite des mächtigen Arnafell- oder Hof-Jökul, der sich viele Meilen weit in das Innere der Insel hineinzieht, und östlich davon lagen wiederum ausgedehnte Lavafelder, Spraengi-Sandur genannt, wo man stellenweis Rauchwolken aufsteigen sieht. Von Westen her wehte ein kalter, schneidender Wind über die Gipfel des Langa-Jökul. Am 2. August früh um zehn Minuten vor drei Uhr ging die Sonne in voller Pracht grade vor uns auf, aber wir zitterten vor Kälte und sahen uns in einer mit vulkanischen Eis- und Schlackenhügeln besetzten Einöde, »wo alles Leben ausstirbt, und der Tod allein lebt.« Gegen Abend setzten wir über den Jökuls-aa oder den Fluß der Eisberge, der in einem tiefen Bette pfeilschnell dahinstürmt. Der Durchgang durch diesen Fluß ist sehr gefahrvoll, da das Bett mit vielen großen Steinen angefüllt ist, die dem Auge wegen des schlammigen Wassers verborgen bleiben. Mein Pferd strauchelte drei Mal mit mir, und hätte mich beinah in den Strom geworfen, aber mit Gottes Hülfe entging ich glücklich der Gefahr. An den Ufern dieses Stromes schlugen wir unsere Zelte auf, und setzten am folgenden Morgen die Reise mitten durch die Berge fort. Wir stiegen auf rauhen Pfaden meistens bergan, bis gegen Mittag, wo wir den Gipfel eines Bergpasses erreichten. Beim Hinabsteigen, wo es Anfangs sehr abschüssig niederging, konnten wir oft kaum die Spur eines Pfades entdecken, indessen waren in verschiedenen Entfernungen Steinhaufen aufgeworfen, um den Weg zu bezeichnen. Knochengerippe, welche hie und da umherlagen, deuteten auf gefallene Pferde hin, und mahnten an gefährlichen Stellen zur Vorsicht. Als wir nach Verlauf einer guten Stunde an der steilen Seite einer breiten, tiefen Schlucht, welche der

Bergstrom gebildet, abwärts stiegen, öffnete sich der Blick in's Thal des Eyafjord. Der grüne Teppich, womit das Thal bekleidet war, der schöne Fluß, der sich in der Mitte hindurchschlängelte, die Hütten, welche auf beiden Seiten zerstreut lagen, die Schafe und Lämmer, welche in mannigfaltigen Gruppen grasten: alles Dies, verbunden mit der Majestät der Berge, welche in Form schöner Kuppeln und Thürme einander kühn die Spitze boten, und sich dann sanft in's Thal senkten, gab eine wahre Erquickung für die Augen, die seit vier Tagen kaum ein Büschel Gras, oder überhaupt etwas Anderes als Steine und Schnee gesehen hatten. Auch die Pferde schienen von dem Anblick, der sich ihnen darbot, frisch belebt zu sein, und beschleunigten ihren Gang aus eigenem Antrieb. Gegen drei Uhr Nachmittags kamen wir am Fuße des Bergzuges an, dessen Höhe nicht weniger als dritthalbtausend Fuß betragen kann.

Wir eilten jetzt, den ersten Meierhof im Thale zu erreichen, welcher Tiörnabä heißt. Die zahlreichen Schafheerden umher gaben Zeugniß von des Besitzers Wohlhabenheit. Als wir uns der Thür des Hauses näherten, kam er uns entgegen, führte uns mit Blicken voll Freundlichkeit und Wohlwollen in das beste Zimmer, und versorgte uns augenblicklich mit frischer Sahne, um unsern Durst zu löschen, während seine Frau uns Etwas zu essen bereitete. Mittlerweile schlugen unsere Diener die Zelte in der Nähe auf, da wir hier übernachten wollten. Das Gehöft liegt genau in der Mitte des Thales auf einem schönen, grünen Hügel, und bildet eine ganz artige Gruppe von Gebäuden. — Die Bauernhäuser auf Island haben alle mit geringen Veränderungen den Plan derjenigen beibehalten, welche die ersten norwegischen Ansiedler erbauten. Ihre Gestalt läßt sich mit großen viereckigen Grabhügeln vergleichen. Die Wände sind vier bis sechs Fuß dick und eben so hoch. Sie bestehen aus Torfstücken oder filzigen Rasenplatten, die, neben und über einander geschichtet, ebenso trocken als wärmend sind, und von Erdbeben nicht leicht zerstört werden können. Quer über diese Wände werden dünne Balken gelegt, und darein das Dachgerüst gefügt, welches mit Birkenzweigen durchflochten und ebenfalls mit Rasen gedeckt ist. Darauf wächst immer gutes

Gras, welches man mit der Sichel abmäht. Die Wohnungen der Wohlhabenderen bestehen aus mehreren einzelnen Häusern oder Gemächern mit besonderem Dach, die in drei Abtheilungen zerfallen. Zuerst kommt das Vorhaus, welches seine Fronte mit der häufig roth angestrichenen Thür gewöhnlich gegen Mittag wendet; oben weht fast immer eine Wetterfahne. Unter dem Dache des Vorhauses befindet sich ein Bretterverschlag oder die Vorrathskammer mit getrockneten Fischen, Reitzeug und dergl., welche auch wohl als Gastzimmer dient. Aus dem Vorhause führt ein langer, finsterer Gang, auf dessen beiden Seiten hier die Milchkammer und dort gegenüber die Küche liegt, wo mehrere große eiserne Kessel zum Thransieden sichtbar werden. Am Ende des langen Ganges, der alle Abtheilungen verbindet, liegt das Hauptgebäude, das eigentliche Wohnhaus. In demselben sieht man durch die frei liegenden Querbalken bis zum Dachgesparre hinauf, und hier ist die Wohnung und Schlafstätte sämmtlicher Familienglieder, zu denen auch die Dienstleute gehören. Die hölzernen Bettstellen, in der Regel zugleich Inbegriff alles Hausgeräthes, stehen nach einander an den Wänden hin, und lassen in der Mitte einen Gang frei. Im hintersten Raume des großen Gemaches ist eine Abtheilung durch Verschlag mit zierlich ausgeschnittenen Brettern für Hausvater und Hausmutter. Innerhalb dieses Verschlages befindet sich ein Tisch mit einigen Stühlen, und das einzige Fensterchen mit Glasscheiben; statt der Stühle hat man auch hölzerne Kisten, welche zugleich die Kleidungsstücke und Kostbarkeiten enthalten. In den übrigen Gemächern fällt nur ein schwaches Licht durch ein Glasstück oder eine Haut von vier bis fünf Zoll Durchmesser. Ein Löffel aus Horn gepreßt, oft mit zierlichen Inschriften am Stiele versehen, und ein hölzerner, krugförmiger Napf mit einem Deckel ist das Eßgeschirre, ein Spinnrad zu Wolle das nöthigste Geräth zu häuslicher Arbeit. Außer der Küche heizt man in den isländischen Häusern nicht, und die Wärme der Wohnstube wird von den Insassen, wozu sich noch Katzen und Hunde gesellen, selbst erhalten, was bei dem gänzlichen Mangel an eindringender frischer Luft nicht schwer fällt. Oft schlafen in einem solchen Gemache zwanzig und mehr Menschen beisammen; dazwischen

liegen Häute, Oelsäcke und gedörrte Fische. Die dicken, schwarzen Torfwände, der unreinliche Erdboden, die Schmutzigkeit der Geräthschaften und der Leute, verbunden mit ihren Ausdünstungen und dem Qualm der Thranlampe, machen den Aufenthalt in solchen Behältnissen selbst für den unverwöhnten Ausländer unausstehlich. Die noch elenderen Kothen der gemeinen Leute haben wir schon früher kenn'en gelernt. Die Häuser der Vornehmeren und Reichen, die oft ein Vermögen von 4 bis 5000 Thalern besitzen, haben dagegen schon ein wohnlicheres Ansehen. Die Stuben sind geräumiger, reinlicher und mit mehreren Fenstern versehen; die Wände und der Fußboden sind mit Brettern ausgeschlagen, auch haben die Bettstellen gute Betten und darüber wollene Decken, welche mit vielem Kunstfleiße in schönen, bunten Mustern gewebt werden, aber steif und schwer sind. — Die isländischen Pächter bleiben so lange auf einem Gute, als sie wollen; nur wenn sie schlecht wirthschaften, können sie von dem Besitzer vertrieben werden. Die verpachteten Güter sind Grasplätze mit den zugehörigen Häusern und Heerden. An Ackerbau ist auf diesen Besitzungen natürlich nicht zu denken. Das einzige Stück cultivirtes Land ist ein mit dem Gehöft verbundener und mit einer Mauer von aufeinander liegenden Steinen befriedigter Grasplatz, auf den aller Dünger des Viehstandes gebracht wird, und der sich immer durch üppigeren Stand auszeichnet. Dieser Platz heißt Tuun, d. i. Zaun, umzäunter oder befriedigter Platz.

Früh am andern Morgen setzten wir unsern Weg über Grund durch das angenehme Thal fort, wo Schafe und Kühe im üppigen Graswuchs eine reiche Weide finden. Die Berge zu beiden Seiten sind 3000 bis 4200 Fuß hoch und sind bis zur Hälfte grün. Die Hütten haben hier alle ein viel stattlicheres Ansehen, als im Süden der Insel. Am Ufer des Flusses gewährte die Goldweide einen besonders schönen Anblick. Sie wächst auf den höheren Klippen in kleinen, runden Büschen, die jetzt über und über mit großen goldgelben Blüthen bedeckt waren, so daß man von Weitem auf dem schwarzen Hintergrunde eine goldene Kugel zu sehen glaubt. Gegen vier Uhr Nachmittags kamen wir in Akur-Eyri an, wo Hauptmann von Scheel

mich in seine Wohnung führte, und mich seiner Gemahlin vorstellte. Beide waren bemüht, mir jegliche Erfrischung nach einer so ermüdenden Reise zu verschaffen. Akur-Eyri, die Hauptstadt des nördlichen Island, ist einer der vorzüglichsten Handelsplätze. Sie liegt an der Eyafjordbay, und besteht aus vierzehn mit Theer angestrichenen Holzhäusern, welche dicht neben einander an einem Abhange liegen. Dahinter findet sich ein schöner Kartoffelberg. Hauptmann von Scheel, der während seines Aufenthaltes auf Island an diesem Orte seinen Wohnsitz genommen, wollte von hier aus wieder nach Kopenhagen zurückkehren, ich mußte daher meine Reise nach der Ostküste der Insel allein fortsetzen. Vorher machte ich jedoch noch einen Ausflug nach dem westlich gelegenen Holum.

Auf dem Wege nach Holum lernte ich den Dichter Jon Thorlakson, den Uebersetzer von Milton's verlorenem Paradiese, in Bägisaa kennen. Wir fanden den ehrwürdigen Geistlichen, einen mehr als 70jährigen Greis, auf einer Wiese, wo er seinen Leuten beim Heumachen half. Er führte uns in das Zimmer, wo er den Milton übersetzt hat. Es war kaum acht Fuß lang und sechs Fuß breit. Am äußersten Ende stand das Bett, und dicht neben einem kleinen Fenster von etwa zwei Quadratfuß der Tisch, wo er die Farben zu seinen Bildern mischte. So düster und armselig das Innere der Wohnung erschien, so reizend waren die Umgebungen. Unfern davon treffen drei schöne Thäler zusammen, deren Flüsse sich in einen breiten, reißenden Strom vereinigen; mehrere Wasserfälle stürzen von den Höhen, und ringsum wird die Aussicht durch einen Kranz majestätischer Berge begrenzt, deren Gipfel und Zacken sich in den seltsamsten Formen am Horizont abzeichnen.

Als ich darauf weiter durch die Hialtadals-Haide ritt, schlug ich mein Zelt in der Späte des Abends am westlichen Ufer des Hörgaa-Flusses auf, und erschrak beim Erwachen nicht wenig, als ich bemerkte, daß ich am Fuße eines Berges geschlafen, dessen herabhängende Felsspitzen das drohendste Ansehen hatten. Sehr gefährlich für die Bewohner der nördlichen Thäler ist nämlich Dasjenige, was sie Skrida nennen, d. i. der Niedergang eines Theiles der Bergoberfläche in das unten liegende

Thal. Das Gestein der Gebirge besteht hier aus einer vulkanischen Wacke, welche bald verwittert oder zerbröckelt. Leicht reißt sich nun ein Felsstück vom Gipfel los, oder eine Erdschicht löst sich nach einem Regen ab; die in Bewegung gesetzte Masse erhält, indem sie sich fortwälzt, immer frische Kräfte, immer neuen Zuwachs, breitet sich immer weiter aus, und stürzt endlich bis in die Mitte des Thals, indem sie Alles vor sich niederreißt und zerschmettert. Oft werden ganze Hütten unter diesen Bergfällen begraben. Um diese vor Ueberschwemmungen zu bewahren, werden sie gewöhnlich dicht am Fuße der Berge aufgebaut, und sind so beständig dergleichen Unfällen ausgesetzt; aber die Nothwendigkeit flößt Unerschrockenheit ein, und Gewohnheit verwischt die Eindrücke der Furcht.

Am 10. August hatte ich einen sehr beschwerlichen Uebergang über den Hialtadals=Yökul. Durch Schnee und Eis mußten wir uns auf steilen Pfaden hinaufarbeiten, und unsere Rosse von Zeit zu Zeit über breite Risse und Spalten führen, unter welchen wir die Wasser in großer Tiefe brausen hören konnten. Zuletzt mußten wir noch über einen gefährlichen Abgrund klimmen, wo ein einziger Fehltritt das Leben gekostet hätte. Auf dem Gipfel des 2000 Fuß hohen Eisberges fand ich merkwürdiger Weise die Luft zwölf Grad wärmer, als unten im Thale; auch zeigte sich auf den noch höheren Bergen umher kaum einiger Schnee. Nachdem wir das Thal von Hialtadal erreicht, das im üppigsten Grasreichthum prangte, langten wir gegen vier Uhr Nachmittags in Holum an. Dieser Ort war früher der Sitz einer blühenden Schule, welche mit der zu Bessestad vereinigt wurde; hier residirte ein Bischof von Island, dessen Bisthum 1797 mit dem zu Reikjavik verschmolzen wurde; hier war lange Zeit eine Druckerpresse in Thätigkeit, welche der Bischof Gudbrand Thorlakson errichtete, wo er die erste Ausgabe der isländischen Bibel und andere nützliche Bücher druckte. Die Kirche, vielleicht die beste des Landes, ist von rothem Sandstein erbaut, und hat in der Front sieben Fenster. Das Altarstück, eine sehr schöne Darstellung der Kreuzigung, ist in Holz geschnitten und sehr sauber vergoldet. Auf dem Altar befindet sich ein großer silberner Kelch, ein Geschenk des Papstes an den

ersten Bischof, der 1106 eingesetzt wurde. Alte Bilder der Bischöfe schmücken die Kirche, und man sieht ihre Grabschriften. Die Lage am Ausgang eines hohen Gebirges ist überaus angenehm. Ich fand eine herzliche Aufnahme bei Gisle Jonson, der früher Conrector an der hiesigen Schule gewesen war, und sich jetzt mit Landwirthschaft und gelehrten Arbeiten beschäftigte. Ich bewohnte bei ihm das vormalige Haus des Bischofs, das einzige zweistöckige Haus, welches ich in Island gesehen. Bei meiner Ankunft wurde ich mit Kaffee bedient. Zum Abendessen gab es Reis in Milch gekocht; dazu wurde gehacktes Schöpsen-Rauchfleisch in einer großen zinnernen Schüssel aufgetragen, aus welcher wir Alle gemeinschaftlich mit unsern Gabeln aßen. — Die gewöhnliche Kost der Isländer ist sehr einfach. Das Frühstück besteht in Skyr, einem Gerichte geronnener, saurer Milch; dazu pflegt man eine Menge süßer Milch oder Sahne zu essen, und den Saft der Wachholderbeere oder der Blaubeere (empetrum nigrum) beizumischen. Zu Mittag giebt es getrockneten Fisch mit Butter, am Abend entweder Skyr mit Brot und Käse oder eine Suppe von isländischem Moos. Bei festlichen Gelegenheiten ißt man Hammelfleisch, Mehlsuppe und Milchspeisen. Der größte Leckerbissen der Isländer ist indeß Weizenzwieback. Ihr gewöhnliches Getränk ist Blanda, eine Art Molken mit Wasser vermischt, oder Molken und Milch, welche sie warm trinken. — Als die Schlafstunde gekommen war, wurde ich in ein Hinterzimmer geführt, worin sich ein zwar altes, aber vortreffliches Bett befand. Hier lernte ich zuerst die isländische, auch auf Färö heimische Sitte kennen, daß die Töchter des Hauses dem müden Reisenden beim Ausziehen der Kleidungsstücke bedienstlich sind. Diese Aufmerksamkeit rechnen sie sich zur großen Ehre an, und wo keine Töchter sind, vertritt die Hausfrau deren Stelle.

Auf der Rückkehr nach Akur-Eyri begleitete mich Sturm und Regen. Als ich an den oben erwähnten steilen Abhang des Hialtadals-Jökul kam, war der Schnee so sehr vom Regen aufgeweicht, daß mein Pferd unter mir nicht auf seinen Füßen stehen konnte. Ich stieg daher ab, nahm es beim Ende des Zaumes und nachdem ich es ein wenig hinter mir hergezogen hatte, glitten wir Beide bis zu einer Tiefe von hundert Fuß

hinab, wo wir wieder auf Steine und Lehmboden zu stehen kamen. Mein Diener mit den Packpferden mußte dies Schurren nachmachen, doch bekam die an sich ergötzliche Sache dadurch von Zeit zu Zeit einen ernsthafteren Anstrich, daß die schwerer beladenen Pferde mit größerer Schnelligkeit auf die ihnen vorangegangenen niederschossen.

Zu Akur-Eyri beobachtete ich den isländischen Falken (falco islandicus). Dies war zur Zeit der Jagd mit abgerichteten Falken der gefeiertste Vogel; er zeichnet sich auch vor allen Raubvögeln durch schönen Flug, Kraft und Lebendigkeit aus. Noch jüngst gehörte er mit zu den Geschenken an die Fürsten der Berberei, damit das Raubgesindel derselben die dänischen Schiffe ungeschoren ließ. Der isländische Falke ist der größte seines Geschlechts, und wird vom Kopf bis zum Schwanzende drei Fuß lang. Bei den jüngeren Thieren ist die obere Seite rauchgrau, die untere gelblichweiß; mit den Jahren wird die Rückenfarbe bleicher und zuletzt ganz weiß. Majestätisch schwebt der Falke unter den Wolken nach Beute spähend, und sieht er einen Vogel auf der Erde oder in der Luft, so fährt er mit Blitzesschnelligkeit auf ihn zu, um ihn mit ausgestreckten Krallen im Fluge zu ergreifen. Den Raben ist er sehr verhaßt, und sie suchen ihn gemeinschaftlich als Verbündete anzugreifen. In der Regel bekümmert er sich gar nicht um sie; wenn die schwarzen Gesellen es aber zu arg treiben, so schwingt er sich über die Schaar, und wehe Dem, den sein Zorn zum Opfer ersehen hat. Die Tauben, welche in unserer Nachbarschaft gehalten wurden, waren die stete Zielscheibe der umherstreifenden Räuber. Bei Erblickung des Falken verloren sie im ersten Schrecken alle Geistesgegenwart, und statt sich in den sichern Schlag zurückzuziehen, suchten sie ihr Heil im Freien. Der Falke wählte sich nun eine aus dem Schwarm; allein diese stieg, sobald sie seine Absicht merkte, pfeilschnell in die Höhe. Der Falke kann nur in kreisförmigen Windungen aufwärts steigen, und kam, so klein er dieselben auch machte, der Taube nicht ganz nach, die sich so hoch erhob, daß man sie nur als einen Punkt sah, sich dann mit einem Male, die Flügel an den Körper gelegt, herabwarf, um in einem Hause Schutz zu suchen, wo sie oft zum Fenster

hineinkam, und eine ziemliche Zeit ganz erschöpft war. Der Falke setzte sich dann auf einen Stein oder einen Erdhügel in der Nähe, um eine bessere Gelegenheit abzuwarten, wenn er nicht schon früher durch immer fertige Schützen erlegt worden war. Oft zähmt man ihn auch, so daß er auf seinen Namen hört und aus der Hand frißt. — Ueberall, jedoch an den Fischplätzen und Kaufstätten am häufigsten, findet sich ferner der Rabe (corvus corax); allein er drängt sich zu sehr an den Menschen, und hat dadurch dessen Gunst verloren. Mit gierigen Augen folgt er dem Treiben desselben, ob nicht etwas für seinen Magen Taugliches vorkomme, und ist dann, willkommen oder unwillkommen gilt ihm gleich, bereit, sich zu Gaste zu bitten. Seine scharfen Gesichts- und Geruchswerkzeuge sind getreue Diener des Magens und gehen ihm willig zur Hand. Bei Schlächtereien, Fisch- und Seehundsfang sind ganze Schaaren versammelt, die sich dann wieder vereinzeln. Den Winter über, wo die Nahrung spärlich wird, vertheilen sie sich so regelmäßig, daß kein Ort überfüllt, keiner aber auch, wenn er nur einigermaßen Nahrung hat, ganz von diesem Bettelvolk vernachlässigt wird. — Der häufigste Strandvogel, den wir auch auf dem Hialtadals-Yökul bemerkten, ist das Schneehuhn (tetrao Islandorum). Dieser Vogel wechselt, wie alle Schneehühner, seine Federn des Jahres zwei Mal. Ihr Farbenwechsel hängt genau mit der Beschaffenheit des Bodens zusammen, worauf sie leben. Der Winterpelz ist weiß, wie der Schnee umher. Die Sommertracht ist braun, wie das mit Flechten bedeckte Gestein, zwischen welchem sie sich aufhalten; das Kleid des Herbstes und des Frühlings, wo der Schnee nur theilweis liegt, besteht aus bunten und weißen Federn. Das an schneefreien Stellen brütende Weibchen erhält zeitig seine braune Farbe, während das Männchen, das an hohen Orten lebt, die theilweise mit Schnee bedeckt bleiben, noch lange einen Theil seiner Winterfedern behält, ja in kalten Sommern sie gar nicht ganz verliert. Diese Farbenbeschaffenheit dient den Schneehühnern zu einem vorzüglichen Schutz gegen ihren Hauptfeind, den isländischen Falken. Sie drücken sich, sobald sie ihn bemerken, unbeweglich am Boden fest, und werden so auch häufig von seinem scharfen Auge übersehen.

Rührend ist die Sorge des weiblichen Schneehuhnes für ihre wandernden Küchlein. Bei nahender Gefahr warnt sie dieselben mit Geschrei, und sie verbergen sich auch augenblicklich zwischen Gestein oder Gestripp. Bei Annäherung von Hunden oder Menschen eilt die Mutter denselben entgegen, wirft sich mit flehender Stimme und Geberde dem Verfolger vor die Füße, bleibt ihm dann immer so nahe, daß er jeden Augenblick glaubt, sie ergreifen zu können, und so lockt sie ihn allmählig von der Stelle weg, wo die Jungen sich verborgen haben, immer auf dem Boden kriechend und mit den Flügeln schlagend, bis sie jene sicher glaubt, auffliegt und auf großen Umwegen zu ihnen zurückkehrt. Im Winter sind die Schneehühner wenig scheu, leicht zu fangen oder zu schießen. Dann nehmen die Isländer eine vierzig Fuß lange Schnur, befestigen in der Mitte einige Schlingen von Pferdehaaren, und nun gehen zwei Männer mit der Schnur über Feld, so daß jeder ein Ende hält. Haben sie ein Volk Schneehühner gefunden, so suchen sie dieselben in die Mitte zu bekommen, welche gewöhnlich, in der Meinung durchzuschlüpfen, den Kopf in die Schlingen stecken und gefangen werden. So fährt man mit dem Fange fort, bis man sich des ganzen Trupps bemächtigt, da die andern kaum entfliehen oder, wenn sie auffliegen, sich doch bald wieder niedersetzen. Will man sie mit dem Schießgewehre erlegen, so umgeht man den Trupp einige Male, worauf sie sich immer enger zusammenziehen, so daß man endlich eine ganze Anzahl auf einen Schuß erlegen kann. — Arm ist das Land an Singvögeln; nur die Schneeammer singt Etwas, und ihre Stimme gleicht ausnehmend der unserer Dornen-Grasemücke (sylvia cinerea). In den Birkenbüschen findet sich die Weindrossel, auf den Niederungen der Wiesenpieper, dessen Stimme hell und fein, wie Glöckchen klingt; kommt man aber den Jungen nahe, so gleicht sein ängstlicher Ton dem Zirpen eines Heimchens. Außerdem kommt auf dem Lande der Goldkibitz, die Regenschnepfe und die Heerschnepfe am häufigsten vor. Ihre unangenehmen Töne machen aber die öden Sumpfgegenden, worin sie hausen und welche sie durchschreien, nur noch trauriger.

Am Nachmittag des 13. August reiste ich von Akur-Eyri

nach Husavik ab, welches neun Meilen davon entfernt ist. Auf einem der nahe liegenden Berge sahen wir uns ganz in Nebel eingehüllt; nur eine einzige Oeffnung des Nebels gestattete, gleich einer Luke, den Blick in die Tiefe, wo auf grünem Grunde der sich schlängelnde Lauf des Eyafjordsflusses nebst einigen Kirchen und Hütten erschien. Bald darauf erreichten wir das Thal Fniskaa, welches noch vor hundert Jahren mit Birken schön bewaldet war; jetzt sind nur noch die Stümpfe davon sichtbar, wovon einige über zwei Fuß im Durchmesser haben. Am folgenden Tage wohnte ich dem Gottesdienste in Haals bei. Dieser bestand, wie gewöhnlich, in Gebeten, Psalmen, einer Predigt und einer Vorlesung aus der heiligen Schrift. Auf jedem Antlitz konnte man wahre innere Erbauung lesen. Auffallend war mir, daß der Prediger beim Ausgange von seinen sämmtlichen Zuhörern, wie ein Vater von seinen Kindern, mit einem Kusse Abschied nahm. Hier lernte ich auch die reiche Tracht der isländischen Bauerfrauen kennen. Die Strümpfe sind von dunkelblauer oder rother Wolle, die Schuhe von Seehunds- oder Schaffell gefertigt. Die Röcke und die Schürze sind von blaufarbigem grobem Linnenzeug, ein knappes Jäckchen liegt über dem schwarzen oder rothen Schnürleib. Ueber das Ganze wird ein Oberkleid von schwarzem Tuch gezogen. Die Ränder dieser Kleidungsstücke sind mit Sammet besetzt. Auch der Halskragen und der Leibgürtel besteht aus Sammet. Alles dies ist nun mit weißschimmerndem Silberschmuck ausstaffirt. Die Schürze ist oben mit Silberzierrathen oder vergoldetem Kupfer behangen; an dem Schnürleib sieht man silberne Häkchen und eine Menge Tressen; der Sammetkragen ist mit Silber gestickt, vorzüglich glänzt aber der Leibgürtel von schöner Silberarbeit und geschliffenen Steinen. Die Wohlhabendern tragen auch noch silberne Ketten mit großen Schaustücken, auf denen man verschiedene Figuren und religiöse Inschriften bemerkt. Am auffallendsten ist indeß der Kopfputz, Faldur genannt. Dieser besteht aus einem weißlinnenen Turban, der mit unzähligen Nadeln aufgesteckt wird und bis zu einer Höhe von funfzehn bis zwanzig Zoll emporsteigt. Er schließt rund an den Kopf, nimmt dann eine flache Form an, biegt sich bis auf zwei Drittel der Höhe rückwärts, biegt sich

dann wieder nach vorn und endigt in ein sechs Zoll breites Viereck. Um diesen Turban windet man ein dunkelfarbiges seidenes Tuch, welches, dicht hinter den Ohren herabfallend, das Haar vollständig verbirgt. Die Braut trägt über dem Faldur ein goldgesticktes Netz.

Am nördlichen Rande des Liosa-Vatn sahen wir einen Berg, der mit zwergartigen Weiden und Büschen von Blaubeeren bewachsen war. Die Beeren waren in voller Reife und gewährten uns eine überaus köstliche Erfrischung. Bald nachher überraschte uns ein herrlicher Wasserfall, Goda-Foß genannt. Von einer ansehnlichen Höhe stürzte die Wassermasse, deren Schneeweiß und Schaumdampfwolken den reizendsten Gegensatz bildeten zu der auf beiden Seiten lagernden schwarzen Lava. Nachdem wir den milchblauen Skialfanfliot passirt und durch eine vulkanische Gegend gekommen waren, gelangten wir gegen Abend an die Ufer der Laxaa. Der Fluß ist wegen der Menge seiner Lachse berühmt. Der Lachsfang wird gegenwärtig indeß schlecht betrieben und zwar auf die Art, welche die Isländer Rugga nennen. Es stellt sich nämlich ein Mann mit einer zwölf Fuß langen Stange, an der ein eiserner, nach oben gerichteter Haken befestigt ist, auf eine Klippe unter dem letzten Wasserfalle des Flusses und fühlt nun in den schäumenden Fluthen nach einem Fische. Hat er einen gefunden, so sucht er mit dem Haken unter ihn zu kommen und zieht dann mit einem kräftigen Zuge die Stange nach oben; doch ist's schon öfter geschehen, daß ein zu starker Fisch den Mann, der die Stange nicht schnell genug loslassen konnte, in's Wasser gezogen hat. Beim Uebersetzen über den tiefen Fluß wurden wir und unser Gepäck in ein Boot gebracht, die Pferde mußten durchschwimmen. Sie wurden zu diesem Ende sämmtlicher Lasten und Banden entledigt und durch Schreien, Schläge und Steinwürfe in's Wasser getrieben. Fast augenblicklich verloren sie den Grund, arbeiteten sich aber unter vielem Schnaufen durch die reißende Strömung glücklich bis an's andere Ufer, wo sie sich ein paar Mal schüttelten und dann in dem hohen Grase weideten, das auf dem Tuun des nahen Fährhauses wuchs. Dicht daneben schlug ich an einem heitern Abend mein Zelt auf.

Am folgenden Tage, als am 16. August, zogen wir durch dichten Nebel weiter und erreichten gegen Mittag Husavik. Hier fand ich im Hause des Herrn Factor Baagon die gastfreundschaftlichste Aufnahme. Während das Mittagsmahl bereitet wurde, führte er mich in seinen Garten, den ich in einem vortrefflichen Zustande fand. Außer Erdäpfeln, Kohlarten und Küchenkräutern enthielt er recht ansehnliche Beete Pastinaken, Steckrüben und gelbe Rüben, Bohnen, Erbsen und Zwiebeln. Husavik liegt an der Westseite des Skialfandafjord und besteht aus mehreren stattlichen Häusern, einer Schwefelfabrik und einer Anzahl Hütten für die Arbeiter. Da der Ort mehr als hundert Fuß über dem Meere erhaben liegt, so werden die Waaren aus den Booten und in dieselben mittelst eines Krahns gehoben, welcher auf der Spitze einer senkrechten Höhe, dicht neben den Waarenhäusern angebracht ist. Der Hafen gilt für einen der gefährlichsten auf der Insel wegen der Klippen am Eingange und weil er den Nord- und Nordwestwinden ausgesetzt ist, welche ungeheure Massen von grönländischem Eise hineintreiben. Furchtbar soll oft das Tosen und Krachen der Eisschollen sein, die durch Sturm und Brandung an den scharfen Strandklippen bersten und zertrümmert werden. Uebrigens hält das Treibeis gewisse regelmäßige Striche und nimmt seinen Rückweg gewöhnlich nördlich oder nordöstlich. Dies läßt auf eine regelmäßige Strömung des Meeres schließen. Eine Strömung von Südwest wird auch durch andere Erfahrungen bestätigt: Schiffe, die auf der Fahrt von England nach Nordamerika verunglückt sind, treiben oft an den südöstlichen Küsten Islands an; unter dem Treibholze erkennt man amerikanische Holzarten, und Früchte amerikanischer Bäume finden sich an allen Küsten Islands. Dies Treibholz ersetzt den Isländern die Wälder: der größte Theil der Häuser und Böte ist daraus gebaut. In der Umgegend von Husavik trifft man einen Felsrücken, der ganz aus versteinerten Seeproducten besteht. Die Hauptmasse sind Muscheln. Ein kleiner, tief einschneidender Bach trennt dieses Muschellager von einer härteren, thonigen Gebirgsmasse, welche große in Jaspis und Chalcedon übergegangene Holzstücke enthält. Diese Stücke, von etwa vier bis fünf Fuß Länge und einem Fuß im Durchmesser,

sind versteinertes Treibholz und weit härter als die Gebirgsmasse; daher bleiben sie oft stehen, wenn sich Theile der senkrechten Thonwand durch Wasser und Witterung ablösen, was einen seltsamen Anblick giebt. Allein Luft und Wasser bewirken auch ihre Auflösung, und da, wo die Thonwand lange stehen bleibt, zerfällt das Holz ganz und bildet Löcher, welche die Seevögel zu ihren Nestern benutzen. Der Strand von Husavik ist reich an Seegewächsen, deren Blätter und Blüthen in allen Farben spielen. Das lebhafte Grün der Laminarien wird durch das mannigfach gemischte Roth, Braun und Violett vieler anderen Gewächse gehoben. Der blasige Meerestang bedeckt alle Klippen, welche nur irgend von den Wellen bespült werden. Wo das Wasser besonders stark anströmt, liegen am Ufer große Haufen dieser Pflanzen aufgethürmt, welche den widrigsten Geruch verbreiten. Einige Tangarten dienen zum Viehfutter; die Palmtange wird in Milch gekocht und von Menschen gegessen. Außerdem beobachtete ich am Strande den Küstenseehund, die einzige Art der nordischen Seehunde, welche von den Küsten auf's Land geht und daselbst auch gebiert. Sie gehen oft ziemlich weit in die Flüsse hinein, um ihren Lieblingsfraß zu verfolgen, und sind zu allen Jahreszeiten zu treffen. In der Mitte October erscheint der bärtige und der grönländische Seehund. Der bärtige Seehund ist der größte von allen und erreicht eine Länge von zehn Fuß. Er liefert viel Speck und sein Fell ist sehr fest, daher es auch zu Riemen und Schuhleder benutzt wird. Man sieht sie gewöhnlich nur paarweis. Die grönländischen Seehunde leben dagegen stets gesellig in Schaaren von zwanzig bis dreißig Stück, die wahrscheinlich jedes Mal eine Familie ausmachen, da man Alte und Junge beiderlei Geschlechtes sieht. So lange sie sich im Wasser befinden und ihrer Nahrung nachgehen, sind sie höchst lebendig und munter. Stets bewegen sie sich, bald über, bald unter der Fläche. Manche tauchen hoch auf, stehen bis über den halben Leib grade in die Höhe, um sich umzusehen oder an der Luft zu erquicken; andere tauchen, gleichsam tanzend, beständig auf und nieder; noch andere schwimmen auf dem Rücken, auf der Seite, oder dem Bauche. Merkt einer von ihnen Gefahr, so stürzt er sich mit plätscherndem

Geräusch unter den Wasserspiegel, und die andern folgen augenblicklich nach. So wandert die Gesellschaft immer lustig und beweglich umher, und zieht den Schwärmen der Lachse nach, welche ihre Hauptnahrung ausmachen. Man fängt die Seehunde in Netzen oder durch Harpune oder schießt sie mit dem Feuergewehre. — Etwa zehn Meilen nordwestlich von Husavik liegt die Insel Grims-ey. Ihre Gestalt ist unregelmäßig birnförmig; ihre größte Länge beträgt drei Viertelmeilen, die größte Breite eine Viertelmeile. Der Polarkreis schneidet fast durch ihre Mitte. Das Innere ist kahler Fels, die Ränder aber haben eine grüne Einfassung von schönem Grase. Dort giebt es einen großen Vogelberg. Den Vogelfang betreiben die Isländer eben so wie die Bewohner der Färö-Inseln.

Unendlich ist die Menge der Wasservögel auf Island. Die See- und Wasserraben sitzen auf allen Felsen. Die Seeschwalben nisten häufig bei frischem Wasser unweit der Meeresküste. Enten, Kneifer (merg-anser) und Taucher von allerlei Art schaukeln sich auf Seen, Strömen und in den Buchten und Busen des Meeres. Die Eisente lebt hier und im ganzen Nordpolarkreis in ungeheuren Schaaren. An den dänischen Küsten fängt man sie während des Winters zu Tausenden und bringt nach Kopenhagen ganze Wagen voll, ohne daß sich ihre Anzahl vermindert. Die Wasserralle, bei uns ein Zugvogel, aber hier ein Strandvogel, lebt während des Sommers in sumpfigen Gegenden von Insecten, Würmern und Pflanzen; im Winter hält sie sich, wie eine Maus, in Erdhöhlen unter Eis und Schnee verborgen. Die Augen dieses Vogels sind so lebhaft roth, daß sie zu funkeln scheinen, und leuchten vielleicht auch wirklich in der Dunkelheit, wo das Thier seiner Nahrung nachgeht. Sonst wurde er, wie bei uns die Eule, für heilig gehalten, und wer ihn tödtete, von dem glaubte man, daß er bald sterben müsse. Der Meeresstrandläufer (trynga maritima) muß seine Hauptnahrung, kleine Krebse, während des Winters ebenfalls im Finstern suchen; aber die Natur ist ihm dadurch zu Hülfe gekommen, daß sie den kleinen Krebsen leuchtende Augen gab. Der Singeschwan, der König der isländischen Gewässer, bedeckt in großer Menge Flüsse und Seen. Er ist ein vortrefflicher Schwimmer und

steuert gegen den schnellsten Strom so geschwind, als man nur gehen kann; auch auf dem Lande läuft er ziemlich schnell. Im hohen Fluge läßt er seine Stimme gleich einer fern hertönenden Posaune hören, und wenn ihrer viele zusammen fliegen, so klingt es wie ein Glockenspiel, da die Stimmen der älteren und jüngeren, oder männlichen und weiblichen Vögel höher oder tiefer sind. Der Schwan gewährt den Eingebornen mancherlei Nutzen, sie erlegen ihn theils mit der Flinte, theils mit Hunden im August, wo er sich mausert und nicht fliegen kann, oder als Junges noch nicht flügge ist. In den Meeresklippen nisten unzählbare Möven und Sturmvögel. Dies gilt besonders von dem grauen Eissturmvogel (procellaria glacialis), der die Größe einer Ente hat. Obschon er nur ein Ei legt und jährlich an 20,000 Junge ausgenommen werden, so mehrt sich die Anzahl doch noch immer, da viele steile Klippen auch den größten Wagehälsen unzugänglich bleiben. Zur Brütezeit, wo sie auf den Felsabsätzen dicht nebeneinander gereiht sitzen, sind sie oft ganz verträglich, oft aber auch im Wortstreit begriffen, der indeß nie in Thätlichkeiten ausartet. Wenn sie sich sehr veruneinigen, so stehen beide Theile gegen einander auf, schreien sich einige Zeit heftig an, und setzen sich dann wieder ruhig auf ihr Ei. Der Eissturmvogel ist der gefräßigste von der Welt, weil er so lange frißt, bis er umfällt, und dabei wenig scheu; man kann ihn mit einem langen Stocke von einem Boote aus leicht todtschlagen, wenn man Seehundsspeck oder Haifischleber auswirft, welches ihn unwiderstehlich anzieht und ihn blind gegen drohende Gefahr macht. Die Jungen sind wahre Fettklumpen, welche man sogar als Lampen verbraucht. Unter den zahlreichen Möven, geierartigen Raubvögeln mit Schwimmfüßen, zeichnet sich die etwa zwei Fuß lange weiße Mantelmöve durch ihre Freßgier aus. Immer hungrig, ist sie den ganzen Tag beschäftigt, Nahrung zu suchen, welches sich über alles Genießbare aus dem gesammten Thierreiche erstreckt. Zu träge oder zu feig, selbst zu morden, streicht sie am Meeresstrande umher, um Alles in Empfang zu nehmen, was dieses in steter Hervorbringung und Zerstörung begriffene Element unabläßig auswirft. Todte Vögel, Fische, Krebse, Schalthiere

und Würmer verschlingt sie mit gleichem Heißhunger. Um die Schalthiere von ihrer harten Schale zu lösen, nimmt sie dieselben hoch in die Luft und läßt sie auf Felsen fallen. Kranke Vögel überfällt und tödtet sie; den sehr trägen unbehülflichen Seehasen (cyclopterus lumpus), einen Fisch, der oft vier bis sechs Pfund schwer wird, überwältigt sie im seichten Wasser, indem sie ihn mit unaufhörlichen Bissen verwundet und ermattet. Sie besucht die Vorrathshäuser der Isländer und raubt von getrockneten Fischen, was sie erhalten kann; eben so ist sie stets bei den Fischereien gegenwärtig, um die Abgänge zu verzehren. Ihr Flug ist, wie der aller Mövenarten, ruhig und schön; mit ausgebreiteten Flügeln mißt sie etwa fünf Fuß.

Ehe ich Husavik verließ, ging ich noch ein Mal nach dem Strande. Es war gegen Abend. Die Sonne stand in großem, blutrothem Nebelbilde über dem Horizont, während von der wahren Scheibe nur ein kleiner Abschnitt mit mattem Glanze sichtbar wurde. Das Meer war ganz still, und in der Nähe tummelte sich eine bedeutende Anzahl Wallfische. Ein sehr großer kam in langsamer Fahrt dicht an's Land und blies seine Strahlen mit starkem Brausen wohl zwanzig Fuß hoch. Seine Länge war über hundert Fuß, und wenn er sich zuweilen hoch über die Oberfläche erhob, glich er einem großen schwarzen Felsenriffe. Mittlerweile brach die Sonne durch den Nebel durch und spiegelte sich auf der unendlichen glatten Fläche in unaussprechlicher Pracht, während die Strahlen der Wallfische, wie eben so viele Springbrunnen, in den schönsten Regenbogenfarben spielten; ein herrliches Schauspiel! — Die wallfischartigen Thiere sind in den isländischen Gewässern sehr zahlreich. Sie sind die ärgsten Feinde der Seehunde, treiben sie in Engpässe und fangen sie auch wohl im Schwimmen, weshalb die Seehunde sich bei ihrer Annäherung in größter Eile entfernen. Alljährlich stranden viele Wallfische an den Küsten, die man durch Steine und Lanzen tödtet; sonst stellt man ihnen nicht weiter nach, da man der dazu eingerichteten Schiffe entbehrt. Die Fischer fürchten ihre Annäherung und suchen sie durch Wachholderreiser, Schwefel und andere stark riechende Sachen vom Boote entfernt zu halten.

Viertes Kapitel.

Von Husavik wandte ich mich südlich nach dem Krabla. Nach einer Strecke von mehreren Meilen erreichten wir den Meierhof Reykium, wo ich wegen starker Regengüsse Rast machen mußte. Man findet nicht leicht ein Land von der Größe Islands, wo die Witterung so unbeständig und zu gleicher Zeit so verschiedenartiges Wetter wäre. In einer Entfernung von wenigen Meilen ist auf entgegengesetzten Seiten eines Bergrandes hier Sonnenschein, dort Sturm und Regen; oft hat man mitten im Sommer selbst Schneegestöber. — In der Umgegend von Reykium besuchte ich die heißen Quellen auf einem niedrigen, morastigen Boden, Reikjahwerf genannt. Ich sah sie funfzehn bis zwanzig Fuß steigen. Als ich die Tiefe der Röhre mittelst eines an eine Schnur gebundenen Steines maß, bemerkte ich, daß der Stein vom Grunde nur mittelst der größten Anstrengung losgezogen werden konnte, und erst in einer Höhe von drei Fuß über dem Boden leichter wurde, indem der Einfluß der anziehenden Kraft, welche ihn in der Tiefe der Röhre festhielt, aufhörte. — An den Ufern eines Flusses sahen wir den breitblätterigen Weiderich (epilobium latifolium), die schönste Blume Islands. Die ziemlich saftigen Blätter haben eine graugrüne, die großen Blumen eine lebhafte rosenrothe Farbe, und da sie dicht beisammen stehen, so fallen sie schon von Weitem in's Auge. Außerdem bemerkten wir mehrere schöne Schmetterlinge, welche an Felswänden und Birkenbüschen saßen. Sie waren aus der Familie der Nachtschmetterlinge (Noctuen und Geometren). Tag- und Dämmerungsschmetterlinge giebt es in Island gar nicht, obgleich solche doch in Lappland und Grönland vorkommen.

Früh am 18. August setzte ich meine Reise über Grenia-darstad nach Reykjahlid am My-Vatn fort. Der Weg zog sich an der Seite des Laxaa-Flusses hin, vorüber an Abgründen, Kratern, Felsenmassen und brausenden Wasserfällen; auf einigen schönen Inseln waren die Leute mit Heumachen beschäftigt. Zuletzt kamen wir durch eine dürre Sandwüste, Myvats-Sandar genannt, wo vier Stunden lang kein Grashalm und kein Tropfen

Wasser zu finden war, um den Durst zu löschen. Der Sand bestand, wie fast durchgängig auf Island, aus Lava und Bimstein. Am Ende dieser Sandwüste stieß ich auf einen ungeheuren Lavastrom. Die Masse erschien noch ganz frisch; sie ist schwarz wie eine Kohle, voller Blasen, Borsten und weit klaffenden Spalten; da, wo sie Widerstand gefunden, haben sich die wildesten, seltsamsten Gestalten gebildet. Dieser Lavastrom ist einer von denjenigen, die sich in der Zeit von 1724 bis 1730 aus dem Leirhnukr und Krabla ergossen, und fast die ganze Ebene an den nördlichen und östlichen Ufern des My-Vatn überschwemmten. Man sieht sein schwarzes Bette zur Linken an der Vorseite eines Berges, anscheinend nicht breiter als 40 Ruthen; aber sobald er den flachen Boden erreicht, breitet er sich in weiten Armen aus, umschließt die zwischenliegenden Anhöhen, schlängelt sich um jeden kleinen Felsvorsprung, und erreicht in seinem Laufe selbst den Rand des Sees. Nach den Berichten der Augenzeugen bewegte sich die glühende Fluth langsam fort, indem sie Alles, was sie auf dem Wege fand, mit sich fortriß, und in schwefelblauen Flammen brannte, die aus dem Alles verhüllenden dicken Rauche hervorschlugen. Während der Nacht schien die ganze Gegend in Flammen zu stehen; der ganze Luftraum schien entzündet und war mit großen Feuerballen angefüllt; Blitzstrahlen schossen dem Horizont entlang, um den entfernteren Bewohnern die hier Statt findenden Schreckensscenen zu verkünden. Nachdem die Lava den größten Theil der Niederungen überfluthet, stürzte sie sich in den See, den sie bis zu einer bedeutenden Strecke ausfüllte, zahlreiche kleine Inseln darin bildete, und die Fische tödtete. Bei meiner Ankunft in dem Meierhof Reykjahlid richtete ich sogleich meine Aufmerksamkeit auf die Kirche, die auf wunderbare Weise dem allgemeinen Verderben entging. Nachdem die Lava die nordwestliche Ecke der niedrigen Erdmauer des Kirchhofes erreicht hatte, ist sie plötzlich in einer Entfernung von etwa zwei Fuß stehen geblieben, hat sich in zwei Arme getheilt, und so ihren Lauf etwa zwanzig Ruthen fortgesetzt, worauf sich die beiden Ströme von Neuem vereinigt, und die Kirche in der Mitte des Feuermeers vollkommen unbeschädigt gelassen haben. Einige Theile des ver-

steinerten Stroms, dicht an der Mauer, haben mehr als die doppelte Höhe der Kirche.

Von diesem Orte aus hat man eine Aussicht, welche die auffallendste Aehnlichkeit mit der in der Nähe des todten Meeres darbietet. Der My-Vatn oder Mücken-See, so genannt von den ungeheuren Schwärmen dieser Inseeten, dehnt seinen Spiegel gerade vor dem Beschauer aus. Dazwischen liegt ein weites Feld schwarzer Lava, die am nördlichen Ufer mannigfache Buchten und Vorsprünge bildet, je nachdem sie das Wasser überwältigt hat. Nordwestlich läuft eine Kette nackter Hügel, die bis zur Sandwüste reichen, von da wandert das Auge über ein langgestrecktes Moorland, das in verschiedenen Entfernungen mit rothen Kegeln abwechselt. Daran schließen sich auf der Südseite des Sees mehrere hohe finstere Berge von seltsamer Gestalt, und im Osten stehen die von ewig neuen Rauchmassen umwölkten Schwefelberge. Tiefes Schweigen des Todes ruht über der öden Landschaft. Die dunkle Finsterniß, welche die Schatten der gegenüberliegenden Berge in den See werfen, die vielen schwarzen Inseln, womit er besäet ist, und die grauen Rauchsäulen, die an verschiedenen Punkten aus dem Wasser aufsteigen, vollenden den düster-melancholischen Anstrich des ganzen Bildes; denn der steigende Rauch entwickelt wohl ein Leben, aber hier deutet er hin auf das geheimnißvolle Leben der Zerstörung, das unaufhörlich unter der Erde thätig ist. Der See hält acht Meilen im Umfange, und ist von den Lavaströmen so ausgefüllt, daß er eine nur geringe Tiefe hat. Die Nähe der in seiner Mitte dampfenden heißen Quellen ist den Forellen sehr zuträglich, die hier in Menge und vorzüglicher Größe angetroffen werden. Die Myvatn-Forelle wird bis zwei Fuß groß, und hat besonders in der Laichzeit eine schöne Färbung. Der Rücken bis zu den Seiten ist lebhaft grün, der Leib mennigroth gefärbt; auch das Fleisch dieses höchst wohlschmeckenden Fisches ist röthlich gefärbt.

Da die Luft gemäßigt war, so war ich so glücklich, den Angriffen der Mücken zu entgehen, von denen der See den Namen hat. Es sind deren mehrere Arten aus dem Geschlecht der Zweiflügler. Die meisten haben eine grauliche Farbe und lange, glänzende Flügel. Sie finden sich auf den Inseln und

in der Umgegend des Sees in zahllosen Schwärmen, gleich dichten, schwarzen Wolken, welche oft hundert Fuß im Umfang haben, und die von der Erde, höher, als das schärfste Auge reicht, zum Himmel aufsteigen. Diese Insecten stechen Thiere und Menschen auf's Heftigste, und setzen sich besonders gern in Ohren, Nasen und Augen fest. Die armen Pferde, besonders die schwarzen, werden am meisten von ihnen gequält, und man hat Beispiele, daß manche sich, rasend vor Schmerz, in den See gestürzt und darin umgekommen sind. Zum Glück für die Einwohner können sie die Stubenluft nicht vertragen, und haben sie sich dahin verirrt, so fliegen sie sogleich an die Fenster, wo sie bald sterben.

Am 19. August brach ich von Reykjahlid nach den Schwefelbergen des My-Vatn auf, und kam zuerst an dem Dampfbade vorüber. Dies ist ein niedriges, unförmliches Gebäude von Lava, welches über der Oeffnung eines Dampfstromes erbaut ist. Der Dampfstrom ist so heiß, daß man nach dem Verschließen der Thür augenblicklich in den stärksten Schweiß kommt. Das Bad ist als heilsame Kur bei verschiedenen Krankheiten berühmt. Die Schwefelberge selbst sind eine Meile lang und eine Viertelmeile breit. Man sieht sich da auf allen Seiten von rauchenden Spalten und Rissen umgeben. Die Erzeugung des Schwefels wird durch das beständige Aufsteigen des Dampfes bewirkt. Die Oberfläche ist sehr uneben und besteht aus unermeßlichen Schichten von rothem Bolus und Schwefel, deren Kruste eine bunte Mischung von gelber, hellbrauner und weißer Farbe darbietet; auch haben sich kleine Gypsberge gebildet, welche noch fortwährend wachsen. Vermöge der trügerischen Natur des Bodens sahen wir uns genöthigt, von unseren Pferden abzusteigen, und sie über die härteren Stellen des Erdreiches hinwegzuführen. Bei aller Vorsicht traten die Pferde aber doch zuweilen durch die dünne Rinde, und aus der durch den Huf gemachten Oeffnung quoll dann sogleich eine Dampfwolke hervor, so daß wir alle Augenblicke in Gefahr waren, zu versinken »in ein Feuermeer, genährt von ewig brennendem und nie verzehrtem Schwefel.« An manchen Stellen war die Kruste nur einen halben Zoll dick, und wenn man sie wegnahm, kam eine dicke Schicht reinen Schwefels zum Vorschein, durch welche der

Dampf mit zischendem Geräusch aus unzähligen kleinen Löchern herausfuhr. Zuweilen liegt der reine Schwefel einige Fuß mächtig, und wo man ihn ausgräbt, erzeugt er sich alsbald wieder. Diese Bergwerke geben die reichste Ausbeute, und übertreffen bei Weitem die im Goldstrich bei Krisuvik (südlich von Reikjavik) gelegenen Schwefelberge. Indem wir an den Seiten der Schichten hinaufstiegen, deren Bolus sehr weich war, erreichten wir einen engen Durchgang in den Bergen, der auf eine ebene Gegend auslief, aber plötzlich mit einem jähen Abhang endete, und fast in gerader Richtung unter dem Rande, auf welchem wir standen, lag in einem öden Thale mehr als sechshundert Fuß tief eine Reihe großer Kessel voll kochenden Schlammes, die in voller Thätigkeit, brüllend und spritzend, unermeßliche Säulen von Dampf und dickem Qualm aussandten, so daß die Strahlen der Sonne davon verfinstert wurden. Das sind die kochenden Quellen. Als ich mich nach der linken Seite hinwandte, hatte ich die volle Ansicht vom Krabla, vom Obsidian-Berge und von zwei oder drei anderen Vulkanen, deren Namen ich nicht erfahren konnte. Wir führten unsere Pferde im Zickzack an der Seite des steilen Berges hinunter, ließen den Diener hier bei den Pferden zurück, und gingen dann zu Fuße mit vorsichtigen Schritten weiter mitten durch brennende Sümpfe, bis wir dicht bei den Quellen anlangten. Wir fanden nun im Umfange einiger Hundert Schritt fünf größere und eine Menge kleiner runder Kessel, welche in einer Tiefe von vier bis sechs Fuß eine dunkelgraue, breiartige Masse in heftigster, siedender Bewegung enthielten. Wir mußten uns entfernt von ihren Rändern halten, da die Masse oft blasenförmig aufgetrieben wurde, dann zerplatzte und ihre heißen Theile weit umherspritzte. Die größte Oeffnung hatte acht Fuß im Durchmesser, und warf die Masse mit dumpfem Getös oft acht bis zwölf Fuß hoch. Der aufsteigende Dampf roch nicht stark und verursachte beim Einathmen keine Beschwerde. Der Schlamm setzt sich an die Ränder des Kessels an, verhärtet und verschließt ihn zuletzt, worauf der Boden an einer andern Stelle gesprengt wird. Wir fanden eine große Anzahl von geschlossenen Kesseln. Die Masse besteht aus Gyps und Alaun.

Wir waren wieder bei unseren Pferden angekommen und wollten eben aufbrechen, um unsern Weg nach dem Obsidian-Berge fortzusetzen: da bemerkte ich hart am Krabla ansehnliche Rauchwolken, welche an der südwestlichen Seite des Berges auf ungefähr zwei Drittel seiner Höhe mit merkwürdiger Schnelligkeit aufstiegen. Ihr regelmäßiges Ausbleiben und Wiedererscheinen verkündete einen thätigen Feuerschlund, und da ich den größten Theil des Tages noch vor mir hatte, so beschloß ich, den Berg zu besteigen, um dort ein neues überraschendes Schauspiel zu genießen. Nur mit Mühe konnte ich meinen Wegweiser überreden, mich dahin zu begleiten. Er sagte, die Gegend sei noch nie untersucht, auch lägen verborgene Pfuhle voll kochenden Breies in so großer Menge um den Krabla herum, daß die Spitze des Berges dadurch ganz unzugänglich gemacht würde. Seine Besorgnisse wurden indeß durch ein kleines Trinkgeld beschwichtigt. Der Fußsteig, welchen wir verfolgten, führte zur Seite eines niedrigen Berges am östlichen Rande eines Lavastromes. Der Boden war zum Theil mit Gras bewachsen; hin und wieder erhoben einzelne Weiden ihre zwerghaften Wipfel über die Zacken der Lava. Nachdem wir bei einem verlassenen Meierhof vorbeigekommen waren, und indem wir uns in einiger Entfernung von den Schwefelschichten hielten, welche sich an der Vorderseite eines anstoßenden Berges befanden, gelang es uns, den Fuß des Krabla zu erreichen, ohne auf einen einzigen der Pfuhle zu stoßen, welche der Wegweiser so sehr gefürchtet hatte; aber bald zeigte sich ein anderes Hinderniß. Längs der Grundmauer des Berges floß ein Bach, durch welchen der Boden bis zu einer bedeutenden Tiefe ausgehöhlt worden war, und da die beiden Ufer nur aus lockerer Thonerde bestanden, so hatten wir Mühe, eine härtere Stelle ausfindig zu machen, wo unsere Pferde festen und sicheren Fuß fassen konnten; überdies war das gegenüberliegende Ufer so hoch und steil, daß der Boden fast bei jedem Schritte unter uns wich, und wir in den Strom zurückglitten. Nach mehreren wiederholten Versuchen erreichten wir endlich den obersten Rand des Ufers, und mußten nun mühsam über Bimstein, Sand und weiche, schlüpfrige Thonerde aufwärts klimmen. Indem wir in mancherlei Krümmungen ab-

wechselnd ritten und zu Fuße gingen, ließen wir verschiedene Abtheilungen des Berges hinter uns, und nachdem wir einen hohen Gipfel erreicht hatten, mußten wir noch eine zweite Anhöhe erklettern, ehe wir den Gegenstand unseres Forschens vor Augen hatten. Endlich nach Verlauf einer kleinen Stunde kamen wir ganz außer Athem auf der Höhe an, hinter welcher der Qualm emporschoß. Da öffnete sich vor uns ein grauenvoller Anblick. Auf dem Boden einer mächtigen, kraterartigen Vertiefung befand sich ein riesenmäßiger, fast dreihundert Fuß im Umfang haltender, kesselförmiger Pfuhl, voll von einer schwarzen, flüssigen Masse, und aus der Mitte dieses Pfuhls stieg von Zeit zu Zeit mit donnerndem Getöse eine große, ganz in Rauch gehüllte Schlamm-Säule in die Höhe. Die Einwohner nennen die ganze Erscheinung Wüte, d. i. die Hölle. Nachdem die Quelle einige Minuten fortgefahren hatte, ihren schlammigen Inhalt auszuspeien, ließ die Heftigkeit der Ausbrüche augenscheinlich nach, und da sich der Boden längs der Westseite hinlänglich fest zeigte, so traten wir dicht an den Rand des höllischen Pfuhles, der ohne Zweifel der Rest eines erloschenen Kraters war, und das furchtbare Spiel der Naturkräfte im Kleinen vorstellte. Auf der Nordseite erhob sich eine aus rothem Bolus und Schwefel bestehende Bank, von wo aus wir bei abwärts wehendem Winde eine bequeme Uebersicht des Ganzen hatten. Fast grade in der Mitte des Pfuhles befindet sich die Röhre, aus welcher eine große Masse von Wasser, Schwefel und schwarzblauem Bolus ausgeworfen wird; der Durchmesser entspricht dem der stärksten Geiser-Ausbrüche. Die Höhe der Strahlen war sehr verschieden: bei dem ersten Aufwallen erhoben sie sich bis zu etwa zwölf Fuß und stiegen dann allmählig immer höher bis zu einem Gipfelpunkt von dreißig Fuß und darüber; darauf nahmen sie wieder ab, aber mit viel größerer Schnelligkeit als beim Zunehmen. War das Auswerfen vorüber, so bemerkte man nur ein leichtes Sieden auf der Oberfläche. Die Ausbrüche traten alle fünf Minuten ein, und dauerten ungefähr dritthalb Minuten. Ein kleiner Springbrunnen, der aus demselben Pfuhl hervorbrach, war allemal der Herold eines neuen Ausbruches. Während des Ausbruches wurde eine Anzahl silberfarbener Wellen

rings an den Rändern des Kessels emporgetrieben, welcher dadurch eine Einfassung von dunkelblauem Bolus bekommen hatte. Am Fuße der Bank, auf der wir standen, zischte unaufhörlich Dampf aus zahlreichen kleinen Löchern. An der Westseite des Schlammbehälters läuft das Wasser an einem sanften Abhange ab, und wird durch eine lange sich schlängelnde Rinne an den Fuß des Berges geleitet.

Nachdem wir die Anhöhe erreicht, wo wir unsere Pferde gelassen hatten, schaute ich mich einige Minuten lang um. Die höchste Spitze des Krabla stand nicht mehr als fünfhundert Fuß über uns. Das Kleid des Berges war Thon, Bimstein und Sand, untermischt mit Streifen gelben Schwefels und gestippt mit einigen seltsam gestalteten Felsen, die über die Oberfläche hervorragen. Um den Krater lag, wie ein dunkler Sammetkragen, ein breiter Strich schwarzer Lava; die umgebenden Schichten weichen Erdreiches sollen ihn unzugänglich machen.*) Im Uebrigen war die Aussicht weit ausgedehnt, stellte aber das Bild der traurigsten Einöde dar, und erregte das Gefühl des Schauerlichen. Zur Linken hob sich die schmale Kette des Obsidian-Berges, und über einen kuppelförmigen Berg sah man in die unwirthbare Wüste hinaus, die von dem hohen Vulkan Herdubreid begrenzt wird. Grade vor uns machten die steigenden Säulen der Schwefelberge eine schöne Wirkung; jenseits lag der inselreiche My-Vatn, südlich davon zog sich nach Westen zu eine Reihe hoher Gipfel, zwischen welchen und dem Krabla der nahe Vulkan Leirhnukr das Gepräge der furchtbarsten Verwüstung an sich trug.

Nachdem wir uns mühsam um den steilen Gipfel eines Hügels auf der Südseite des Krabla gewunden, erreichten wir in Zeit einer Stunde den Obsidian-Berg, einen Vorberg des Vulkans, so genannt, weil er einen großen Ueberfluß an Obsidian oder isländischem Achat hat. Er besteht aus blauen, braunen und schwarzen Schichten dieses schönen, glänzenden Steines, welche mit Lava, Perlstein und Bimstein abwechseln. Von da steuerten wir einem Engpaß zu, um uns aus dem La-

*) Spätere Reisende haben jedoch den Gipfel bei trockenem Wetter ohne große Schwierigkeiten erstiegen.

byrinth dieser großen Werkstätte des unterirdischen Feuers herauszuwinden. Der Weg, welcher von dem Paß abwärts führte, war außerordentlich abschüssig, so daß wir unsere Pferde beständig im Zickzack führen mußten. Als wir den Fuß des Berges erreicht hatten, eilten wir unsern Durst in einem schwarzen Strome zu löschen: eine wahre Erquickung für uns und unsere Thiere, da Keiner von uns seit dem frühen Morgen einen Tropfen Wasser genossen; denn alles Wasser, welches wir bis dahin angetroffen, war stark mit Schwefel gemischt, und daher ungenießbar. Auf der Weiterreise kamen wir an einem kleinen ausgebrannten Vulkan vorüber, der kreisförmig und inwendig hohl, ganz einzeln steht, mit einer Seitenöffnung gegen Osten, so daß er Aehnlichkeit mit einer alten Burg hat; in diese Oeffnung treibt man Pferde, um sie einzufangen, daher der Name Hrossa-borg (Rosseburg).

Gegen Abend befanden wir uns am großen Jökuls-aa, oder Gletscherfluß. Gletscherflüsse heißen alle Flüsse, welche von Gletschern entspringen. Die Gletscher bilden sich in Island gewöhnlich auf längst erloschenen Feuerbergen, weshalb das Wasser dieser Flüsse viel Bimsteinsand und andere vulkanische Erdarten bei sich führt, und deshalb trübe und gelblichgrau gefärbt ist. Es fanden sich hier eine Anzahl Sandhügel, die mit wildem Getreide bewachsen waren. Mein Diener hatte die Pferde abgeladen und ihnen erlaubt, ungebunden in dem Getreide herum zu laufen, da sie aber ungeachtet des Hungers keine Lust bezeigten, von dem groben Gewächs zu fressen, und kein Gras in der Nähe war, so hatten sie Linksumkehrt gemacht, und waren im vollen Marsch nach Reykjahlid begriffen, wo sie die vorige Nacht Futter bekommen. Glücklicher Weise holten wir sie ein und trieben sie nach der Fähre zurück, wo wir das Gepäck fanden, aber der Diener war weder zu hören noch zu sehen. Er hatte einen Umweg gemacht, um die Pferde aufzusuchen und hätte wohl weit gehen können, wenn der junge Fährbursche, der uns über den Fluß setzen sollte, ihm nicht in die Wüste nachgeritten wäre. Während ihrer Abwesenheit gab ich Acht auf die Pferde und warf manchen sehnsuchtsvollen Blick auf das jenseitige Ufer, indem ich nicht ohne Besorgniß die

reißende Schnelligkeit des breiten Stromes betrachtete, welcher der ansehnlichste und gefährlichste im nördlichen Island sein soll. Ueberdies standen drohende Wolken am Himmel, und schon begann es stärker zu regnen. Nachdem jene Beiden zurückgekehrt waren, ritten wir durch das erste Drittel des Flusses bis zu einer niedrigen Sandbank. Hier brachten wir einen Theil des Gepäckes in das Boot des Fährburschen, dem sich auch mein Diener beigesellte, um die schwimmenden Pferde drüben in Empfang zu nehmen. Der Fährbursche kehrte darauf mit dem Boote zu mir zurück, und nun trieben wir die Pferde in's Wasser; aber als sie die Mitte erreicht hatten, wurden sie von der heftigen Strömung fortgerissen und wieder nach der Seite zurückgeführt, welche sie eben verlassen hatten; schwimmend erreichten sie das Ufer und eilten im vollen Laufe abermals der Wüste zu. Glücklicher Weise war das Pferd, welches der Wegweiser geritten, an einen Stein befestigt, so daß es die übrigen auf ihrer Flucht nicht begleiten konnte. Der Fährbursche setzte also den Pferden nach, während ich bei dem Boote und dem übrigen Theile des Gepäckes zurückblieb. Meine Lage fing an beunruhigend zu werden. Mein Diener war am entgegengesetzten Ufer und konnte nicht einmal meine Stimme hören, so breit war der Strom und so brausend schossen seine Wogen dahin. Ich selbst befand mich auf einer kleinen, niedrigen Sandbank, die nicht mehr als einen Fuß über die Wasserfläche hervorragte: es fing an dunkel zu werden, der Regen strömte in Bächen, und der Fluß war stark im Anschwellen begriffen. Zwar hatte ich das Schneckenhäuschen von Boot bei mir, aber ich konnte nicht daran denken mich dahinein zu wagen und den Kampf mit dem so ungestümen Strom zu unternehmen. Indem ich also Gefahr befürchtete und mir vorstellte, daß es dem Burschen nicht gelingen würde, die Pferde allein zurückzubringen, entschloß ich mich, den seichtern westlichen Arm des Stromes, über den wir geritten waren, zu durchwaten, um ihm beizustehen. Fast hätte ich jedoch meine Verwegenheit theuer bezahlen müssen: zwei bis drei Mal war ich nahe daran, von den stürmischen, mir bis über die Hüften gehenden Wellen fortgerissen zu werden; aber die Steine auf dem Grunde gaben meinen Füßen

einen Haltpunkt, und ich selbst stemmte mich mit Anstrengung aller Kräfte gegen die Strömung, so daß es mir endlich gelang, auf's Trockne zu kommen. Nachdem ich meine Stiefeln vom Wasser geleert, richtete ich meinen Weg nach der Wüste, und nach Verlauf einer halben Stunde traf ich zu meiner Freude den Burschen mit den Pferden. Das Uebersetzen über den Fluß ging nun ohne weitere Fährlichkeit von statten; nur daß ich im Boote stehend das unangenehme Geschäft hatte, eins der wildesten Pferde beim Zügel zu halten, welches nebenher schwimmend ab und zu Miene machte, das Fahrzeug mit dem Kopfe umzustoßen. — Mittlerweile war es ganz dunkel geworden, und doch hatten wir noch anderthalb Meilen in einer wüsten Gegend ohne den Wegweiser zurückzulegen, der uns vor dem Jökulfluß verlassen hatte. Bald war es bei schwarz bewölktem, regnigtem Himmel so finster geworden, daß wir auch keine Spur des Weges mehr erkennen konnten. Wir stiegen daher ab und überließen uns ganz dem Instinkt unserer Pferde, welche wir ungebunden vor uns hergehen ließen, mit der Vorsicht, das älteste an die Spitze zu stellen: so wurden wir ohne den geringsten Unfall über Anhöhen und Tiefen geführt, bis wir auf einmal durch eine steile Erhöhung aufgehalten wurden, deren Beschaffenheit wir ungeachtet alles Tastens nicht bestimmen konnten. Endlich klärte sich das Geheimniß auf, indem mein Diener ausrief: »Hoh! hier ist ein Fenster!« Es war G r i m s t a d, das Ziel unserer Tagereise. Als ich dies späterhin einem Beamten in Reikjavik erzählte, sagte er mir, daß er einst in einer stockfinsteren Nacht auf gleiche Weise durch eine den Weg versperrende Anhöhe in Verlegenheit gesetzt worden sei. Er trieb das Pferd mit der Peitsche an und zwang es, die Anhöhe zu ersteigen, konnte aber seine Lage nicht eher entdecken, bis das Thier mit einem der Vorderfüße in ein Loch einsank, welches er nach dem Absteigen für den Rauchfang eines Hauses erkannte.

Mitternacht war schon vorüber, und die Familie des Gehöftes lag im tiefsten Schlafe; aber sobald wir sie geweckt hatten, hieß man uns herzlich willkommen und erwies uns alle möglichen Liebesdienste. Da mein Zelt und Gepäck vom Regen

vollständig durchnäßt, auch die Pferde von den Anstrengungen des vorigen Tages sehr ermüdet waren, so beschloß ich, den ganzen folgenden Tag an diesem Orte zu verweilen. Als der Morgennebel zerflossen war, erschloß sich die Umgegend den Blicken. Mit Ausnahme einiger kleinen Hütten und Grasstellen, die zur Meierei gehörten, war ringsum keine Spur von Menschenwerk und Pflanzenwuchs zu entdecken: Alles bildete eine weite Wüste, deren düstere Einförmigkeit durch Nichts unterbrochen wurde, als durch einige seltsam gestaltete Eis- und Feuerberge, die nach allen Richtungen auf der Landschaft zusammengedrängt sind. Merkwürdig war mir der Herdubreid, oder der breitschultrige Vulkan, insofern er der Familie in Grimstad zum Tagemesser dient. Da nämlich nur wenige Isländer in Besitz einer Uhr sind, so merken sie sich den Sonnenstand an gewissen Spitzen und Vorsprüngen der Berge, oder errichten auch pyramidenförmige Haufen von Steinen auf gewissen Anhöhen im Umkreise des Horizonts.

Die Familie von Grimstad war mit Heumachen dicht bei meinem Zelte beschäftigt. Die Meierei wurde von einer Wittwe verwaltet. Sie hatte drei Söhne und sieben Töchter, alle in der Blüthe und frischen Kraft der Jugend. Einige breiteten das Heu aus, Andere brachten die schon trockenen Bunde nach dem Schober, während zwei Bursche Rasen bereiteten, um als Schutz gegen die Strenge des Winters zu dienen. Auf allen Gesichtern leuchtete Fröhlichkeit und Zufriedenheit. Sie leben sechs bis sieben Meilen von jeder bewohnten Gegend entfernt, so daß ihnen die kleinen Fehden und Streitigkeiten, welche eine unmittelbare Nachbarschaft zu erzeugen pflegt, fremd sind. Ihre vorzüglichste Sorge ist die Erhaltung der Heerden, von welchen ihre eigene Bekleidung und Nahrung abhängt. Auf meinem Abendspaziergange kam ich bei der gedrängt vollen Schafhürde an, wo zwei Mädchen die Schafe melkten. Da ich bemerkte, daß die gemelkten sich alsbald wieder unter die übrige Zahl verloren, so fragte ich, wie es ihnen möglich sei, die Schafe so leicht zu unterscheiden. »O,« antwortete sie, »wir kennen sie alle bei Namen.« Die Mädchen hatten eine fast schöne Gesichtsform, nur war die Haltung der Züge, aus denen Gut-

müthigkeit sprach, ein wenig ernst. Ueberhaupt ist die Gesichtsfarbe des weiblichen Geschlechts zart, bei Mehreren etwas blaß, doch nicht ohne einiges durchschimmernde Roth. Viele isländische Frauen sind Mütter von funfzehn und mehr Kindern; aber ein großer Theil stirbt schon früh. Dies liegt vorzüglich in dem Umstande, daß die wenigsten Mütter im Stande sind, ihren Kindern die erste und ihnen zuträglichste Nahrung selbst zu geben, sondern sie mit Kuhmilch aufziehen, was viele nicht vertragen können. Die Frauen werden haufig bis neunzig Jahre alt. Unter den Männern dagegen erreichen nur wenige ein hohes Alter; schon die in den achtziger Jahren sind selten. Obgleich sie im Allgemeinen bei ihren meist im Freien Statt findenden Beschäftigungen einer vortrefflichen Gesundheit genießen, so wird ihre Lebenszeit doch durch übermäßige Anstrengung der Kräfte verkürzt, so wie durch plötzlich eintretenden Umschlag der vorherrschend feuchten und kalten Witterung. Dies hat vornehmlich Anfälle von Gicht, Reißen und Fiebern zur Folge. Die kleinen Kinder leiden am Scharbock, was damit zusammenhängt, daß es sehr schwer fällt, ihnen durch häufiges Baden die gehörige Reinlichkeit zu verschaffen; überhaupt lieben die Isländer das Baden nicht. Augenleiden sind ziemlich häufig, und werden theils durch den plötzlichen Wechsel der Finsterniß in den Wohnungen und des hellen Lichtes außerhalb derselben, theils durch den Schneeglanz in den Monaten April und Mai hervorgebracht, wo das Land gewöhnlich noch mit Schnee bedeckt ist, obgleich die Sonne schon hoch steht. Blindheit ist häufig Folge solcher Krankheiten. Alle Isländer erfreuen sich der schönsten Zähne bis zum hohen Alter und leiden höchst selten an Zahnschmerzen. Der Grund davon liegt wohl an der Einfachheit ihrer Nahrungsmittel, welche sie noch dazu nie heiß genießen. Eben so sieht man nur ausnahmsweise Mißbildungen unter ihnen. Daß ansteckende Krankheiten oft große Verheerungen anrichten, kann bei dem Mangel an Aerzten nicht Wunder nehmen. So starben 1797 an den Masern 600 Menschen; die Pocken rafften 1707 den vierten Theil und 1402 die Pest sogar den dritten Theil der ganzen Bevölkerung hinweg.

Fünftes Kapitel.

Am 21. August verließen wir Grimstad und nachdem wir durch öde Wildnisse, grasbewachsene Steppen und eine Kette gefährlicher Sümpfe im Hofsthal passirt waren, erreichten wir am andern Tage Mittags Hof am Vopnafjord. Hof liegt auf einer Anhöhe und war vormals die Stätte eines berühmten heidnischen Tempels, jetzt ist es der Sitz des Dechanten von Nord-Mule-Syssel, der mir in seinem geräumigen Wohnhause gastliche Herberge bot. — Am 23. ging der Weg durch einen langen öden Bergstrich, die Smörvatns-Haide, und am Abend kamen wir bei dem reichen Meierhof Foßwöllum oder Wasserfallsebene an, so genannt von einem prächtigen Wasserfalle dicht hinter den Gebäuden. Ueber einen Abgrund von rauhen Felsen, der auf beiden Seiten eine grüne Einfassung von Wiesen hat, stürzen sich die schaumblitzenden Fluthen in die Tiefe; dazu die anmuthige Umgebung sanfter Anhöhen, welche die Ebene begrenzen, die stattliche Meierei mit üppigem Graswuchse des ausgedehnten Tuun, sowie die in allen Richtungen zerstreut weidenden Heerden von Schafen, Rindern und Rossen: Alles dies machte einen höchst wohlthuenden Eindruck auf das Gemüth. Ich schlug mein Zelt in der Nähe des Wasserfalles auf und schlief alsbald sanft ein unter dem brausenden Wiegenliede des Stromes.

Am andern Morgen passirten wir die Jökulsaa-a-Bru oder den Gletscherfluß mit der Brücke. Diese Brücke, die einzige in Island, ist sechzig Fuß lang und sechs Fuß breit aus Fichtenholz quer über zwei Reihen senkrechter Felsen gelegt, ohne Pfeiler, welche gar nicht anzubringen sind. Der mächtige Fluß wälzte jetzt dreißig Fuß tief unter der Brücke zwischen den glatten Felswänden seine hellbraunen, zornigen Wogen, deren Wirbel und Strudel einen grausenerregenden Anblick gaben, und nicht ohne Empfindungen der Furcht führte ich mein Pferd über das schmale Gestell, worauf mein Diener und ein junger Landmann das Gepäck hinübertrugen und dann die Pferde einzeln nachbrachten. — Einige Meilen weiter hinauf setzt man

auf eine viel gefährlichere Weise über den Fluß. Zwei Seile sind auf beiden Seiten des Abgrunds befestigt, an diesen hängt ein Korb oder ein hölzerner Kasten, der geräumig genug ist, um einen Menschen oder die gewöhnliche Ladung eines Pferdes aufzunehmen. In diesen Korb muß der Reisende steigen und sich vermittelst eines dritten Seiles über den gähnenden Abgrund weiter fortschwingen. Die Schlaffheit der Hauptseile macht, daß der Kasten mit zunehmender Schnelligkeit bis zur Mitte hinabrutscht und bei dem plötzlich dort eintretenden Stillstehen seinen ganzen Inhalt in die Fluthen zu werfen droht. Die Hauptgefahr aber ist mit dem Uebergange der Pferde verknüpft. Sie werden etwas höher hinauf in den Fluß getrieben, und wenn sie nicht einen gewissen Felsvorsprung schwimmend erreichen, so werden sie über einen furchtbaren Wasserfall geschlendert und zerschmettert. — Gegen Abend setzten wir bei dem Meierhof Aas über den Lagarfliot, der fast eine Viertelmeile breit ist und daher mehr das Ansehn eines Sees als eines Flusses hat. Der ganze Strich auf beiden Seiten des Lagarfliot ist dicht bewohnt und einer der schönsten auf der ganzen Insel. Die Weiden sind ungemein fett und die Berge mit isländischem Moos bewachsen. Dies gedeiht am besten auf Lavaboden, wird über sechs Zoll hoch und treibt zollbreite Aeste. Ein fleißiger Sammler kann des Tages höchstens acht Pfund zusammenbringen, und da es eine gesunde, nahrhafte Kost giebt, so bezahlt man es in Island eben so theuer, wie bei uns. Man kocht es mit Milch oder zerreibt es zu Mehl und bäckt dünne Kuchen daraus. Außerdem findet man hier zahlreiche Birkenwälder; einige der Birken traf ich bis zwanzig Fuß hoch, was als große Seltenheit zu betrachten ist, da man sonst nur Büsche von fünf bis sechs Fuß Höhe findet.

Am 25. August mußte ich wegen Regenwetter in meinem Zelte verweilen. Am folgenden Tage hatte ich, nach einem sehr beschwerlichen Ritte über die Eskifjords-Haide, einen sumpfigen Bergweg, die herrliche Ansicht des Eski- und Reidarfjords, welche auf beiden Seiten von hohen Bergen begrenzt sind. Auf der Nordseite des Eskifjord entdeckte ich aus einer Höhe von mehr als 2000 Fuß die Factorei nebst einem Schiffe, welches

in dem Meerbusen vor Anker lag. Beide Gegenstände erschienen wegen der Entfernung ungemein klein und niedlich. Eine lange Kette von Felsen zieht sich dicht hinter den Häusern fort und an verschiedenen Stellen, wo sie unterbrochen wird, stürzt eine Menge prächtiger Wasserfälle über die Abgründe hinweg. Der Stolz von Eskifjord ist indeß der ungeheuere Holmafiall:

»Unregelmäßig, hoch, erhaben, steil,
Mass' auf Masse gethürmt und Fels auf mächt'gen Fels,
In Alpenmajestät; die hohe Stirn
Gefaltet jetzt in düstere Runzeln, heiter dann;
Unsichtbar bald gehüllt in Wolken, bald
In goldnen Sonnenstrahlen glühend.«

Am 29. Nachmittags passirten wir die Staps-Haide. Der Weg ging durch Schnee, Steine und Sümpfe. Ehe wir das Ende der Haide erreicht hatten, sahen wir uns von der Nacht überfallen und dadurch der größten Gefahr ausgesetzt. Wir hielten uns am Rande eines Bergbaches, der uns auf eine tiefe Aushöhlung und von da an die Ufer eines Flusses brachte. Wir stiegen einen schmalen, steilen Strich hinab und nachdem wir durch das Wasser gewatet, fanden wir keine Möglichkeit, das weiche und steile jenseitige Ufer zu erklimmen. Da mein Diener etwas kurzsichtig war, so mußte ich es unternehmen, das tiefe Bette hinabzuwaten, um eine sichere Stelle zum Emporklimmen aufzusuchen. Indem ich mein Pferd beim Zügel führte, mußte ich jeden Augenblick fürchten, auf Triebsand oder auf einen Wasserfall zu stoßen. Nach ein paar tausend Schritten gelang es mir endlich, mein Pferd auf das rechte Ufer zu bringen. Darauf mußte ich wieder zu meinem Diener zurückkehren und ihm bei den Packpferden Beistand leisten, bis wir uns Alle glücklich aus dem düsteren Abgrund gezogen. Da der Boden vor uns sumpfig und daher ohne Zweifel mit zahlreichen Wassertümpeln erfüllt war, so schlug ich mein Zelt an der trockensten Stelle auf, die ich finden konnte, setzte mich an die Thür nieder und stärkte mich durch ein frugales Mahl, wozu mein Diener mir einen frischen Trunk Wasser holte. Während ich mich meinen Betrachtungen überließ, bemerkte ich vor mir die Umrisse wild phantastischer Felsen, welche sich mit ihren spitzen und

zackigen Häuptern aus der dahinter liegenden schwarzen Wand der allgemeinen Finsterniß ablösten. Bald traten die Felsen heller hervor, und siehe, freundlich erschien der Mond am östlichen Himmel und sandte matte Strahlen durch die durchbrochenen Wolken und Berge, indem er die schweigende Wüste erleuchtete, wo ich die Nacht zubringen mußte.

Am andern Morgen zogen wir am Ufer des Flusses weiter. Mir fiel die Menge der Chalcedone auf, die hier zahlreich, wie die Kiesel der Bäche, ausgestreut lagen. Im Breidalthal ergötzte ich mich an den wechselnden Gestalten der Berge und Felsen, die zuweilen die auffallendste Aehnlichkeit mit künstlichen Bauwerken zeigten: oft erschienen sie als alterthümliche Häuser mit hohen Giebeln, oft als ehrwürdige Burgruinen und Schlösser mit hundert Spitzen und Vorbauten, oft als Kirchen mit riesigen Thürmen. Um 5 Uhr Nachmittags kamen wir in Eydal an, und übernachteten im Hause des Probstes von Süd-Mule-Syssel. — Am 31. ritten wir längs der Küste, und fanden einen überraschenden Wechsel der Naturseenen. Weithin über die blaue Oberfläche des Oceans schweifte der Blick. Brausend schäumte die hohe Brandung an den Klippen zu unseren Füßen empor, während zur Rechten über unseren Häuptern eine mächtige Wand von rauhen Felsen drohte, deren Spitzen hie und da von Nebelwolken umflossen waren. Ungefähr in der Mitte dieses felsigen Striches erhebt sich eine große vierseitige Pyramide zu einer erstaunlichen Höhe, und die horizontalen Schichten, aus denen sie zusammengesetzt ist, erscheinen dem Auge als ungeheure Quadern, die von Riesenhand über einander gelegt sind. Die darauf folgende Landschaft Bernneß ist von reichen Meierhöfen besetzt, deren Eigenthümer ihren Reichthum den Erzeugnissen der See sowohl, als des Landes verdanken. — Bei meiner Ankunft am nördlichen Ufer des Bernfjord miethete ich ein Boot, und ließ mich und mein Gepäck über die Bai fahren, während der Diener mit den ledigen Pferden den Umweg an der Küste machen mußte. Die Breite der Bai kann hier gegen zwei Meilen betragen. Um sechs Uhr Abends landete ich in Diupavog, einem ansehnlichen Handelsplatze mit sicherem Hafen. Von hier aus unternahm ich einen kleinen Streifzug

am südlichen Ufer des Berufjord entlang. In dem harten Fels waren zahlreiche Krystalle von Quarz; vorzüglich erfreute ich mich aber an der Betrachtung des Zeoliths oder Sternsteins, so genannt von den schönen, glänzenden Strahlen von Krystall, welche alle von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte ausgehen und in einer Pyramidenform endigen. Er ist in Thonerde gebettet und daher leicht auszugraben. Einige dieser Sternsteine enthalten vierseitige Strahlen oder Stäbe von Krystall, fast so dünn wie ein Haar; andere bestehen aus Stäben, die fast einen Viertelzoll dick sind, andere haben die Gestalt eines Gänseeies, aber zwei Mal so groß, und wenn man sie aufbricht, so zeigen sie eine ebene Fläche, an einem Ende mit weißblauem Stein, am andern Ende aber dicht an einander liegende Stäbe von weißem Krystall, die mit einer dünnen hellgrünen Bekleidung überzogen sind. Chalcedon, rother Jaspis und andere Halbedelsteine finden sich zahlreich in der Umgegend, sowie überhaupt auf Island in dem Gerölle der verwitterten Felskuppen.

Am 2. September verließ ich Diupavog, passirte das Kirchspiel Hof, und kam am folgenden Tage über die Lonshaide, eine rauhe und öde Gegend, welche beständig in Nebel gehüllt ist, und von jeher der Ausbreitung ansteckender Krankheiten eine Schranke gesetzt hat. Unter Nebelgeriesel, Regengüssen und stürmischem Winde, der uns gerade entgegenblies, zogen wir an dem Ufer eines Flusses entlang. Die Felsen zu beiden Seiten traten allmählig dichter zusammen, und endlich stürzte der Fluß durch ein enges Felsenthor dicht vor unseren Füßen in die Tiefe. Wir sahen vor uns Alles mit Steinwänden abgeschlossen, und konnten auf den ersten Anblick keinen Ausgang aus der hohlen Gasse bemerken; aber indem wir der weiteren Spur folgten, kamen wir an eine Stelle, die ich nur dadurch beschreiben kann, daß ich sie mit einer hohen Treppe vergleiche; man hatte nämlich eine Anzahl großer, unförmlicher Stufen gebildet. Das Hinanklimmen auf dieser Art Treppe war äußerst ermüdend für die Pferde; denn sie konnten nur durch einen Sprung von einem Ruhepunkt zum andern kommen, bis sie endlich den Gipfel erreichten. Auf dem höchsten Punkte der Haide überraschte uns der Anblick eines furchtbaren Abgrundes, in dessen Tiefe sich

ein ansehnlicher Strom hinabstürzte, und in dampfenden Wasserwirbeln verschwand. Wegen des dichten Nebels konnten wir nur sechzig bis siebzig Fuß in den Abgrund hinabsehen, aber der Geistliche des nächsten Kirchspiels versicherte mich, daß der Fall mehr als vierhundert Fuß senkrecht niedergehe. Gegen vier Uhr Nachmittags kam ich bei der Pfarrei Stafafell an, wo ich mein Zelt aufschlug, um den morgenden Sonntag hier zu verweilen. Auf der Westseite der Pfarrei fließt durch eine niedrige Ebene der reißende Gletscherfluß Jökuls-aa i Lon, so genannt von dem benachbarten Eisberge Lons-Jökul, von wo er entspringt und sich nach kurzem Laufe in zwölf größeren und kleineren Armen in's Meer ergießt. Dieser Fluß ist besonders im Frühjahr gefährlich, wenn er mit schwimmenden Eisstücken bedeckt ist. Dann ist die größte Geschicklichkeit erforderlich, um das Pferd dazwischen durchzusteuern. Folgen die Schollen gedrängter auf einander, so muß man mit Lebensgefahr durchwaten, da das Pferd nicht schnell genug herumgewendet werden kann, um den treibenden Massen auszuweichen. Sira Berg, der Geistliche von Stafafell, erzählte mir, daß er einst, um einem Sterbenden das Abendmahl zu reichen, so durchgewatet sei, obgleich ihm das Wasser zuweilen bis an die Brust reichte. Er hatte sich mit einer langen Stange versehen, um mittelst derselben den mit Lehm und Gerölle bedeckten Boden zu untersuchen. Zugleich mußte er mit größter Aufmerksamkeit um sich blicken, damit nicht neu andrängende Eismassen ihn einholten, umwarfen oder ihn an andere Stücke schleudernd mitten durchschnitten.

Am Morgen des 5. September strömte der Regen unaufhaltsam bis gegen zehn Uhr. Da ich noch mehr Regen fürchtete, so entschloß ich mich zur Weiterreise. Als wir uns dem Flusse näherten, fanden wir ihn so angeschwollen, daß er fast die ganze Ebene bis zu den benachbarten Bergen überschwemmmt hatte. Da man nicht an den gewöhnlichen Stellen durchwaten konnte, so mußten wir höher hinauf, wo der Fluß gegen dreißig Aeste bildete, deren zwei über hundert Ruthen breit sind. Wir kamen indessen ohne große Schwierigkeiten hinüber. Ein anderer Reisender, der tiefer unten durch diesen Fluß ritt, bemerkt darüber Folgendes: »Nur einige der Flußarme waren tief; doch konnten

unsere Pferde immer gehen. Der Reiter kniet dabei auf den Sattel, um sich nicht naß zu machen. Ehe man sich an das Durchreiten durch reißendes, zumal trübes Wasser gewöhnt hat, wird man leicht schwindlig und glaubt, die ganze Carawane gehe rückwärts. Allein die Pferde arbeiten sich durch den gewaltigsten Wasserstrom, ganz schräg liegend, immer vorwärts; doch geht es sehr langsam, weil es ihnen schwer fällt, die aufgehobenen Beine vorwärts zu bringen. Die schäumenden Wellen schlugen öfters über dem Rücken der Pferde zusammen, und wir waren sehr froh, als wir den letzten Arm des Flusses hinter uns hatten.« — Ich übernachtete in der Nähe eines Meierhofes, dicht hinter Westr-Horn. Als ich am folgenden Tage das Ende eines Bergpasses (Almannaskard) erreicht hatte, entfaltete sich vor meinen Augen eine prachtvolle Aussicht: links das große Weltmeer, in dem fernen Horizont verschwimmend; rechts der Hornafliot, dessen östliches Ufer mit zerstreuten Meierhöfen malerisch geschmückt ist; dahinter der majestätische Oerafa-Yökul, der höchste Berg der Insel, von welchem aus sich eine unermeßliche Kette von Eisbergen bis tief in die Wüsten des Innern hineinzieht; hier das schöne Blau des Oceans, dort das reine Weiß am Silbermantel der Bergriesen mit dem lebhaften Grün des unteren Saumes: Alles im hellen Glanze der Mittagssonne. Vom westlichen Ufer des Hornafliot bis zu dem Meierhof Raudaberg, dem Ziele meiner Tagesreise, führte der Weg durch ungeheure Massen säulenartiger Felsen. Einige schienen umgestürzt, andere wild durch einander geschleudert zu sein, andere stehen noch herrlich da in ihrer ursprünglichen Schichtung. An einer Stelle besonders glaubte ich mich mitten unter die Trümmer der edelsten Erzeugnisse alter griechischer Baukunst versetzt. Die Säulen waren mit der vollkommensten Genauigkeit auf einander gethürmt und so geordnet, daß sie einen vollständigen Halbzirkel bildeten. Sie stehen ganz senkrecht, und die meisten sind sechseckig; die stumpfen Spitzen der abgebrochenen Pfeiler waren, wie ich bei näherer Untersuchung fand, alle am oberen Ende hohl. Während ich zwischen den schwarzen Felsen verweilte, und die Regelmäßigkeit und Vollkommenheit dieses natürlichen Säulenganges bewunderte, sowie die Genauigkeit, mit welcher die Ecken der Pfeiler gebildet

waren, stieg auch mein Diener vom Pferde und behauptete, indem er auf mich zukam, daß Alles augenscheinlich ein Werk der Kunst, aber ein zu ungeheures und erstaunenswürdiges Werk, um von menschlicher Kraft gebildet zu sein. Solche große natürliche Bauwerke nennen die Eingeborenen Tröllah-lad oder Riesenmauer; die Vertiefungen, die man in den Reihen von kleinerem Basalt antrifft, heißen Dverga-Kamrar oder Zwergzimmer.

Als ich am folgenden Tage auf der Ebene vor Kalfafell anlangte, wurde ich durch den Anblick eines Gletschers überrascht, der sich im jähen Abhange gleichsam auf einmal zum Thal herabsenkte, und fast vollständig grün erschien. Man sollte kaum voraussetzen, daß irgend ein Gewächs in der Nähe des ewigen Eises fortkommen könnte, und doch schienen die Seiten des Thales dicht am Eise ungemein fruchtbar, und gewährten hinreichende Weide für zahlreiche Heerden, wie ich sie in solcher Menge kaum irgendwo auf der Insel gesehen. Bald nachher bemerkte ich einen Berg, Fell-fiall genannt, der fast bis zu seinem Fuße herab vollständig gespalten war, und doch lag dicht an der Spalte ein Gehöft, dessen Einwohner wegen der drohend überhängenden Massen nicht die geringste Furcht haben, sondern darin nur eine vortreffliche Schutzwehr gegen die Nordstürme sehen. An den Fell-fiall ist der östliche Theil des Breidamerk-Yökul angelehnt. Dieser Gletscher macht ungefähr alle fünf Jahre eine Reise nach dem Meere zu, geht aber einen Theil des Weges wieder zurück. So machte er in einem Jahre täglich zwölf bis funfzehn Fuß, und im Ganzen 3000 Fuß; zuletzt kam eine Wasserfluth, und er ging wieder etwas zurück. Nach dem Meere zu hatte er vor sich her einen Sandwall von 20 bis 40 Fuß Höhe aufgeworfen, welcher von dem abfließenden Wasser an mehreren Stellen durchbrochen war. Auch wir konnten die Spuren der Wanderungen ganz deutlich bemerken: durch die hervorstehenden scharfen Ecken der Eismassen sind Furchen im Sande eingeschnitten, und dieser ist auf beiden Seiten aufgeworfen, gerade so wie das Erdreich unter der Pflugschaar. Der Gletscher selbst besteht an dieser Stelle aus einer festen Eismasse, welche auf ihrer Oberfläche mit zackigen Eispyramiden besetzt ist. Diese stehen zum Theil sehr dicht und

sind mit schwarzem, vulkanischem Sande bedeckt, was gegen die helle gerade Vorderwand der Eismasse sonderbar absticht. Die Wanderung dieser Eismasse kann nur dadurch bewirkt werden, daß die bedeutendere hintere Abtheilung tiefer steht, als die vordere. Unter dieser sammelt sich Wasser an, hebt die ganze Masse und schiebt sie nach vorn, ohne abfließen zu können. Erreicht das Wasser eine solche Höhe, daß es auch die vordere Masse hebt, und dadurch einen Ausweg erlangt, so bricht es hervor, und der Gletscher geht wieder eine Strecke zurück. Wie weit sich dieser Gletscher in's Land hinein erstreckt, war nicht auszumitteln; der Länge nach sind oft mehrere Meilen desselben in Bewegung gewesen. Jetzt ist er etwas über eine Viertelmeile von der See entfernt, und wahrscheinlich wird er noch bis dahin gelangen, wie das schon mehrere andere gethan haben, die sich ganz oder zum Theil in die See gestürzt. Der Rand besteht größtentheils aus mächtigen flachen Eisstücken, welche in allen Richtungen liegen; an mehreren Stellen ist er steil wie eine Wand, an anderen liegt das Eis horizontal und bildet geräumige Grotten. Das Innere dieser Grotten ist an manchen Stellen mit den schönsten, pyramidenförmigen Krystallen ausgefüllt, die im blendenden Glanze funkeln, und je nach dem Einfall der Lichtstrahlen in verschiedenen Farben leuchten. Aus den geraden Wänden der Eismasse dringt hie und da grautrübes-Wasser, und mehrere Flüsse brechen aus großen Eisthoren hervor. Der größte derselben ist der Yökuls-aa a Breidamerkur-sand. Mit donnerndem Getöse stürzen sich die Wogen dieses Gletscherflusses unter dem Eise hervor und führen größere oder kleinere Eismassen mit sich fort. Dadurch wird das Durchreiten bei der reißenden Schnelligkeit des Wassers noch gefährlicher. — Es war am 8. September gegen 1 Uhr, als wir uns dem Ufer des Flusses näherten. Schon aus der Ferne hörten wir sein Rauschen. Nachdem wir über mehrere Nebenzweige gekommen, erreichten wir eine Sandbank, jenseits welcher der Hauptstrom floß; aber die Strömung war so heftig, und die dadurch fortgerissenen Eismassen schienen so schwer zu vermeiden zu sein, daß unser Wegweiser es für rathsam hielt, den Uebergang über den Gletscher selbst zu versuchen, grade oberhalb der Stelle, wo

der Fluß ihm entströmt. Indem er sein Pferd zurückließ, kletterte er mitten durch das Labyrinth der Eishöhlen und Wände, um einen Durchgang aufzusuchen; aber die Spalten und Klüfte waren so schrecklich, daß er sein Vorhaben aufgeben mußte. Die Quelle des Flusses war nur zwei Steinwürfe von uns entfernt: da kochte und wüthete das Wasser mit furchtbarer Macht, bald steigend, bald wieder sinkend, und beständig zahllose Trümmer des Gletschers mit sich fortreißend. Wir gingen nun etwas weiter hinunter, und da uns keine Wahl blieb, so wagten wir uns in den Fluß hinein. Der Wegweiser ritt voran mit seiner langen Stange, um den Boden damit zu untersuchen, dann folgte mein Diener mit den Bagagepferden, ich selbst bildete den Nachtrab. Als das Wasser so hoch kam, daß es nicht mehr unter den Füßen der Pferde, wie unter den Pfeilern einer Brücke, freien Durchgang hatte, erhob es sich brausend und hätte uns fast mit fortgerissen. Mein eigenes Pferd warf sich plötzlich instinctmäßig mit seiner ganzen Last seitwärts gegen die Strömung; indeß hielt ich mich, so gut ich konnte, im Gleichgewicht, und saß in besorglicher Erwartung, bis es mich an das entgegengesetzte Ufer gebracht. Wir hatten noch mehrere Arme zu passiren, und ich war noch nicht zwei Minuten auf dem einen Ufer angelangt, als ein Eisblock von wenigstens dreißig Quadratfuß mit unwiderstehlicher Gewalt schäumend und brausend bei mir vorüber schoß. Nachdem wir Alle glücklich hinübergekommen, dankten wir unserem himmlischen Vater für seine gnädige Obhut bei diesem gefahrvollen Wagniß. — Da, wo der Fluß von dem Breidamerk-Jökul ausgeht, streckt sich der Gletscher nach Nordwesten, bis er von dem Oeräfa-Jökul aufgenommen wird, der sich bis zu einer Höhe von 6240 Fuß erhebt. Da dies der höchste Berg auf Island ist, so möge hier über seine Ersteigung Folgendes aus einer Handschrift des Herrn Paulson entlehnt sein.

»Wir verließen Qwisker (ein kleiner Meierhof am östlichen Fuße des Berges) gegen 5 Uhr am Morgen des 11. August 1794 bei heiterer Luft und stillem Wetter, nachdem wir uns unter Anderm mit einer langen Stange und einem Seile von zehn Klaftern Länge versehen. Gegen 9 Uhr erreichten wir das Eis und ruhten auf einer kleinen Anhöhe, wo wir die schöne Schnee-

Ranunkel (ranunculus nivalis) fanden, eine Alpenpflanze, die nur selten auf den südlichen Bergen der Insel gefunden wird; die erst aufgeblühten hatten schneeweiße Blätter, die schon älteren waren mehr oder weniger roth, ähnlich dem Safrangelb. Der Rand des Gletschers war augenscheinlich gegen die Anhöhe vorgerückt, auf welcher wir standen, und hatte eine Mauer von Sand und kleinen Steinen aufgeworfen, war aber dann wieder mehrere Klaftern zurückgetreten. Nachdem ich mich vermittelst des Seiles an meine zwei Reisegefährten befestigt, so daß zwischen Jedem von uns ein Raum von zwei Klaftern blieb, damit wir, im Fall einer von uns in eine Spalte gestürzt wäre, einander beistehen konnten, fuhren wir fort, den Eisberg zu erklimmen. Kaum zwanzig Schritte waren wir gegangen, als der Boden unter unseren Füßen mit lautem Gekrach erschüttert wurde. Diese Erschütterung dauerte etwa eine Minute, und lief von Süden nach Norden durch die ganze Länge des Berges. Voll Furcht und Schrecken wären wir fast wieder umgekehrt, fanden aber später, daß der Knall durch ein sogenanntes Jökulsbersten verursacht war, indem das Eis auf beiden Seiten einer meilenlangen Spalte gesunken war. Wir setzten unseren Weg auf der weniger abschüssigen Südostseite des Jökuls fort. Hier kamen wir an Felsen von schwarzem Tuffstein vorüber, und setzten über zahlreiche Spalten, deren Tiefe kein Auge ergründen konnte. Bald wurde die Luft so dünn, daß wir nur mit Mühe Athem holten. Einer der Unsrigen fühlte sich so angegriffen und empfand eine so unwiderstehliche Neigung zum Schlaf, daß er zurückblieb, und kaum daß er sich auf das blanke Eis niedergelegt, als er sogleich in einen festen Schlaf fiel, der Andere, von Natur an Herzklopfen und Anfällen von Schwermuth leidend, fand sich, je höher wir stiegen, leichter und fröhlichen Sinnes. Gegen 12 Uhr erreichten wir die südöstliche Spitze des Jökuls und fanden, daß sie in Verbindung mit drei oder vier anderen Spitzen einen unermeßlich großen, kreisförmigen Krater umgiebt. Diese Spitzen auf dem Haupte des Jökuls sind so jäh, daß die Eisdecke sich an verschiedenen Stellen abgelöst und schwarze Massen verkalkter Felsen zum Vorschein gebracht hat. Sie sind größtentheils unzugänglich: ein einziger

Fehltritt würde den Wanderer unvermeidlich in bodenlose Klüfte stürzen.«

Südlich vom Oeräfa-Yökul liegen die Ebenen Breidamerk-Sandur und Hnappafells-Sandur. Sie sind mit Tuffstein, Bimsstein, Schlacken und zahllosem Gerölle in wildester Unordnung bedeckt: die Folgen vulkanischer Erschütterung und Zertrümmerung benachbarter Berge. Der Weg zog sich über Hnappafell nach Hof. Nördlich davon zeigte man mir einen hohen weißen Kegelberg, auf dessen Gipfel ein großer viereckiger, in der Mitte ausgehöhlter Altarstein liegt, wo in heidnischer Zeit Menschenopfer dargebracht wurden. Der Ort heißt Goda-Borg. In der Nähe der Kirche und Pfarrei Sandfell besah ich den Strich, welcher durch eine furchtbare Ueberschwemmung aus der westlichen Abtheilung des Oeräfa-Yökuls im Jahre 1727 verwüstet wurde. Sira Jon Thorlakson, damals Prediger zu Sandfell, hat unter anderm Folgendes darüber mitgetheilt.

»Am Sonntag den 7. August, als der Gottesdienst zu Sandfell begonnen, und ich selbst vor dem Altar stand, fühlte ich eine schwache Erschütterung unter meinen Füßen, worauf ich Anfangs nicht weiter merkte. Aber während der Predigt fuhr die schwankende Bewegung fort und steigerte sich so, daß die ganze Versammlung beunruhigt wurde; doch meinte man, Aehnliches sei früherhin auch schon häufig vorgekommen. Einer, ein sehr alter Mann, begab sich indeß nach einer benachbarten Quelle, und streckte sich der Länge nach auf die Erde hin, während die Andern ihn auslachten, daß er sich so viel Mühe gebe. Bei seiner Rückkunft sagte er mir: „Seid auf eurer Hut, Herr, die Erde steht in Flammen!“ Indem wir uns jetzt Alle nach der Kirchthüre wandten, kam es uns vor, als ob das Gebäude sich in sich selbst zusammenzöge. Ich verließ die Kirche, und als ich nach dem Gipfel des Berges Flaga hinaufblickte, schien sich derselbe abwechselnd auszudehnen und in die Höhe zu heben, und dann wieder seine frühere Gestalt anzunehmen. Eine bange Ahnung lag schwer auf meiner Seele und erfüllte sich nur zu bald: denn am Morgen des 8. wurden die Erderschütterungen häufiger und stärker, auch hörten wir ein lautes Knallen, wie

von Geschütz. Alles, was in den Häusern aufrecht stand, wurde umgeworfen, und wir fürchteten den Zusammensturz von Bergen und Häusern. Nach neun Uhr ließ sich ein dreimaliges schreckliches Knallen hören, und in demselben Augenblicke erfolgten mehrere Wasserausbrüche, von denen der letzte so mächtig war, daß er Pferde und andere Thiere, die er einholte, unwiderstehlich mit sich fortriß. Kaum waren diese Ausbrüche vorüber, so lief der Eisberg selbst, wie geschmolzenes Metall, welches aus einem Schmelztiegel fließt, in die Ebene hinab, und als er sich setzte, füllte er sie bis zu einer Höhe, daß ich von dem wohlbekannten Berg Lomagnupr nichts mehr als ein Tüttelchen entdecken konnte. Das Wasser strömte jetzt unablässig von den östlichen Höhen herab und verwüstete alles fruchtbare Weideland. Es war ein überaus erbarmungswürdiger Anblick, die heulenden Weiber und meine händeringenden Nachbaren zu sehen Als ich bemerkte, daß der Strom sich meiner Wohnung zuwandte, brachte ich meine Familie sammt allen Habseligkeiten auf den Gipfel eines hohen Felsen, wo ich ein Zelt aufschlagen ließ. Inzwischen wurde der Yökul selbst gesprengt und schleuderte weit und breit Eismassen umher, von welchen manche bis in die See hinausgetrieben wurden, die mächtigsten aber am Fuße des Berges liegen blieben. Das Krachen und Knallen dauerte fort. Der ganze Luftraum war von Dampf und Asche verfinstert, und die nächtliche Dunkelheit wurde nur durch die Feuerflammen erhellt, die durch fünf oder sechs Spalten im Berge hervorbrachen. So wurde das Kirchspiel Oeräfa drei Tage hindurch geängstigt. Der Boden wurde mit Bimsstein ganz überschüttet, und wegen der glühend rothen Steine, die aus der Luft niederfielen, konnte man sich nur in's Freie wagen, indem man den Köpf mit Eimern, Kübeln u. dgl. schützte. Am 11., wo es sich etwas aufklärte, wagte ich mich unter vielen Gefahren durch das noch heiße Wasser zu Pferde bis Sandfell. Der Meierhof und zwei Bauernhütten waren zerstört; die übrigen Wohnhäuser und einige wenige Stellen des Tuuns waren verschont geblieben. Die Einwohner hatten sich in der Kirche versammelt und erfüllten sie mit Jammergeschrei. Die Kühe, die dem Verderben gegen alle Erwartung entgangen waren, standen brüllend neben

einigen noch unbeschädigten Heuschobern; die Schafe waren verloren, und die meisten der Pferde wurden in's Meer getrieben. Zur Zeit, wo die Ueberschwemmung vom Yökul her losbrach, flüchteten sich zwei Weiber und ein Bursche auf das hohe Dach eines Schafstalles, aber kaum hatten sie den Giebel erreicht, so wurde dasselbe von der Gewalt der siedenden Fluthen fortgetrieben, und so weit das Auge reichen konnte, sah man die drei Unglücklichen am Dache hängend. Das eine der beiden Frauenzimmer fand man später unter den ausgeworfenen Massen des Yökul, aber verbrannt und, so zu sagen, zerkocht.« — Auch die Gegend im Südwesten war vor Zeiten sehr fruchtbar, entspricht aber jetzt vollkommen ihrem Namen Oeräfi, d. h. die Wüste.

Von Sandfell aus suchte ich noch spät am 9. September den Meierhof Skaftafell zu erreichen. Er liegt auf dem Gipfel eines Hügels und war fernhin sichtbar; aber die Nacht überfiel uns und nachdem wir noch eine Zeit lang in der früheren Richtung fortgeritten, hörten wir das Brüllen des nahen Skeider=aa und sahen uns in der Finsterniß überall von Gletschern und Gletscherflüssen umgeben. Unsere Lage wurde sehr gefährlich und wir fühlten uns in gänzlicher Rathlosigkeit, als dicht über uns von einem Hügel herab das Bellen eines Hundes ertönte: es war eine höchst freudige Ueberraschung, da wir uns auf einmal am Ziele sahen.

Der Morgen des 10. Septembers zeigte denselben heitern Himmel, der uns die ganze Woche hindurch begünstigt hatte, und da sich eins der Packpferde in der Nacht verirrt hatte, so blieb mir Zeit, den Berg hinter Skaftafell zu besteigen. Einen vollständigen Ueberblick über die Eisberge des Innern konnte ich, wie ich gehofft, nicht gewinnen: eine lange Kette rauher, spitziger Bergklippen versperrte die Aussicht in dieser Richtung. Dennoch war der Blick schön. Vor mir lag die flache, sandige Gegend, welche von den vielfachen Zweigen des Skeider=aa durchschnitten wird. Zur Linken gegen Südosten erhob sich der Oeräfa=Yökul, der an Glanz mit der über ihm stehenden Sonne wetteiferte, und aus den Bezirken des ewigen Schnees senkten sich die Gletscher Sandfell, Swinafell, Skaftafell herab, deren smaragdene Grundlage eine bezaubernde Wir=

kung hervorbrachte. Unter mir zur Rechten lag der breite Skeider-aa-Yökul und von da aus zog sich gen Norden Kuppe an Kuppe bis zu dem Feuerspeier Skaptaar, während ich hinter dem dunkel vorspringenden Lomagnupr, ganz fern gegen Sonnenuntergang, den erhabenen Gipfel des Eyafialla entdecken konnte; weiter nördlich zeigte der Wasser- und Feuerspeier Kötlugiaa den furchtbar gähnenden, finsteren Höllenschlund seines Kraters.

Gegen Mittag verließen wir Skaftafell und setzten ohne Schwierigkeit über den gefährlichen Gletscherfluß Skeider-aa. Dieser ist dem Breidamerker sehr ähnlich und wird eben so wie dieser auf der Landseite von einem Gletscher begrenzt, der über eine Sandwüste wandert. Nach den Berichten von Augenzeugen bewegt er sich wie ein von Wellen geschaukelter Nachen, vorwärts und rückwärts, während gleichzeitig unzählige Bäche am unteren Rande desselben emporschießen, welche erscheinen und wieder verschwinden. Die Sandwüste ist zwei Meilen lang, und ich entdeckte auf derselben Massen und Höhlen von altem, tief in den Boden gedrücktem Eise. Die Gewalt, welche der vordere Rand des Gletschers beim Vorrücken ausübt, muß außerordentlich sein, da das ganze Erdreich auf einer großen Strecke über zwanzig Fuß in die Höhe geschoben worden ist.

Westlich von Skaftafell liegen die fruchtbaren und reizenden Landstriche von Sida und Fliotshwerfi. Der letztere hat indeß wiederholt durch vulkanische Ausbrüche des Nord-Skeider-aa-Yökuls und des Skaptaar-Yökuls gelitten. Der schrecklichste Ausbruch fand im Jahre 1783 statt. Etwa einen Monat vor dem Ausbruche fing ein unter dem Meere liegender Vulkan im Südwesten vom Kap Reykianäs im Guldbringe-Syssel an zu spielen und brachte eine neue Insel zum Vorschein, die aber bald wieder verschwand. Der Skaptaar besteht aus ungefähr zwanzig rothen Kegeln, die sich in fast gerader Linie von N.O. nach W.S.W. erstrecken und als eben so viel Glühofen dienten, um die starren Massen im Innern der Erde flüssig zu machen. Unermeßliche Fluthen von feuerrother Lava stürzten mit wüthender Schnelligkeit von den Höhen herab und indem sie sich über die Niederungen ergossen, wurden Menschen und Heerden, Häuser und Kirchen, Weiden und ausgedehnte Wiesen ein Raub der

Vernichtung. Der Gluthstrom bahnte sich quer durch das Bette des Skaptaa einen Weg, sammelte sich im Flußthale, welches zwischen hohen Felsen liegt und an manchen Stellen 4 bis 600 Fuß tief und fast 200 Fuß breit ist, füllte es bis an den Rand und überschwemmte noch weit umher die angrenzenden Felder. Die ganze Ausdehnung der Lava umfaßte einen Raum von etwa zehn Meilen Länge und zwei bis drei Meilen Breite. Unter dem Beben der Erde und dem Krachen der berstenden Felsen hörte man fortwährend den Berg donnern und furchtbar brüllen, gleich einem ungeheuren Kessel, der im heftigsten Kochen begriffen ist, und dann vernahm man wieder ein Zischen und Seufzen, ein Brausen und Heulen, wie von großen Blasebälgen, die mit aller Macht in einen Ofen blasen. Aus den Dampf- und Rauchmassen schossen Blitze und während eines Regens von Asche, Schwefel und glühenden Steinen war die Finsterniß zuweilen so dicht, daß man in Fliotshwerfi um Mittag ein am Fenster hoch gehaltenes Stück weißes Papier von der schwarzen Wand zu beiden Seiten fast gar nicht unterscheiden konnte. Die ausgeworfenen Massen wurden bis zu einer erstaunlichen Höhe hinaufgetrieben, verhüllten die Strahlen der Sonne, deren Scheibe von Zeit zu Zeit blutroth durchblickte, erfüllten die Luft mit schädlichen Dünsten und vergifteten Alles, was den Hunger und Durst von Menschen und Thieren befriedigen konnte. In einigen der entfernteren Landstriche war die Menge der herabgefallenen Asche noch so bedeutend, daß man sie mit den Händen von der Erde aufnahm. Selbst die Färö-Inseln wurden mit Sand, Asche und Bimssteinen überstreut. Schwefelsalzige Regengüsse fielen in mehreren Gegenden des Nordens, und leuchtende Himmelserscheinungen wurden in England, Holland und anderen Theilen des festen Landes beobachtet. Ueber vierhundert Menschen wurden augenblicklich ihrer Wohnsitze beraubt; die Fische zogen sich von den Küsten zurück; Hungersnoth und Seuchen zogen durch's Land und forderten ihre Opfer. Ueberall sah man abgezehrte Gerippe umherwanken, und in manchen Häusern war kaum Ein gesunder oder kräftiger Mensch übrig geblieben, um die Kranken zu pflegen und die Todten zu beerdigen. Nachdem man die gefallenen Thiere verzehrt hatte, nahm man seine Zu-

flucht zu ungegerbten Häuten, Stücken von altem Leder oder Stricken, die man kochte und gierig verschlang. Die Pferde verschlangen zuletzt Torf, Holz und selbst Exeremente; die Schafe fraßen einander die Wolle ab. In dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren starben nicht weniger als 9336 Menschen, 28,000 Pferde, 11,461 Stück Rindvieh und 190,488 Schafe.

Am 11. September setzte ich über den Hwerfisfliot und erreichte Sida. Ein wenig westlich von diesem Orte liegt Hörgland, ein Hospital zur Verpflegung der unheilbar Aussätzigen. In jedem Viertel des Landes ist ein solches Krankenhaus errichtet, und die Kosten der Unterhaltung werden theilweise dadurch aufgebracht, daß an einem gewissen Fischtage jedes Fischerboot den Antheil eines Mannes an diese Anstalten abliefert. Es befanden sich damals zwei weibliche Kranke in dem Hospital, die eine ungefähr dreißig, die andere über funfzig Jahre alt. Die jüngere der Kranken hatte ein geschwollenes Gesicht und ihre Haut war mit weißlich glänzenden Schuppen bedeckt, an manchen Stellen auch von röthlichen Streifen durchschnitten. Das ältere Frauenzimmer war viel furchtbarer angeschwollen und ganz mit bleichröthlichen Beulen bedeckt, zwischen welchen stark entzündete Narben oder Risse sichtbar wurden. Beide Leidende saßen an der Thüre des Lazareths und die düsterste Schwermuth sprach aus ihren matten Blicken. — Der nordische Aussatz ist die Elephantiasis der Araber, so genannt wegen der rissigen Elephantenhaut. Die Krankheit beginnt mit einem kleinen röthlichen Fleck, der, kaum größer als eine Nadelspitze, in der Gegend der Stirn, der Nase, der Augenwinkel und Lippen ausbricht. Damit verbindet sich ein allgemeines Uebelbefinden, Erschlaffung und Muthlosigkeit. Mit dem Fortschritte des Uebels verändert das Haar seine Farbe und fällt aus, die Finger werden steif und gekrümmt, die Stimme wird heiser und tönt durch die Nase, der Blick ist wild und zerstört; bei Nacht wird der Kranke durch schreckliche Träume geängstigt, bei Tage wird er in Anfällen von Schwermuth versucht, seinem Leben ein Ende zu machen. Unter langsamen Qualen kommt endlich der ersehnte Tod und erlöst diese Jammerbilder menschlichen Elendes vom Uebel. Neuerlich ist die Krankheit im Ab-

nehmen begriffen. Ihre Ursachen sind übermäßiger Genuß von Fischen und Mangel an Reinlichkeit. Wegen dieses Mangels leiden die Einwohner auch häufig an der Krätze.

In der Nähe von Kirkiubär, einer vormals berühmten Abtei, sah ich das schönste Werk natürlicher Baukunst. In der Mitte einer Sandfläche bilden nämlich Basaltsäulen ein vollkommenes Viereck von fünfundzwanzig Fuß Länge und zwanzig Fuß Breite. Die Pfeiler sind alle fünfeckig und auf das Genaueste zusammengefügt. Die Zwischenräume sind mit der dünnen Lage einer gelblichen Masse ausgefüllt, wie Mörtel, der mit der Maurerkelle aufgetragen wurde; bei sorgfältiger Betrachtung erscheint sie aber deutlich als natürlicher Kitt, der im flüssigen Zustande war, während die Pfeiler sich bildeten. Der größte Durchmesser derselben beträgt ungefähr neun Zoll. Ihre Oberfläche ist von häufigem Regen gebleicht und sticht sehr angenehm gegen den umgebenden schwarzen Sand ab.

Nachdem wir glücklich über den schlammigen Kudafliot gesetzt, betraten wir den Myrdals-Sand, einen wüsten Landstrich, der größtentheils aus Lava und Asche besteht. Hier sahen wir eine Menge Menschen mit dem Abmähen des wilden isländischen Getreides beschäftigt. Dies ist der Sandhafer (elymus arenarius), welcher in Europa zur Befestigung des Sandes dient und auf Island fast überall im vulkanischen Sande wächst. In einzelnen größern Büschen ragt er daraus hervor und befestigt sich mit seinen 16 bis 24 Fuß langen knotigen Wurzeln in dem flüchtigen Boden. Der Flugsand sammelt sich um diese Büsche herum an und nöthigt den Halm, immer höher aufzuschießen, wodurch auf dem übrigens ebenen Boden acht bis zwölf Fuß hohe Sandkegel gebildet werden, welche, wo sie in größerer Anzahl nahe bei einander stehen, einen ganz eigenthümlichen Anblick gewähren. Man schneidet den Sandhafer, auch Sandhaargras genannt, mit der Sichel, bindet ihn in Garben, schlägt zu Hause die Kornähren ab und hebt diese in einem Kornhause auf, während man das Stroh zum Dachdecken braucht. Im Winter trocknet man die Aehren, reibt sie aus, reinigt die Körner und mahlt sie auf Handmühlen, deren Steine aus Lava gemacht sind. Aber man gewinnt dies Getreide nicht in allen

Gegenden; auch giebt es nur wenig und sehr schwarzes Mehl. Man gebraucht es zu Suppen und bäckt daraus eine Art dünner Kuchen. Ich fand den Geschmack eigenthümlich, doch keineswegs unangenehm.

Als wir über Myrdals-Sand hinritten, hatten wir zur Linken das große Vorgebirge Hiörleifshöfdi, wo Hiörleif, der Gefährte Ingolfs, im Jahre 874 landete, im darauf folgenden Frühjahre aber von seinen irländischen Sclaven behufs Verfolgung eines Bären in den Wald gelockt und daselbst ermordet wurde. Das Vorgebirge steht ganz vereinzelt mit fast senkrechten Wänden. Gegen Osten und Westen ist sein Fuß durch Wasserfluthen des Kötlugiaa oder Katlagia furchtbar unterwühlt. Dieser Eisberg bildet das östliche Ende des Eyafialla-Yökul, und behauptet unter den isländischen Vulkanen eine bedeutende Stelle. Man zählt seit 894 acht Ausbrüche. Im Jahre 1625 entsandte er ein Meer von Wasser- und Eisfluthen in die Niederungen; bald schwängerte er die Luft mit feurigen Dünsten, bald mit Sandströmen. Des Nachts war es oft so helle, daß man die Berge mit allen ihren Klüften wie beim heitersten Tage in einer Entfernung von fünf Meilen sehen konnte. Zuweilen waren die Flammen des Berges rein wie die Sonne; zuweilen waren sie roth, und zuweilen spielten sie in allen Farben des Regenbogens. Blitze sah man bald durch die Luft fahren, bald über die Oberfläche der Erde hinlaufen. Die Strahlen schossen, wie glitzernde Schlangen, rückwärts und vorwärts, theilten sich und sammelten sich augenblicklich wieder, worauf das elektrische Feuer, gleich einem Wasserstrahl, mit betäubendem Knall zur Erde fiel und verschwand. Durch die Blitze*) wurden zwei Menschen und eilf Pferde ge-

*) Alexander von Humboldt bezeichnet diese Erscheinung in seinem neuesten Werke »Kosmos« als ein vulkanisches Gewitter. »Der heiße Wasserdampf, welcher während des Ausbruches aus dem Krater aufsteigt und sich in den Luftkreis ergießt, bildet beim Erkalten ein Gewölk, von dem die viele tausend Fuß hohe Aschen- und Feuersäule umgeben ist. Eine so plötzliche Condensation der Dämpfe und die Entstehung einer Wolke von ungeheurer Oberfläche vermehren die elektrische Spannung und Blitze fahren schlängelnd aus der Aschensäule hervor, und man unterscheidet dann deutlich den rollenden Donner des vulkanischen Gewitters von dem Krachen im Innern des Vulkans.

tödtet, wovon drei sich in einem Stalle befanden. Als ein Sandregen fiel, war es am Tage oft so finster, daß zwei Menschen, die einander bei der Hand gefaßt, ihre Gesichter nicht unterscheiden konnten. Der letzte und schrecklichste Ausbruch war der von 1755 und 1756. Die Grundfesten der ganzen nördlichen Erdhalbkugel schienen damals zu wanken, und in der Zeit, wo Lissabon in Trümmer sank, stand über dem Krater des Kötlugiaa eine himmelhohe Feuersäule, welche in prächtigem Farbenwechsel bald blau oder grün, bald gelb, roth oder violett brannte und, gleich einer riesigen Fontaine, von zahllosen Seitenstrahlen und einem Sprühregen von Funken weithin umgeben war, während in abwechselnden Pausen glühend rothe Kugeln dazwischen fuhren und raketenartig zerplatzten. Das Knallen war oft so stark, daß man es 25 bis 30 Meilen weit hörte. Späterhin sah man eine Rauchsäule voll rother Funken auf der Westseite, auf der Ostseite war es dagegen schwarz von Sand und Asche. Der Schwefelgestank war so heftig, daß die Menschen fast erstickten. Die Brust wurde dadurch angegriffen, die Augen rötheten sich, die Augenlider schwollen auf und an dem Zahnfleische bildeten sich Beulen. Unter dem nachfolgenden Steinhagel wurden manche Pferde und Kühe rasend, so daß sie wild umherliefen, bis sie zuletzt todt niederfielen. Vor den Wasserfluthen retteten sich sieben Menschen auf einen einzeln stehenden Berg, der bald eingeinselt war, und mußten darauf sieben Tage ohne Essen und Trinken verweilen — unter Wasser- und Feuerregen, Kälte und Steinhagel. Viele kamen an den Bettelstab, da Haus und Hof, Vieh und Weide ein Raub der Vernichtung geworden war. Seitdem hat der Vulkan sich ruhig verhalten.

Hinter Vyk hatten wir den Hafursaa zu passiren, einen sonst eben nicht ansehnlichen Fluß, der aber jetzt gerade durch häufige Regengüsse sehr angeschwollen war. Mein Diener, der voran ritt, wurde von der gewaltigen Strömung erfaßt: Roß und Reiter verschwanden unter den Fluthen. Die nachfolgenden Packpferde wurden ebenfalls fortgerissen, so daß ich schon alle für verloren gab; glücklicher Weise wurden sie jedoch auf eine Sandbank getrieben und erreichten alle wohlbehalten das jenseitige

Ufer. Ich selber versuchte den Durchgang auf einer andern Stelle; aber mein Pferd wollte nicht vorwärts, gleich als ahnete es die drohende Gefahr. Drüben lag ein Haus, und alsbald wurde ich einen Menschen gewahr, der auf einem Pferde ritt und sich anstrengte, zu mir herüber zu kommen; da er indeß bei jedem Versuche von der Gewalt der Strömung immer wieder zurückgetrieben wurde, so gab er mir zu verstehen, daß der Fluß nicht zu passiren sei. Schon war die Dunkelheit eingebrochen, und mir blieb Nichts übrig, als über einige Nebenarme des Flusses bis zu dem Fuße eines Berges zurückzureiten. Hier ließ ich das Pferd im Grase gehen; ich selbst setzte mich auf den Sattel, der mich vor der Nässe des Bodens schützte, und erwartete so unter Gottes freiem Himmel den Tag. Gegen zwei Uhr, wo mir die Augen vor Müdigkeit zufielen, suchte ich mir aus den benachbarten Felsklippen einige Steine zusammen, bereitete mir daraus ein Kopfkissen und versank alsbald in süßen Schlummer. Beim Erwachen sah ich vor mir die weite Ebene, durch welche der grollende Fluß seine Fluthen der See zuwälzte, deren Brandung sich an den Klippen brach. Gegen fünf Uhr sattelte ich mein Pferd und ging mit Hülfe eines Wegweisers ohne Schwierigkeit über den Fluß, da das Wasser inzwischen bedeutend gefallen war. Bei meiner Ankunft in dem jenseits liegenden Orte Holt hielt ich bei einer Schüssel warmer Milch ein vom Hunger gewürztes königliches Mahl, da ich seit dem Vormittag des vergangenen Tages nicht das Geringste genossen. — Den wilden Gletscherfluß, der die grünenden Hügel der fruchtbaren Landschaft von Solheima durchströmt, passirten wir ohne Fährlichkeit. Späterhin erfuhr ich, daß einige Tage nach mir zwei Reisende beim Uebersetzen über diesen Fluß von der Strömung fortgerissen wurden, wovon man den einen nie wieder gesehen hat, den andern fand man noch denselben Tag halb todt auf einer Sandbank. Auch hat man Beispiele, daß Personen beim Anblick des reißend schnellen Wasserzuges in der Mitte der Gletscherflüsse vom Schwindel ergriffen, und vom Pferde gestürzt sind, so daß sie ihren Tod in den Wellen gefunden. — Der Solheima-Yökul, welcher zwischen dem Kötlugiaa und dem Eyafialla-Yökul liegt, ist dadurch merkwürdig, daß er

durch die letzten Ausbrüche des Kötlugiaa in die heftigsten, krampfhaften Bewegungen versetzt wurde, indem er abwechselnd stieg und fiel, und sich endlich bis zur doppelten Höhe seines früheren Standes erhob.

Am Ende der Eyafialla-Kette bemerkten wir auf dem Gipfel eines wenigstens achthundert Fuß hohen Felsens einen Wasserfall, dessen Wassersäule durch einen von unten kommenden Windzug ganz in Schaum und Dampf verwandelt war, und gleich einem Wolkenschleier hoch in der Luft wehte. Dieser Wasserfall dient den Fischern der gegenüberliegenden Westmanna-Inseln als Wahrzeichen, sofern die Küste nur zugänglich ist, wenn der Sturz bis zum Fuße des Felsens niedergeht. Die Westmanna-Inseln konnten wir bei dem heitern Wetter deutlich vor uns liegen sehen. Es sind deren vierzehn an der Zahl und bestehen durchweg aus nackten, verglasten Felsen; einige bieten eine kärgliche Weide, und nur eine, mit Namen Heymaey, d. i. Heimathsinsel, ist bewohnt. Die Einwohner nähren sich vom Fange der Fische und Vögel; denn sie sind auf wundervolle Weise geübt, die steilsten und furchtbarsten Felsen zu erklimmen und sich vermittelst Seile zu den Vogelnestern hinabzulassen.

Nachdem wir über den breiten Markafliot gesetzt, der mehrere von Fischern bewohnte Inseln bildet, steuerten wir auf Odde zu und erreichten diesen Ort am 16. September. Hier hatten wir eine prächtige Ansicht des Hekla, der sein dreizackiges schneebedecktes Haupt bis zu den Wolken erhob. Ueber die Ersteigung des Berges möge hier der Bericht eines andern Reisenden folgen.

»Am 29. August Morgens brachen wir von Näferholt nach dem Hekla auf. Als die Lava ringsum in zackigen Pyramiden aufstieg und das Reiten unmöglich machte, banden wir unsere Pferde zusammen und setzten den Weg zu Fuße fort. Bisher waren wir in dichten Nebel gehüllt gewesen, allein die Luft klärte sich vollkommen auf, so daß der Gipfel des Vulkans klar vor unsern Augen lag. Wir waren seit unserem Aufenthalte in Island recht an das Erklimmen der Berge gewöhnt, allein

so schwer, als der Hekla, hatte es uns kein anderer Berg gemacht. Entweder waren lose, leichte Lavastücke über einander gehäuft, welche beim Emporklimmen stets abwärts wichen, oder es lag über den zackigen Erhöhungen eine so dünne Lavadecke, daß sie unter den Füßen zusammenbrach, weshalb man stets Gefahr lief, in die tiefen Klüfte hinabzustürzen. Weiter hinauf wurde der Boden fester, und wir trafen auf einzelne Massen schwarzblauer Lava, welche täuschende Aehnlichkeit mit liegenden Baumstämmen hatte, eine Gestalt, die durch langsames Fortwälzen der zähen geschmolzenen Masse gebildet worden ist. Der Berg ist überall mit ausgeworfener Lava von dunkler, hellrothbrauner oder rothgelber Farbe bedeckt. Große Spalten durchzogen die Oberfläche in verschiedenen Richtungen, manche derselben waren vier bis sechs Fuß breit. Nach dem Rücken des Berges zu, der sich in die Spitze erhebt, ward der Weg höchst beschwerlich, da größere Eisflächen vorkamen, welche ganz glatt waren, so daß man nur durch gleichzeitigen Gebrauch der Hände und Füße emporklimmen konnte. Da der Berg aber erst einige Male, und zwar immer bei Nebel und Schnee erstiegen war, so ließen wir uns durch kein Hinderniß schrecken, das klare Wetter zu benutzen, und gelangten endlich zum ersehnten Ziele. Der Hekla ist 5210 Fuß über die Meeresfläche erhaben und gewährt eine sehr weite Aussicht. Aber diese Ausdehnung macht die Aussicht zu einer der schrecklichsten, die es geben kann. Mehrere Meilen rund um den Berg erblickt man Nichts, als schwarze vulkanische Kegelberge, zwischen denen sich ein erstarrtes, dunkles, wild durcheinander geworfenes Chaos von Lava mit finsteren Betten ausdehnt; hier sucht das Auge vergebens ein grünes Ruheplätzchen: das Ganze gleicht einem großen ausgebrannten Feuerherde mit verglastem Gemäuer. Nördlich hinter dieser schwarzen Umgebung steigen im weißschimmernden Kranze mehrere der höchsten Gletscher auf, die sich in das Land hineinziehen und den Horizont mit ihren Spitzen begrenzen. Im Süden und Südwesten erhebt sich wie ein grauer Berg das öde Meer, dessen Anblick auch nichts Erfreuliches hat. Unser Führer wußte uns den Krater des Berges nicht anzugeben. Wir umgingen daher den ganzen Rücken und fanden den Haupt-

krater auf der nördlichen Seite der zweiten höchsten Spitze*). Dieser hält über zweihundert Fuß im Umfange seines oberen Randes, verengert sich trichterförmig, und ist über sechszig Fuß tief. Die untere Oeffnung und die Wände des schaurigen Schlundes sind mit Lavastücken bedeckt und angefüllt. — Auf dem Boden des Kraters lag ein sechszehn Fuß hoher Block von zusammengeschmolzenem Schnee. Darin hatte die von unten aufsteigende, aber unbedeutende Wärme Grotten gebildet, in denen man herumwandeln konnte und die von einer eigenthümlich bläulichen Dämmerung erhellt wurden. Das durch die Schnee- und Eiswände hindurchbrechende Tageslicht bewirkte diesen Dämmerschein. Dicht unterhalb des Kraters war ein großer Lavastrom vorgedrungen, der aus einer schwarzgrauen, ziemlich festen Masse bestand und sich, so weit das Auge reichte, in das Thal hinab erstreckte. Solche Ströme sind an verschiedenen Stellen in der Höhe des Berges hervorgebrochen; doch haben alle ihre Ausgänge mit der eigenen Masse verstopft und umgeben den Berg mit zackigen Wällen, über die man nicht ohne Lebensgefahr kommen kann. — Wir gingen auf der Stelle wieder zurück, von der wir aufgestiegen waren, und kamen höchst ermüdet und hungrig wieder bei unseren Pferden nach

---

*) Ida Pfeifer, welche den Hekla am 30. Juni 1845, zwei Monate vor seinem jüngsten Ausbruche, mit der Kühnheit einer Amazone bestieg, sagt über den Krater Folgendes: »Ich umging die ganze Spitze des Berges; ich kletterte bis zu dem anstoßenden Jökul: nirgends bemerkte ich eine Oeffnung, einen Riß, eine eingedrückte Wand, oder sonst irgend ein Anzeichen des Kraters. Nur an den etwas tiefer gelegenen Seiten des Berges, aber durchaus nicht an dem eigentlichen Kegel, sah ich weite Risse und Schlünde, aus welchen sich wahrscheinlich die Lavaströme ergossen haben.« Erläuterung dazu ist Mackenzie's Bemerkung: »Die höchste Spitze des Hekla steht zwischen zwei andern, und hat eine jetzt mit Schnee angefüllte Höhlung — den ehemaligen Krater.« Der so gründliche und scharf blickende Thienemann, dem unsere oben gegebene Beschreibung entlehnt ist, fand also am 29. August den Schnee des Kraters bis auf einen Block geschmolzen, und konnte daher in denselben hinabsteigen. Zu dieser Ansicht stimmt auch Ida Pfeifers Bemerkung: »Als wir hinabstiegen, fanden wir in einer Tiefe von 5 bis 600 Fuß den Schnee im Schmelzen; noch tiefer rauchte der ganze Berg, eine Erscheinung, die ich für eine Folge der plötzlich eingetretenen Sonnenwärme hielt.«

achtstündigem Marsche an, dessen Beschwerlichkeiten man daraus abnehmen kann, daß ich zwei Paar feste Schuhsohlen durchgegangen.«

Der Berg hat in den Jahren 1137, 1222, 1300, 1341, 1362, 1389, 1538, 1619, 1639, 1693, 1766 Feuer gespieen, Der Winter von 1765 bis 66 war so gelinde, daß man vor Ostern nur zwei Mal Frost hatte; alle Quellen, Bäche und Seen nahmen ab, und um den Berg vertrocknete das Haidekraut vor Hitze. In der Nacht vom 4. auf den 5. April 1766 bemerkte man ein Erdbeben, und des Morgens stieg eine schwarze Sandsäule in die Höhe, vermischt mit Feuer und glühenden Steinen. Zwei bis drei Meilen vom Berge entfernt fielen Bimssteine, die drei Ellen im Umfange hatten, und andere, die über sieben Pfund wogen. Viele Kirchspiele wurden ganz übersandet, und der Fluß Rang-aa mit Bimssteinen verstopft. Ringsum herrschte dabei Finsterniß; selbst in Holum, was dreißig Meilen vom Hekla liegt, war der Tag gleich einer dunklen Nacht. Acht Stunden dauerte dieser Sandausbruch. Viele andere Tage im Mai und Juni brannte der Berg mit großer Heftigkeit, und das Brüllen war fortwährend so stark, daß man es an sieben Meilen weit hörte. — Dem Ausbruche von 1766 folgten 1767 Flammen; erst 1768 wurde der Vulkan ganz ruhig und ist es seitdem geblieben. Nach der Beobachtung der Umwohner nimmt der Schnee des Hekla jetzt von Jahr zu Jahr ab, und daraus läßt sich auf einen nahen Ausbruch schließen.*)

*) Dieser gefürchtete Ausbruch ist denn auch wirklich im September 1845 erfolgt. In der Nacht vom 1. auf den 2. September hörte man ein fürchterliches unterirdisches Dröhnen. Dies währte ununterbrochen bis zum Mittag des 2. September, wo der Berg unter entsetzlichem Krachen an verschiedenen Stellen borst und durch zwei Schluchten an beiden Seiten Feuermassen hervorbrachen. Den obersten Gipfel konnte man vor Dampf und Rauch nicht sehen. Dann folgte ein Sand- und Aschenregen. In Folge davon waren 30 bis 40 Kühe gefallen. Die Schafe von den Haiden flüchteten nach den Ebenen, und viele fand man verbrannt Das Wasser der nächsten Flüsse, namentlich des Rang-aa, war so warm geworden, daß die Forellen starben und auf's Land kamen; auch die Reisenden konnten nicht übersetzen, weil die Pferde die Hitze nicht auszuhalten vermochten. Im November hatte der Ausbruch schon einen Weg von drei Meilen durchlaufen, und sich haushoch auf einer Sandebene ausge-

Eine halbe Tagereise hinter Eyrarbacka, dem vornehmsten Hafen an Islands Südküste, schlug ich mein Zelt zum letzten Male bei Breidabolstad, einem Predigersitz, auf. Am andern Morgen brach ich frühzeitig wieder auf, um Reikjavik zu erreichen. In der Nähe fand ich eine Rose (hybernica Hooker). Einige zwanzig Sträucher, etwa zwei Fuß hoch, machten den ganzen Bestand aus. Von Breidabolstad läuft der Weg in nördlicher Richtung und führt auf einmal durch eine öde Wildniß von zum Theil verglasten Lavaschichten, deren Farbe von Schwarz in ein helles Grün hinüberspielt. Hier wurde ich höchst angenehm durch den Anblick einer schönen Heerde Rennthiere überrascht. Langsam stiegen sie an der Seite eines Berges dicht neben mir herab. Es waren über funfzig. Ein edles

---

breitet. Der Fluß bot besonders bei hellen Nächten einen prachtvollen, großartigen Anblick dar, während drei ungeheure Rauchsäulen aus drei Kratern stiegen, die sich gebildet hatten. Später nahm die Lava ihre Richtung nach tiefen und feuchten Torfmooren, die dadurch auch in Brand geriethen und das Flammenmeer vermehrten. Nach Briefen vom 15. April 1846 dauerte der Ausbruch damals noch fort und war im höchsten Grade fürchterlich. Die Feuersäulen erhoben sich aus drei Schlünden bis zu einer Höhe von 1400 Fuß und waren breiter als der mächtigste Strom der Insel. Von der Lava waren schon mehrere hohe Berge gebildet worden, und der Vulkan hatte Bimssteine und Schlacken von tausend Pfund über eine Meile weit fortgeschleudert. Das Eis und der Schnee, welche den Berg seit Jahrhunderten bedeckten, waren vollständig geschmolzen. Der Fluß Rang-aa war wiederholt aus seinen Ufern getreten und hatte eine Menge todter Thiere zurückgelassen. In der Mitte des Sommers wiederholten sich noch ein Mal die Schreckens des Aprils. — Der Aschenregen im September 1845 erstreckte sich bei heftigem Nordwest bis über die Färö-Inseln. Er glich einem dichten Schneesturme, so daß weiße Schafe dunkelgrau und die Hände der Arbeiter ganz schwarz aussahen; auch wurden die meisten Blumen davon zerstört. Der ungewöhnlich milde Winter von 18$\frac{45}{46}$ und der darauf folgende heiße Sommer im Norden Europa's sind Erscheinungen, die mit dem Ausbruche des Hekla im Zusammenhange stehen. Aehnliches hat man auch sonst schon beobachtet. Als der Aetna im Jahre 1783 große Verheerungen anrichtete, war der Winter so mild, daß man schon im Februar bei Straßburg Veilchen fand; im Sommer desselben Jahres verspürte man eine ungewöhnliche Hitze und Heerrauch. Auffallend ist es, daß die Ausbrüche in Island oft mit Erdbeben in Italien oder Ausbrüchen des Vesuv und Aetna zusammenstimmen. Welch eine Verbindung mögen diese Feuerschlünde mit einander haben, quer unter Europa durch! —

männliches Thier führte den Vortrab, das von Zeit zu Zeit nach mir und seiner Heerde umschaute. Es war im Jahre 1770, als drei Rennthiere aus Lappland eingeführt wurden, und sie haben sich seitdem so ansehnlich vermehrt, daß sie zahlreiche Heerden bilden, welche von Flechten leben. Die Einwohner überlassen ihnen den ruhigen Besitz dieser öden Gegenden, da ihre Jagd zu beschwerlich und der Vortheil des erlegten Thieres zu gering ist. Sie zeigten sich weit zahmer, als ich geglaubt haben würde, und ließen mich auf eine halbe Schußweite an sich herankommen, ehe sie ihren Gang beschleunigten.

Ich hätte noch die Schwefelberge bei Krisuvik besuchen können, indeß war der Umweg zu bedeutend, auch sind dieselben mit denen am Krabla nicht zu vergleichen. Georg Mackenzie bemerkt unter Anderm Folgendes darüber: »Am Fuße des Hauptberges war eine schwefelhaltige weiße Thonschicht, aus der von allen Seiten Brodem herausstieg. Höher hinauf bemerkten wir auf einer Kuppe eine Höhlung, in der es kochte und plätscherte; sausend stieg aus den Spalten ringsum Qualm heraus. Die Höhlung und die ganze Seite des Berges gegenüber war mit schwefligem Thone von gelblicher und weißer Farbe bedeckt. Das Gehen über diese weiche dampfende Fläche blieb ein Wagestück. Wir wandelten gleichsam auf der Schaumkruste eines ungeheuren Siedekessels der Schöpfung. Einen Kessel kochenden Schlammes fanden wir, der wenigstens funfzehn Fuß im Durchmesser hatte. Der Schlamm war in beständiger Bewegung, und wurde oft bis zu einer Höhe von sieben Fuß emporgeworfen. Von hier aus gingen wir weiter den Berg hinauf, und fanden zu unserem größten Erstaunen hier in dieser Siedewelt eine kalte Quelle. Der Berg hat oben zwei Spitzen, die ein Rücken verbindet. Dieser Rücken besteht ganz aus Schwefel und Thon. Der Schwefel bildet hier eine glatte Kruste, die einige Zoll dick und schön krystallisirt ist. Unmittelbar darunter fanden wir lockeren, körnigen Schwefel, welcher mit dem Brodem als Luftmasse aufzusteigen scheint, um die Kruste zu bilden. Die Hauptschwefelquelle hatten wir noch nicht gesehen. Um dahin zu gelangen, gingen wir über lockeren Thon, in den wir bei jedem Schritte einsanken. Eine dichte Dampfsäule, mit etwas Wasser

vermischt, bahnt sich mit Ungestüm den Weg durch eine Felsspalte. Hinter der Dampfsäule starrt ein schwarzer Fels in die Höhe. Der Dampf dringt so gewaltsam hervor, daß er die Luft ringsum erschüttert, und dadurch ein Geräusch verursacht, was man bei stillem Wetter eine halbe Meile weit hört.«

Am 20. September Nachmittags fünf Uhr langte ich wieder in Reikjavik an, nachdem ich in 58 Tagen etwa 250 Meilen zurückgelegt hatte. Der Winter war mit seinen Stürmen und Schneeschauern vor der Thür, und ich mußte während dem in Reikjavik ausdauern. — Der Hauptzweck meiner Reise, die größere Verbreitung der heiligen Schrift auf Island, war vollkommen gelungen. Ueberall zeigte man die lebhafteste Theilnahme für das dargebotene Heil. Manche Unbemittelte brachten mit Freuden ein schweres Opfer, um nur eine Bibel zu besitzen, und es war in der That oft ein rührender Anblick, wenn Einer, glücklich über sein neues Besitzthum, dem um ihn gedrängten Kreise etwa einen Psalm oder ein Kapitel aus den Evangelien mit feierlicher Stimme vorlas: Alle saßen in Andacht und manches Auge glänzte von einer stillen Thräne.

Sechstes Kapitel.

Der abschreckende Name Island könnte uns leicht glauben machen, daß die Einwohner dieser Insel während des Winters beständig in Schnee und Eis vergraben sind. Dies ist aber keineswegs der Fall; vielmehr ist die Kälte hier selten strenger, als im Süden der skandinavischen Halbinsel, nur daß die Witterung unbeständiger ist. Der Winter, während dessen ich in Island verweilte, war sogar milder als einer von denen, die ich in Dänemark und Schweden verlebte. Große Schneemassen fielen besonders in dem nördlichen Theile der Insel, wo viele Landleute wegen Futtermangels in große Noth kamen. Es giebt auch in Island sehr strenge Winter. Die größte Kälte hatte man 1348, wo der Ocean ringsumher zufror, so daß die Einwohner von einem Vorgebirge zum andern reiten konnten. Den

größten Einfluß auf den Gang der Witterung überhaupt hat das Treibeis. Gegen Ende des Winters nähert es sich der Küste in ungeheuren Massen und in Gestalt von Eisinseln, die mit Bergen und thurmhohen Bauwerken bedeckt sind. Bei Stürmen werden diese schwimmenden Inseln unter dem schrecklichsten Gekrach gegen einander getrieben, und es kommt vor, daß das zwischen den Massen eingeklemmte Treibholz vermöge der Reibung Feuer fängt, und so dem Auge das fremdartige Schauspiel des rauchenden Eises darbietet. Ungesunde Nebel und kalte Winde gehen von den Eismassen aus, welche oft den ganzen Ocean, so weit das Auge reicht, bedecken; außerdem bringen sie auch wohl weiße Bären von Spitzbergen und Grönland mit. Man erlegt sie entweder mit Schießgewehren oder mit Spießen oder schlägt sie mit starken Knütteln todt. Während meines Aufenthaltes in Island starb ein betagter Mann, welcher allein neunzehn Eisbären erschlagen hatte. Dieses große Raubthier ist wenigstens hier zu Lande nicht so grimmig, als es sonst beschrieben wird. So ward erzählt, daß vor einigen Jahren bei einem strengen Winter ein Kind einen großen Bären auf dem Hausdache liegend fand, ihn für eine Kuh ansah und ihn streichelte, ohne daß der Bär ihm etwas zu Leide gethan hätte. — Das einzige Raubthier, welches sich in Island fortwährend aufhält, ist der Schneefuchs (canis lagopus), welcher sich von unserem gewöhnlichen Fuchse durch seine kurzen runden Ohren unterscheidet. Er lebt in den Höhlen der öden Berge und findet im Sommer überall einen leckeren Schmaus an den vielen brütenden Vögeln, ihren Eiern und Jungen; im Winter hascht er sich Schneehühner oder geht an den Strand, wo sich fast immer todte Thierkörper angeschwemmt finden, doch nimmt er auch mit Krebsen und Weichthieren vorlieb. Die Farbe der Schneefüchse ist bald weiß, bald grau, bald braun und schwarz, ohne daß dieselbe mit dem Alter oder der Jahreszeit wechselte, wohl aber fallen im Sommer die langen Haare aus und es bleibt nur ein kurzes seidenartiges Haar zurück. Die weißen Schneefüchse sind häufiger: die schwärzeren werden wegen ihres Pelzes am meisten geschätzt. Man richtet die Hunde zur Jagd auf sie ab.

Vom 3. Februar bis zum 12. Mai tritt diejenige Jahreszeit ein, welche die Isländer die Fischfangsjahreszeit nennen. Zu dieser Zeit sammeln sich zahllose Böte auf den südlichen und westlichen Küsten, während das Polareis die Baien und Buchten im Norden und Osten ausfüllt. Die Böte sind gewöhnlich außer dem Steuermann mit sechs bis acht Händen bemannt und rudern oft weit in die See hinaus; täglich verweilen sie dort bei Frost und Finsterniß acht bis zwölf Stunden. Da die Fische die Hauptnahrung des Volkes für den Winter ausmachen, so schicken die Bauern aus dem Innern zu diesem Geschäfte ihre Knechte oft vierzig bis funfzig Meilen weit; einige kommen selbst. Die Frauen helfen am Ufer beim Reinigen und Spalten der Fische. Bei den Fischereien sind eigene Kothen, die nur während der Fischzeit bewohnt werden. Alles geht in Pelzkleidung. Mitgenommen wird geräuchertes Hammelfleisch und Butter, dazu als Leckerbissen ein wenig Roggenbrot; der Branntwein pflegt auch nicht zu fehlen. Man fängt vorzüglich den Kabliau. Der Kabliau (gadus morhua) hat eine graue, mit kleinen gelblichen Flecken besprenkelte Farbe, ist walzenförmig und nur mit dünnen Schuppen bedeckt, dabei glatt und schleimig, wie ein Aal. Er gehört zu den sogenannten Weichfischen, welche für das Meer das sind, was die Weißfische für die Flüsse, nämlich ein allgemeines Lebensmittel, nicht blos für die Nachbarschaft, sondern auch für die entferntesten Gegenden. Der Kabliau belebt die Meere des gemäßigten Erdstriches in ungeheurer Menge, und mehrere Tausend Schiffe gehen jährlich zu seinem Fange in's Meer, jetzt vorzüglich nach Neufoundland, sonst nach Island. Er wird zwei bis vier Fuß lang, neun bis zwanzig Pfund schwer, ja man hat ihn bis zu einem Gewichte von achtundsiebenzig Pfund gefangen. Er hält sich am Meeresgrunde auf, frißt Krebse, Seesterne, Heringe, Tintenfische, und laicht im Winter vom Februar bis zum Mai, wo er seine Eier in die Steinklippen an den felsigen Meeresküsten von Norwegen und Island legt. Diese Laichzeit ist die Erntezeit der Fischer, die dann oft eben so viel von der Kälte leiden, als unsere Erntner von der Hitze. Blasen, die aus der Tiefe aufsteigen, verrathen bei ruhigem Wetter den Aufenthaltsort der Fische.

Aus den Böten wird zuerst eine lange Leine ausgeworfen, die oft eine Viertelmeile lang ist und woran sich in angemessenen Zwischenräumen Tonnen befinden, damit sie oben bleibt und wieder gefunden werden kann. An dieser großen Leine hängen nun von Elle zu Elle die eigentlichen Fangschnüre. Am Ende jeder Fangschnur ist ein Stück Blei, und unterhalb desselben der Angelhaken mit dem Köder angebracht. Als Köder dienen zerschnittene Heringe, die Leber von Seevögeln oder auch allerlei zur Täuschung angehängte Dinge, als: weißglänzende bleierne Fische, bunte Muschelschalen, rothe Lappen. Jede Angelschnur muß 300 Fuß lang sein, weil der Kabliau in dieser Tiefe steht. Sind die Fischer an eine gute Stelle gekommen, so haben sie weiter Nichts zu thun, als die Angelhaken aufzuziehen und mit neuem Köder niederzulassen, weil die Fische in der rechten Tiefe in dicht gedrängten Massen als eine aus Leibern bestehende Wand beisammenstehen und sogleich anbeißen, wenn sie die Lockspeise gewahren. Ist der Fang glücklich, so können sechs Männer wohl in einem Tage ihr Boot füllen, worauf man an das Land zurückkehrt, um die fernere Zubereitung der Fische zu besorgen. Zuerst schneidet man die Köpfe ab und wirft sie unter Anderm den Kühen vor, die darnach besser milchen sollen. Dann werden die Fischleiber der Länge nach geöffnet und sowohl Eingeweide, als Rückgrat herausgenommen. Die Gräten braucht man in Island zur Feuerung. Aus der Schwimmblase gewinnt man die Hausenblase, einen Fischleim. Aus der den Sonnenstrahlen ausgesetzten und in Fäulniß übergegangenen Leber sickert unter wahrhaft pestartigem Geruch der Leberthran aus, der besser brennt und das Leder geschmeidiger macht, als der Wallfischthran. Auf hundert Centner Fische gewinnt man ein Faß Leberthran. Die ausgeweideten Leiber breitet der Isländer auf einer Sandfläche oder Felsenplatte aus. Wenn kein anhaltendes Regenwetter eintritt, das dort, eben so wie bei uns zur Erntezeit, sehr verderblich werden kann, so hat man den Fisch in etwa vierzehn Tagen getrocknet, und ein solcher, der auf einer Fläche lag, heißt im Lande Flachfisch (Flat-fiskr). Davon unterscheidet man den Hängefisch (Henge-fiskr). Dieser wird ganz durchgespalten, mit den Hälften an eine Stange ge=

reiht und unter einem gegen den Regen schützenden Wetterdache der Luft ausgesetzt. Im Allgemeinen heißt jeder an der Luft getrocknete Kabliau Stockfisch, der eingesalzene Laberdan, und der, welcher nach dem Einsalzen auf Felsenplatten oder Klippen getrocknet ist, Klippfisch. Da es dem Isländer an Salz fehlt, so kann er letztere Fische nur wenig zubereiten, und überläßt dies Geschäft dem Norweger, während der Deutsche und der Holländer den Kabliau wohl auch lebendig in einem unter dem Schiffsboden angebrachten Fischkasten als großen Leckerbissen mit in die Heimath bringt. — Außerdem fängt man in Island die dem Kabliau sehr verwandten Schellfische (gadus aeglefinus), dann Schollen und Heilbutten. Letzterer Fisch wiegt zwei bis drei Centner und ist fünf Ellen lang. Die Heringe fängt man erst später, nämlich im Juni und Juli, oft mit einem Netzzuge so viel, daß über hundert Fässer davon voll werden.

Außer der Fischzeit unternimmt im Allgemeinen kein Isländer im Winter eine längere Reise, als bis zur Kirche seiner Gemeinde. Die unter dem Schnee verborgenen Spalten und Klüfte der Lava, die von Eismassen erfüllten reißenden Flüsse, dazu Stürme und Schneegestöber, setzen einer Winterreise oft Hindernisse entgegen, zu deren Besiegung der Muth und die Kraft eines Menschen unzulänglich erscheinen. Dennoch gehen einzelne Postboten durch's Land, so namentlich einer von Nordland nach Reikjavik. Die Reise dieses einzelnen Mannes hat etwas besonders Schauerliches, da er alljährlich einen Weg von vierzig Meilen durch schreckliche Wüsteneien in der schlimmsten Jahreszeit zurücklegen muß, um die Briefe zu dem in Reikjavik überwinternden Postschiffe zu befördern. Pferde mitzunehmen, ist gar keine Möglichkeit, er nimmt also nur einen mäßigen Mundvorrath und seine Schneeschuhe nebst einer kleinen Schaufel mit. Hat er, wie das gewöhnlich der Fall ist, mit großem Unwetter zu kämpfen, und überfällt ihn namentlich ein dichtes Schneetreiben, welches die Luft ganz und gar verfinstert, so bleibt ihm Nichts übrig, als daß er sich oft mehrere Tage lang im Schnee vergraben aufhält, und dazu gebraucht er die Schaufel. Trifft er einmal trockenes Wetter, wo der Schnee bei klarem Froste eine harte Rinde bildet, so geht die Reise rasch vorwärts,

wenn gleich er oft über Klippen und Felsspalten setzen und ganz steil abwärts gehende Hänge passiren muß. Zum Behufe des Letzteren dienen die Schneeschuhe. Es bestehen diese Schneeschuhe aus drei Ellen langen, vier Zoll breiten und einen halben Zoll dicken Brettern von Fichten- oder Eichenholz, welche, vorn abgerundet, sich etwas aufwärts beugen und in der Mitte mit einem Querriemen versehen sind, um die Spitze des Fußes aufzunehmen. Man kann mittelst derselben über den Schnee kommen, wo er zu locker liegt, als daß er den Fuß trüge. Dem Ungeübten fällt der Gang auf den Schneeschuhen ziemlich schwer, da er in einem Fortschieben der Füße mit steifen Knieen besteht; dem Geübten ist's eine angenehme Bewegung. Einen steilen Berg hinauf kann man sie nicht gebrauchen; bei weniger schroffer Erhebung des Berges geht es schon eher, besonders wenn die untere Seite der Schuhe mit steifhaarigem Seehundsfell so beschlagen ist, daß die Haare nach hinten stehen und sie auf diese Weise das Rückwärtsgleiten des ruhenden Fußes verhindern. Bergab geht es desto besser, wo nur darauf zu sehen ist, daß man das Gleichgewicht und die Füße dicht an einander hält. Dem Unerfahrenen gleiten die Schneeschuhe dabei leicht unter den Füßen fort und suchen ihren Weg bergab voraus, so daß der Besitzer auf dem fleischigen Körpertheile, wie auf einem Schlitten, hinterdrein fährt. Die Eingebornen fahren an fast senkrechten Schneewänden mit größter Fertigkeit pfeilschnell hinab, und wissen vorstehende Klippen durch geschickte Wendungen zu vermeiden. — Die Isländer, welche zum Behufe des Fischfanges gegen das Ende des Winters vom Norden her kommen, suchen sich die besten Wege aus, und dennoch findet Mancher auf dieser Reise seinen Tod. Wohl sucht der Reisende in dieser Jahreszeit sein Quartier in einer unterirdischen Höhle; wohl baut er sich ein Haus von Schnee, worin er ausruht, bis das matte Licht des Tages wieder aufdämmert; wohl leuchtet ihm oft bei Nacht der Vollmonds- und Nordlichtsschein: aber seine größte Gefahr bleibt doch immer die Verirrung bei dichtem Schneefalle, wodurch jegliches Merkmal an den Spitzen und kantigen Vorsprüngen der Berge dem Auge entzogen wird. Wenn der Schnee geschmolzen und der Sommer gekommen ist,

dann zeigt ein Haufen gebleichter Gebeine den Ort an, wo der arme verirrte Wanderer vor Hunger und gänzlicher Erschöpfung dahin sank.

Der stete Umgang mit Gefahr macht den einzelnen Menschen leicht kalt und roh, wie man dies bei Kriegern und Matrosen häufig sieht; allein in engerer Verbindung mit einer Familie bewirkt er Frömmigkeit. An den Isländern sieht man diese letztere allgemein bewährt. Daher am Morgen und am Abend die häuslichen Andachten der ganzen Familie, wobei man einige geistliche Gesänge singt und ein Kapitel aus der Bibel liest. Dies geschieht namentlich im Winter. Die Lebensordnung ist dann höchst einfach. Man steht des Morgens um sechs oder sieben Uhr auf. Der größte Theil der Bauernfamilien nimmt Wollarbeiten vor, welche nach Maßgabe der Kräfte und Fähigkeiten vertheilt werden. Die Jüngeren zupfen den gröberen Theil der Wolle aus dem feineren heraus; Andere spinnen die gezupfte und stricken daraus Strümpfe, Handschuhe, Jäckchen und Mützen; noch Andere fertigen Taue aus Wolle oder Pferdehaaren, oder nähen Schafpelze zur Fischerkleidung. Der Hausvater oder sonst ein geschickter Arbeiter sitzt am Webstuhle und webt eine Art Tuch, welches in der Landessprache Vadmal genannt wird. Sie verstehen sich auch auf das Färben, und da Blau die Lieblingsfarbe ist, so wird viel Indigo verbraucht. Häufig erspart man durch Anwendung der natürlichen braunen Wolle alle Färbung. Alles Verfertigen von Kleidungsstücken ist das Geschäft der Weiber, während jeder Hausvater alle übrigen Handwerke in sich vereint. Sie schmieden sich die Hufeisen für ihre Pferde, machen sich Nägel und was sie sonst von eisernen Geräthschaften brauchen. Einige von ihnen sind so geschickte Silberschmiede, daß ihre Arbeiten den Kopenhagenern gleich kommen; selbst Federn oder Schrauben an den Flinten wissen sie oft mit großer Geschicklichkeit wieder in den Stand zu setzen. So fertigen sie auch die hölzernen Geräthe selbst, bessern das Haus oder bewerkstelligen einen neuen Bau. Ein Theil der Familie besorgt die Viehwirthschaft. Man wartet die

in den Ställen befindlichen Kühe und Schafe ab, oder sieht nach den Schafen und Pferden, welche sich im Freien oft meilenweit vom Hause in einem geschützten Thale, an einer warmen Quelle befinden, damit sie in Ordnung bleiben und nicht zu Grunde gehen. Dies letztere Geschäft ist oft lebensgefährlich; denn bei sehr schlimmer Witterung ist man doch genöthigt, sie in die Nähe des Wohnhauses zu bringen. Allein die Wege sind dann oft gänzlich verdorben, und der Schneesturm braust häufig mit solcher Heftigkeit, daß es nicht möglich ist, vorwärts zu kommen. Zuweilen begraben auch stürzende Lavinen den Hirten sammt der Heerde. Die Gewohnheit von Jugend auf bewirkt, daß der Isländer immer frohen Muthes selbst an das gefährlichste Geschäft geht; doch erklärt sich aus diesen stets drohenden Gefahren die Sitte, daß bei jeder kleinen Entfernung vom Hause ein förmlicher Abschied von den einzelnen Gliedern der Familie genommen wird, was zugleich die innige Anhänglichkeit Aller an einander beweist. Wenn sie in die See zum Fischen hinausziehen, so pflegen sich die Glieder einer Familie auf verschiedene Böte zu vertheilen, damit im Falle eines Unglücks das eine Haus nicht zu hart getroffen wird.

Um Abwechselung in die trübselige Einförmigkeit der langen Winterabende zu bringen, spielt man Schach- und Brettspiel, auch wohl Karten, doch ohne Geld. Zuweilen spielen die Isländer mit Kugeln auf dem Eise, wie wir bei unserm Kegeln; zuweilen vermummen sie sich und treiben allerhand Scherze. Im Sommer spielen sie Kämmerchen-vermiethen und reiten um die Wette. Eigenthümlich ist ihnen das Langspiel: ein musikalisches Instrument mit drei Saiten, welches, wie die Geige, mit einem Bogen gestrichen wird, jedoch in der Nähe etwas rauh klingt. Außerdem vergnügt man sich in Gesellschaften damit, daß man Verse liest und singt, oder daß ein Mann und eine Frau sich bei der Hand fassen und wechselweise Lieder singen, die auf einander passen, wobei der Chor von Zeit zu Zeit mit einstimmt. Eine Hauptergötzung ist jedoch das Vorlesen ihrer Sagen, so daß der Hauswirth den Anfang macht, und die Uebrigen fortfahren. Einige können diese Sagen auswendig, und man hat wandernde Geschichtserzähler, welche sich ihren Lebensunterhalt

während des Winters dadurch verschaffen, daß sie in den verschiedenen Meierhöfen so lange verweilen, bis sie ihren Vorrath erschöpft haben. — Die ursprünglichen Ansiedler hatten sich früher in Norwegen und auf den Meeren ritterlich umhergetummelt; in Island dagegen blieb der Kreis ihrer Thätigkeit immer nur beschränkt. Man baute friedlich seine Hütte, pflegte des Graswuchses im Tuun, achtete auf Heerde und Fischfang. Wohl fehlte es nicht an Fehden im Lande, wie denn einst 1300 Mann und 20 Schiffe gegen einander fochten; aber an große auswärtige Unternehmungen zur See konnte man bei dem Mangel an Schiffsbauholz nicht denken. Dadurch wurde der Isländer mehr in sein Inneres zurückgedrängt, und während im Laufe des eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts in anderen Ländern Krieg und Barbarei herrschten, lebte das Volk dieses Eilandes unter einer weisen Verfassung in seinem goldnen Zeitalter, wo Wissenschaften und Dichtkunst blühten. Die isländischen Gelehrten, Erzähler und Dichter besuchten fremde Höfe, und wurden von den Königen ferner Länder geschätzt und geehrt. Sie kehrten mit reichem Gut nach der Heimath zurück, und ihr Glück spornte Andere an, ein Gleiches zu suchen. Die Geschichten der Vorzeit und die Wunder der Schöpfung bewegten Geist und Gemüth. Die ächt volksthümliche Verfassung gab Gelegenheit, in freier Rede Verstand und Sprache auszubilden. Daher prägte sich die isländische Dichtkunst in mannigfaltigster Form aus. In Sittensprüchen, Räthseln und Wechselgesängen spricht sich oft viel Scharfsinn aus; in Spott- und Scherzliedern spielt der Witz. An Spottliedern scheinen die Isländer vorzüglich Gefallen gefunden zu haben; denn es erging einmal ein Verbot, keine Spottlieder auf einen norwegischen König zu verfertigen, weil dieser deshalb mit Krieg drohte. Ueberhaupt hatte Alles, was sich auf die alte Heimath Norwegen bezog, einen besonderen Reiz, und die Sagen des skandinavischen Nordens wurden als theures Erbtheil der Väter lebendig erhalten. Als diese Sagen dort in den Strudeln der Zeit verrauscht waren, tauchten sie hier in frischer Verjüngung aus dem Quell der Poesie wieder hervor. Ein großer Schatz derselben ist uns aufbewahrt in der isländischen Edda. Unter diesem Namen

hat man zwei Sammlungen von Dichtungen, als Werk der Skalden, das sind die alten nordischen Sänger in Dänemark, Schweden, Norwegen und Island. Die erste dieser Sammlungen, welche man die ältere oder die Sämundische Edda nennt, wird dem Sämund Siegfusson zugeschrieben. Dieser war Pfarrherr in Odde und starb 1123. Er hatte viele Reisen in Frankreich und Italien gemacht, brachte die Schreibekunst nach Island und soll die Edda nach runischen Denkstäben zusammengestellt haben. Die alten Skandinavier schnitten nämlich ihre Schriftzeichen, die Runen, in Stäbe als Zauberzeichen ein, oder gruben sie in Steine als Inschriften ein. Diese Schriftzeichen, 16 an der Zahl, ahmen in ihrer Gestalt den Gegenstand nach, dessen Namen sie führen, und bestehen aus einzelnen nach Zahl und Richtung verschiedenen Strichen, welche auf einem senkrechten Grundstrich aufstehen. Zur Buchschrift dienten sie erst seit Einführung des Christenthums. Die ältere Edda ist in Versen abgefaßt, und erzählt theils Göttergeschichten, theils verherrlicht sie das Leben und die Thaten der alten Helden. Der Name Edda, d. i. Großmutter, soll darauf hinweisen, daß dies Buch die Stammmutter aller isländischen Poesie sei. Mehrere Jahrhunderte hindurch war die ältere Edda von den Geistlichen als verruchtes heidnisches Buch gänzlich unterdrückt worden, und blieb daher vor den Augen Europas verborgen, bis der Bischof Brynjolf Svensen zu Skalholt 1643 ein auf Pergament geschriebenes Exemplar entdeckte und an's Licht brachte. In der jüngeren Edda sind die Lieder in ungebundene Rede übergetragen; auch enthält sie eine Art Anleitung zum Dichten. Man schreibt die Abfassung dieser Sammlung dem berühmten isländischen Geschichtschreiber Snorro Sturleson († 1241) zu, der auch eine norwegische Geschichte unter dem Titel Haimskringla, d. i. Weltkreis, abgefaßt hat.

Die Religion hüllte sich bei den alten Skandinaviern, wie überall, in das Gewand der Dichtkunst ein. Das Erzeugniß des Nachdenkens über die Entstehung der Welt und das Reich der Unsichtbaren gestaltete sich unter der Einwirkung der ungeheuerlichen nordischen Phantasie zu einem wunderbaren Riesenbaum, der Himmel und Erde umfaßt, und dessen Aeste und

Zweige sinnig mit seltsamen Blumengewinden geschmückt sind. Hier stehe in kurzen Umrissen das Wesentliche. Ursprünglich war nicht unten die Erde, nicht oben der Himmel: nur Abgrund war und Nebelwelt (Niflheim), worin der Alles verschlingende Brunnen floß. Zwölf Flüsse gingen von diesem aus, und als diese sich so weit von ihrem Quell entfernt, daß ihr Wasser zu Reif gefror, da wuchs ein Reif über den andern bis in die Kluft des großen Abgrundes, der davon ganz ausgefüllt wurde. Mittagwärts von der Nebelwelt war die Licht- und Feuerwelt (Mispelheim). Aus jener kam Alles dunkel und kalt, aus dieser Alles hell und heiß. Da nun die heißen Lichtstrahlen aus Mispelheim sich mit der Kälte aus Niflheim begegneten, so schmolz der Reif, und die Tropfen wurden durch die Kraft Dessen, der das Licht gesendet, lebendig. Daraus entstand Ymer, der Riese des Eises. Ihm wuchs unter seinem linken Arme ein Männchen und ein Weibchen hervor. Daraus entstanden die Eisriesen. Aus der Vermischung der Hitze und Kälte entstand aber auch die Kuh Audumbla. Ihrem Euter entflossen vier Milchströme, wovon Ymer sich nährte. Die Kuh nährte sich vom Belecken der salzigen Reifsteine. Als sie dies eines Tages that, siehe, da wuchsen am Abend aus dem Steine Männerhaare, am andern Tage ein Menschenhaupt, am dritten ein ganzer Mann, den man Bure nannte. Dessen Sprößling war Bör, der mit einer Riesentochter drei Söhne zeugte, Odin, Wile und Ve, welche die Beherrscher des Himmels und der Erde wurden. Die Söhne waren gut, die Kinder Ymers bös; Beide waren in ewigem Kampfe gegen einander begriffen. Endlich tödteten die Söhne Börs den Riesen des Eises, zogen seine Leiche in den Abgrund und schufen daraus die Welt: aus seinem Blute Meer und Flüsse, aus seinem Fleisch die Erde, aus seinem Haar Gras und Bäume, Felsen aus den Knochen, Steine und Klippen aus den Zähnen und den zerschlagenen Kiefern. Aus seinem Kopfe aber machten sie den Himmel, den vier Zwerge, Ost, Süd, West, Nord, tragen mußten. Ymers Hirn warfen sie in die Höhe, und daraus entstanden die Wolken. Die aus Mispelheim herübergeflogenen Lichter und Funken aber nahmen sie und setzten sie oben an den Himmel, damit sie

der Erde leuchten sollten. Einst wandelten die Söhne Börs am Meeresstrande, wo sie zwei Blöcke fanden. Diese hoben sie auf und schufen daraus zwei Menschen. Der Eine gab ihnen Leben und Seele, der Zweite Bewegung und Vernunft, der Dritte das Antlitz mit Sprache, Gehör und Gesicht. — Fragen wir nach der tieferen Bedeutung dieser Dichtungen, so ergiebt sich schon von selbst, daß die Lehre von der Entstehung der Welt hervorgegangen ist aus der Betrachtung der Naturerscheinungen. Die Riesen, die um den Abgrund der Zeit lagern, sind die schaffenden Kräfte des Himmels und der Erde. Der Anfang der Welt ist an die Beobachtung eines Frühlingstages geknüpft. Der Riese des Eises ist der Winter, aus dessen Tode das Leben hervorgeht; bös aber muß er und seine Kinder sein, insofern durch den Winter die Entwickelung alles Schönen gehemmt wird. Die Entstehung des Lichtwechsels wird ferner so erklärt: Der Riese Finster hatte eine schwarze Tochter, Nott d. i. Nacht. Diese vermählte sich drei Mal und zeugte mit Nagelfari, d. i. Aether, einen Sohn Andur, d. i. Stoff (das Chaos), mit Anar, d. i. Bildungstrieb, die Erde, endlich mit Dellingur, d. i. Dämmerung, den Dagur, d. i. Tag, der licht und glänzend war. Allvater nahm hierauf Nott und Dagur zu sich, und gab ihnen Roß und Wagen, um jeden Tag die Erde zu umfahren. Nacht ritt voran auf ihrem Rosse Dunkelmähne, das jeden Morgen die Erde mit dem Schaum seines Gebisses bethauete; Dagur's Roß, Glanzmähne, erleuchtete mit seiner Mähne Luft und Erde. Zwei schöne Kinder hatte Mundilfari, d. i. Achsebeweger, die heißen Sool und Maan, d. i. Sonne und Mond. Der Vater, stolz auf die Schönheit seiner Tochter, vermählte sie an Glemur, den Gott der Freude. Die Götter, erzürnt über diese Anmaßung, versetzten beide Kinder an den Himmel. Sool mußte die Rosse des Sonnenwagens lenken, Maan die Rosse des Mondwagens, und über Ab- und Zunahme des Mondlichtes wachen. — Später mischt sich in die Naturpoesie geschichtlicher Stoff, und so bildet sich die neue Götterlehre aus. Odin ist Mittelpunkt derselben. An der Spitze der Asen (Asiaten) kam er als gewaltiger Held von Osten hergezogen, unterwarf sich den ganzen skandinavischen Norden und

machte Sigtuna in Schweden zu seinem Herrschersitz. Hier begründete er eine neue Gesetzgebung und einen neuen Gottesdienst. Er selbst war das Haupt von zwölf Priesterfürsten, welche den Geheimdienst und die Rechtspflege besorgten, als Seher in die Zukunft blickten und wahrsagten. Außerdem war er Schöpfer der Kriegskunst und des Gesanges, war Erfinder der Runen und machte sich als Zauberer gefürchtet. Auf dieser geschichtlichen Unterlage wurde nun der neue Himmel der Skalden aufgebaut. Odin (Wodan oder Guodan d. i. Gote, Gute) ist der Gott des Göttergeschlechts oder der Asen, der Erste und Aelteste von Allen, der immerdar lebt; Urquell des Lichtes. Er sitzt auf einem erhabenen Throne, wo er Alles in der Welt sieht, allein mit sich, sich selbst beschauend, neben sich den Speer der Gewalt; Sleipner heißt sein flüchtiges Roß. Er hat den Vorsitz im Rathe der Asen, zu dem nur die zwölf obersten Götter kommen. Seine Gemahlin, Frigga, theilt mit ihm den wunderbaren Thron, von dem man in alle Lande sehen kann (Umschreibung der Vorsehung). Aller Menschen Schicksal ist ihr offenbar, ruht aber verschwiegen in ihrer Brust. Von Beiden stammt das Göttergeschlecht, und Odin heißt deshalb auch Alfadur, Allvater. Ihr erstgeborener Sohn ist Thor, der Gott des Donners, das Bild der Naturkraft, aller Götter und Menschen stärkster, dessen gewaltiger Fußtritt wie Sturm ertönt, dessen Hammer (der Blitz) auch das Härteste zermalmt. Ihm zur Seite steht Balder, der jugendlich schöne Gott der Beredtsamkeit und Unschuld, der das Recht entscheidet, und der im Glanze der Lilie einher wandelt, dem zu Ehren auch die weißeste Blume Baldrian genannt ist. Niord, der im Sturmwind die brausenden Schwingen schüttelt, daß Alles erbebt, ist der Gott der Winde, des Seewesens, des Handels und des Reichthums. Seine Kinder sind Freyr und Freya. Freyr, der einherschwebt im Lichtkleid des Sommers, ist Beherrscher der Sonne; Regen und Sonnenschein, wohlfeile Zeit und Theurung hängen von ihm ab; statt eines Rosses reitet er auf einem Eber mit goldnen Borsten. Freya ist die Göttin der Liebe; ihr Auge ist ewiger Frühling, Nacken und Wange Licht; sie freut sich des süßen Gesanges und erhört gern, als die sanfteste und gütigste

aller Götter, die Bitten der Menschen; ihre Botschafterin ist Gna. Tyr, ein Sohn Odins, der muthige Gott, im Blicke Todeswunden, erscheint hoch wie die Tanne und schwingt den Blitz der Schlachten. Sein Bruder Braga, der Gott der Weisheit und Dichtkunst, erscheint mit goldner Telyn (Leyer). Seine Gemahlin Idüna bewahrt die Aepfel der Unsterblichkeit, welche allein der Götter ewige Jugend erhalten; sie reicht dieselben in goldenen Schalen den Helden beim Eintritt in Walhalla. Ein Sohn des Donnerers Thor war Uller, von schöner Gestalt, Meister im Pfeilschießen und Schrittschuhlaufen; ein silberner Reif umfließt die Blume seines Kinnes. Hlyn oder Lyna, die Sanfte, die dem Freunde im Unglück die Thräne aufküßt, ist die Göttin der Freundschaft und Huld. Von sehr geheimnißvollem Wesen ist Hoder, der starke, aber blinde Gott des Reichthums, der in der Unterwelt wohnt und den Balder tödtet; seinen Namen mögen die Götter nicht aussprechen hören. Der Wächter des Himmels an der Himmelsbrücke Bifrost (Regenbogen) ist Heimdal. Sein Auge sieht bei Nacht wie bei Tage, sein Ohr hört das Gras wachsen auf dem Felde und die Wolle auf dem Vließ der Lämmer; er erscheint mit tiefer Stirn, das Auge auf die ruhige Brust gesenkt. Eine große Esche giebt es: das ist der Weltbaum über dem Brunnen der Urzeit. Ihre Zweige verbreiten sich über die Welt, ihr Gipfel reicht über die Himmel hinaus. Sie hat drei Wurzeln, die sich weit ausdehnen: bis zur Wohnung der Götter, zur Wohnung der Riesen und unter Hela (Unterwelt). An der mittlern Wurzel ist der Brunnen Mimers, das ist der Weisheit; an der Wurzel, welche bis zu den Asen reicht, ist die heilige Quelle, wo die Götter sich zur Berathung versammeln. Immerdar steigen aus dieser Quelle drei schöne Jungfrauen hervor, die Nornen, genannt Urd, Vergangenheit, Varande, Gegenwart, Skuld, Zukunft. Sie sind es, die den Rath der Götter, sowie der Menschen Schicksal und Leben bestimmen. Oben auf der Esche sitzt ein Adler, der weit umher blickt, unten an der Wurzel nagt eine Schlange, Fäulniß an den Seiten des Baumes; aber immer schöpfen die Jungfrauen aus dem heiligen Brunnen, daß er nicht dorre. Ueber dem Brunnen singen zwei Schwäne; das Laub

der Esche thaut süßen Thau, die Speise der Bienen. Die Walkyrien sind furchtbar schöne Wesen, Odins Jungfrauen. Mit Helm und Panzer sitzen sie auf flüchtigen Rossen und laden ein nach Walhalla; die von ihren Reizen bezauberten Helden schmachten nach ihrer Ankunft. Die Wohnung der Götter war Asgard, die Götterburg, von wo die Brücke Bifrost zur Erde niederging. Asgard umschloß die Paläste der Götter. Da stand Odins silberner Palast; im rothgoldnen Saale desselben ist der Thron, von welchem Allvater die ganze Welt übersieht. Mitten in Asgard liegt das Thal Ida, wo Gladheim, der Saal der Freude, Wingolf, der Tempel der Freundschaft und Liebe, Glasor, der Hain von goldnen Bäumen. Ein eigener Palast mit Hainen und schönen Umgebungen war Walhalla, die Wohnung der Helden, die den Tod in der Schlacht gefunden. Auch hier ist das selige Leben getheilt in ewig blutigen Kampf und schwelgenden Schmaus; alle Wunden des Kampfes aber sind geheilt, sobald das Horn des Gastmahls ertönt. Die Zahl der Helden ist unaussprechlich groß und wird sich in's Unzählbare vermehren; doch die Götter werden wünschen, daß sie noch größer sein möchte, wenn einst der Wolf Fenris kommt. Dieser Wolf ist der Sohn des argen Loke; seine Geschwister sind Hela, die häßliche Göttin der Unterwelt, und die ungeheure midgardische Schlange Jormungandur, welche die ganze Erde umgiebt. Loke ist der Gott des Feuers, der sich am Bösen erfreut. Hela herrscht in Niflheim; ihr Saal heißt Schmerz, ihr Bette Krankheit, ihr Tisch Hunger, ihre Diener Säumniß und Langsamkeit. Alle, die an Alter und Krankheit sterben, wandern hinab in ihre düstere Behausung. Aus der Betrachtung, daß die Vernichtung endlich über alles Daseiende siegen werde, entstand die Sage vom Untergange der Welt. Eine Reihe von schrecklichen Wintern wird auf einander folgen, mit unendlichem Schnee, strenger Kälte und furchtbaren Stürmen, wo die Sonne verborgen bleibt, und alle Welt in blutigen Kriegen entflammt ist. Dies sind die Zeichen, daß der Bau der Erde zusammenstürzen, und die große Götterdämmerung (so heißt der allgemeine Weltenuntergang) eintreten wird. Der Wolf Fenris, dies Ungeheuer, das, wenn es den Rachen aufsperrt, mit dem Oberkiefer an den

Himmel, mit dem Unterkiefer an den Abgrund stößt, verschlingt dann die Welt, während die Bewohner von Mispelheim einen Angriff auf Asgard machen. Der Himmel wird von den Riesen erstürmt und die Himmelsbrücke stürzt zusammen, wenn diese darüber reiten. Deshalb ist Heimdal als Wächter dahin gestellt und deshalb erfreuen sich die Götter der zahllosen Mitkämpfer. Vergebens aber ist alle Vorsicht und Gegenwehr: die Götter kommen um; selbst der allwaltende Odin und der mächtige Thor. Doch aus dem Meere steigt von Neuem ein lieblich grünendes Erdreich auf. Eine neue Sonne leuchtet der Erde, und ein errettetes Menschenpaar, von Morgenthau genährt, erneuert das Menschengeschlecht. Für Gerechte und Ungerechte giebt es dann neue Wohnungen zum Lohn und zur Strafe. Widar (der Sieger) und Wale (der Mächtige) werden den Himmel bewohnen; Mode (Geisteskraft) und Magne (Stärke) erhalten den zermalmenden Hammer, wenn Thor, vom Kampfe ermattet, gestorben ist; Widar aber reißt dem Wolf den Rachen entzwei. Dies Letztere, wie auch andere Züge deuten schon auf den Sieg des Christenthums über das Heidenthum.

Außer den Riesen spielen die Zwerge und Elfen eine Hauptrolle in den nordischen Sagen. Die Zwerge wurden nach der Götter Willen unter der Erdrinde belebt, wie Maden im Fleische, nahmen Theil am menschlichen Verstande und sehen aus wie Menschen; sie heißen auch Trolle. Sie leben, wie man sich erzählt, im Innern der Berge, Felsen und Hügel, haben kurze Beine und lange Arme, große Höcker und lange, krumme Nasen, mit einem alten, häßlichen Gesicht, tragen graue oder schwarze Jacken und rothe, spitze Mützen, werden für sehr reich gehalten, und wenn sie in der Johannisnacht, wo alle Unterirdischen ihr Hauptfest feiern, ihre Hügel und Berge auf rothen Pfeilern erhöhet hatten, dann sahen Sonntagskinder dort Alles von wunderbarem Glanze blitzen und schimmern. Sie sind geschickte und erfahrene Arbeiter in Gold, Silber, Eisen und anderen Metallen. Sie machen wundervolle und außerordentliche Sachen für die Asen, so wie für sterbliche Helden. In der Edda findet sich unter Anderm folgende Erzählung.

Loke hatte einst aus Bosheit der Siff alles Haar abge-

schnitten. Als Thor dies gewahr wurde, packte er den Loke, und würde ihm jeden Knochen im Leibe zerbrochen haben, hätte dieser nicht geschworen, die Zwerge dahin zu bringen, für Siff goldnes Haar zu verfertigen, welches wie anderes Haar wachsen würde. Loke ging nun zu den Zwergen. Diese brachten auch wirklich das Haar zu Stande, welches, sobald es auf den Kopf gebracht wurde, wie wirkliches Haar wuchs. Außerdem verfertigten sie einen Speer, der in der Schlacht immer traf, und dann ein Schiff, das, wohin es auch segelte, immer guten Wind hatte; auch ließ es sich ausdehnen und einziehen, man konnte es auseinander nehmen und in einen Beutel stecken. Loke verwettete nun seinen Kopf gegen den Zwerg Brock, daß dessen Bruder Eitri nicht drei so vortreffliche Sachen schmieden könne. Sie gingen zu der Schmiede. Eitri setzte die Schweinshäute, das sind die Blasebälge, an das Feuer, hieß seinen Bruder Brock blasen und schärfte ihm ein, nicht eher damit aufzuhören, als bis er selbst wiedergekommen wäre und die hineingelegten Dinge aus dem Feuer genommen hätte. Als nun Brock in der Schmiede die Blasebälge trieb, kam eine Fliege, setzte sich auf seine Hand und stach ihn; er hörte aber nicht auf mit dem Blasen, bis sein Bruder Eitri das Werk aus dem Feuer nahm: es war ein Eber mit goldenen Borsten. Darauf that er Gold in das Feuer. Der Schmied verließ wieder die Werkstatt. Da kam die Fliege, setzte sich auf Brocks Nacken und stach ihn heftiger als zuvor; er blies aber fort, bis der Meister zurückkam und aus dem Feuer den Goldreif, Drupner d. i. Tröpfler, herausnahm. Darauf that er Eisen in's Feuer, hieß ihn blasen und sagte ihm, wenn er damit vor der Zeit aufhöre, so sei alle Mühe verloren. Die Fliege setzte sich jetzt dem Brock zwischen die Augen und stach ihn so heftig, daß ihm das Blut in die Augen lief und er nicht sehen konnte. Als daher die Blasebälge nieder waren, fing er in aller Eile die Fliege und riß ihr die Flügel aus. In diesem Augenblicke kam Eitri und sagte, daß alles im Feuer Befindliche auf ein Haar verdorben wäre. Nun nahm er aus dem Feuer den Hammer Miölner, d. i. Zerschmetterer, gab alle geschmiedete Werke seinem Bruder Brock, und hieß ihn damit nach Asgard zu gehen, um die Wette zu

lösen. Loke nahm nun auch seine Kleinode und Beide wählten Odin, Thor und Freyr zu Richtern. Darauf gab Loke dem Odin den Speer, dem Thor das goldne Haar, und dem Freyr das Schiff, indem er die Vorzüge dieser Dinge erklärte. Brock gab dem Odin den Goldreif und sagte, daß dieser in jeder neunten Nacht acht andere eben so kostbare Ringe von sich träufeln werde. Dem Freyr gab er den Eber und berichtete, daß derselbe schneller als das beste Roß bei Tage und Nacht durch Wasser und Feuer laufe, und daß keine Nacht so dunkel sein könne, die er nicht durch seine Borsten erleuchte. Den Hammer bekam Thor, und Brock sagte, daß derselbe niemals fehl werfen würde, wohin man ihn auch schleudere, daß er selbst aus der weitesten Ferne doch immer in Thors Hand zurückkehre, und daß er, sobald er es wünsche, sich zum Einstecken in die Tasche verkleinern würde. Nur einen Fehler hatte der Hammer: der Griff war zu kurz. Das Urtheil fiel indessen doch dahin aus, daß der Hammer das Beste sei, und der Zwerg die Wette gewonnen habe. Da bat Loke sehr, daß er nicht den Kopf verlöre; aber der Zwerg antwortete, es könne nun nicht anders sein. »So fange mich,« rief Loke, und als er sich dazu anschickte, war Loke schon weit weg; denn er hatte Schuhe an, mit denen er durch die Luft und über das Wasser laufen konnte. Da bat der Zwerg den Thor, ihn zu fangen, und Thor that es. Jetzt wollte der Zwerg dem Loke den Kopf am Nacken abschneiden, aber Loke sagte, ihm käme nur der Kopf und nicht der Nacken zu. Da nahm der Zwerg ein Messer und einen Riemen, und wollte ihm wenigstens den Mund zunähen; aber das Messer taugte nichts. Daher wünschte der Zwerg, seines Bruders Ahle möchte da sein, und kaum wünschte er es, so ging auch sein Wunsch in Erfüllung: da nähete er ihm seine Lippen zusammen.

Der skandinavische Volksglaube erzählt noch von einem Hügelvolk, das in Höhlen und Hügeln lebt, und Diejenigen, welche sich zeigen, erscheinen in holder Menschengestalt. Man schreibt ihnen ein tiefes Gefühl der Trauer zu, als beweinten sie die halbzerstörte Hoffnung auf Erlösung. In schönen Sommernächten hört man sie lieblich singen und spielen. Es darf

aber Niemand so grausam sein, auch nur mit dem kleinsten Worte ihre Hoffnung auf Erlösung zu zerstören, sonst verwandeln sich ihre Melódien in tiefes Weinen und Klagen, wie das in folgendem Liede hervortritt.

Das Männchen am See.

Im grünen Röcklein, mit rothem Hut,
Spielt auf den silbernen Saiten gut
Ein Männchen an dem See,
:|: Und die tiefen Wasser rauschen. :|:
Mit Sprüngen, wie die Lämmer im Mai,
Hüpft eine Schaar von Kindern herbei,
Die schaun das Männchen am See,
:|: Da gülden scheint die Sonne. :|:

Auf einmal tönt von der Capell'
Des Vesperglöckleins Klingen hell:
Das Männchen blickt so fromm,
:|: Und die tiefen Wasser rauschen. :|:
Es wendet zu den Kindern sich:
Ihr lieben Kinder, sagt, ob ich
Wohl in den Himmel komm',
:|: Da gülden scheint die Sonne. :|:

Die Kinder rufen ihm lachend zu:
Auf ewig wirst zur Hölle Du
Verdammt am jüngsten Gericht!
:|: Und die tiefen Wasser rauschen. :|:
Dem Männchen wird das Auge naß,
Und Thränen fließen ohn' Unterlaß
Ihm über's Angesicht,
:|: Da gülden scheint die Sonne. :|:

Die Kinder geh'n nach Hause fort;
Sie sagen vom See und Männchen dort,
Wie's bitterlich geweint,
:|: Und die tiefen Wasser rauschen. :|:
Großvater spricht: Lauft, tröstet geschwind
Den Armen, daß alle Seelen sind
Im Himmel einst vereint,
:|: Da gülden scheint die Sonne. :|:

Die Kinder bringen dem Männchen zurück
Großvaters Wort: und von neuem Glück
Das Aug' ihm wieder blinkt,
:|: Und die tiefen Wasser rauschen. :|:
Gar lieblich in des Abends Roth
Spielt's lange vergnügt, wie ein Pilot,
Dem hold die Heimath winkt,
:|: Da gülden scheint die Sonne. :|:

Mit den Zwergen nahe verwandt sind die Elfen. Man unterscheidet gute und böse Elfen. Die guten oder die hellen

sind, wie es in der Edda heißt, glänzender als die Sonne anzusehen, die bösen oder die schwarzen hingegen schwärzer als Pech. Sie werden als unterirdisches Volk beschrieben, das den Menschen oft Schmach und Krankheit zufügt. Die hellen Elfen schweben in der Luft, tanzen auf dem Rasen, oder sitzen im Moorgras und im Laube. Der Mann erscheint nach Einigen wie ein alter Mann mit einem platten Hut auf dem Kopfe; die Elfenfrau ist jung und hold anzuschauen, aber hinten hohl, wie ein Backtrog; überdies hat sie ein mit Saiten bezogenes Instrument, das, wenn sie darauf spielt, alle Herzen bezaubert. Den Mann kann man oft auf dem Moore sehen, wie er sich im Sonnenstrahle badet. Die Elfenfrauen sieht man am häufigsten beim Mondschein. Dann tanzen sie sehr gern auf den Wiesen, wo sie Kreise von hellerem Grün machen, die nach ihnen Elfdans, Elfentanz, genannt werden. Wenn die Landleute des Morgens Streifen auf dem bethauten Grase des Angers oder im Walde sehen, so sagen sie, daß die Elfen da getanzt haben. Man glaubt, daß die Elfen Könige und Königinnen haben, auch ihre Hochzeiten und Gelage eben so verherrlichen, wie die Menschen. Es giebt auch eine Melodie, die Elfenkönigs-Weise genannt, die mancher gute Spieler wohl kennt, aber nie zu spielen wagt; denn sobald sie beginnt, werden Jung und Alt, ja sogar Todte gezwungen zu tanzen, und der Spieler kann nicht aufhören, bis er im Stande ist, die Arie rückwärts zu spielen, oder bis Jemand hinter ihn tritt, und die Saiten der Violine durchschneidet. — Zum Schluß stehe hier noch ein Märchen, dessen Heimath Norwegen ist.

Der Schmaus der Zwerge.

In der Gegend von Drontheim lebte ein Mann, der mit jeglichem Gute gar reichlich gesegnet war. Er besaß viele Ländereien; schöne Heerden weideten auf seinen Triften, und eine große Dienerschaft tummelte sich in seinem Hause. Aber sein kostbarstes Kleinod war eine einzige Tochter, Aslof; der Ruf ihrer Schönheit und Tugend war weit umher verbreitet. Die stattlichsten Freier umschwärmten sie, gleich Schmetterlingen, die von dem Glanze einer einsam stehenden Blume herbei ge-

lockt werden. Indeß blieben alle Bewerbungen ohne Erfolg. Wer voll süßer Hoffnung gekommen war, ritt traurig wieder von dannen. Auch die Edelsten und Reichsten versuchten umsonst ihr Glück. Da wurde der Vater zornig und sagte zu ihr: »Ich lasse Dir Zeit bis zum nächsten Weihnachtsfeste. Wähle bis dahin, oder mache Dich gefaßt, Den zu nehmen, den ich für Dich bestimme.« — Aslof liebte einen edlen und hübschen Jüngling, Namens Orm, und wollte lieber sterben, als ihre Hand einem Andern geben. Aber Orm war arm, und diente im Hause ihres Vaters. Sein Stolz hätte nie in eine solche Verbindung eingewilligt. Als die Tochter seine zornige Rede hörte, und das finstere Ungewitter auf seiner Stirn sah, da wurde sie bleich wie der Tod und zog sich zurück in ihr stilles Kämmerlein; denn sie kannte des Vaters Gemüthsart und wußte wohl, daß sein eiserner Wille die Drohung ausführen würde.

Schnell wechselten die Monde; das Fest nahte, und immer mehr wuchs die Angst der beiden Liebenden. Zuletzt entschlossen sie sich zur Flucht. »Ich weiß einen sichern Ort,« sagte Orm, »wo wir unentdeckt bleiben können, bis wir Gelegenheit finden, das Land zu verlassen.« — Um Mitternacht, wo Alles schlief, nahmen sie Kleider und Felle. Damit eilten sie über Eis- und Schneegefilde den Bergen zu. Die funkelnden Sterne der Nacht leuchteten ihnen. Mühsam stiegen sie nach der Höhe des Gebirges hinauf, bis sie einen von Felsen umschlossenen einsamen Platz erreichten. Hier brachte Orm die ermattete Aslof in eine Höhle, deren dunkler und schmaler Eingang kaum sichtbar war; bald erweiterte er sich indeß zu einer großen Wölbung, die weit in den Fels hinein ging. Orm zündete ein Feuer an, und so saßen sie bei demselben, auf den Fellen ausruhend, in tiefer Abgeschiedenheit von der Welt. Orm war der Erste, der diese Höhle entdeckte, und da sonst Niemand etwas davon wußte, so glaubte er sicher vor jeder Verfolgung zu sein. Er ging täglich auf die Jagd; Aslof blieb in der Höhle, gab auf das Feuer Acht und bereitete die nöthige Nahrung. Oft erkletterte sie die Spitzen der Felsen, aber rings umher erblickte sie nur flimmernde Schneefelder.

Der Frühling kam; die Wälder wurden grün; die Wiesen

schmückten sich mit bunten Farben. Aslof konnte jetzt nur selten und mit großer Vorsicht die Höhle verlassen. Da kehrte Orm eines Abend heim mit der Nachricht, daß er in der Entfernung ihres Vaters Leute gesehen hätte und gewiß auch von ihnen erkannt wäre. »Sie werden diesen Platz umringen,« fügte er hinzu, »und nicht eher ruhen, bis sie uns gefunden haben; wir müssen sogleich fort.« Eilends stiegen sie auf der andern Seite des Gebirges hinab und erreichten den Strand, wo sie glücklicher Weise ein Boot fanden. Orm stieß ab, und das Boot trieb in die offene See; denn sie durften nicht wagen, an der Küste entlang zu rudern, die Aslofs Vater gehörte. Daher blieb ihnen Nichts übrig, als das Fahrzeug den Wogen und Winden zu überlassen. Sie trieben die ganze Nacht hindurch. Als der Morgen leuchtete, war die Küste verschwunden, und sie sahen nur Himmel und Wasser. Sie hatten wenig Nahrungsmittel mitgenommen. Hunger und Durst fingen an sie zu quälen; schon waren ihre Kräfte erschöpft, und sie ergaben sich in ihren gewissen Tod. — Endlich am Abend des dritten Tages entdeckten sie eine Insel von ziemlicher Größe, welche von einer Menge kleinerer Eilande umgeben war. Orm steuerte sogleich darauf zu. Als er sich der Küste näherte, scholl ein dumpfes Geheul aus den Lüften, und ein Sturmwind thürmte die Wogen mit Gewalt. Er wandte das Boot in der Hoffnung, auf einer andern Stelle landen zu können; aber überall wurde er wie von unsichtbarer Macht zurückgetrieben. »Gott!« rief er aus und segnete sich mit einem Blicke auf die arme Aslof, welche vor Ermattung zu sterben schien. Kaum war dieser Ausruf über seine Lippen gegangen, so schwieg der Sturm, und die zornigen Wogen ebneten sich zu einer sanften Strömung, von welcher das Schiff an's Ufer getragen ward. Orm sprang heraus; einige Muscheln, die er am Strande fand, gaben der ohnmächtigen Aslof neue Lebenskraft, und auch sie stieg an's Land.

Die Insel schien anfangs wüst. Weißgraue Steinblöcke lagen in colossalen Massen übereinander gethürmt; nur hier und da standen kümmerlich auf der Haide einzelne Zwergbirken. Mehr nach innen zu wurde die Gegend fruchtbar und reizend. Smaragdgrüne Auen, von silberklaren Bächen durchrieselt,

wechselten mit schattigen Hainen; aus den Zweigen erschallte ein lieblicher Gesang von goldgefiederten Vögeln, und schwellendes Moos lud ein zur erquickenden Ruhe. Endlich trat man in einen Garten, der auf's Herrlichste mit dem Farbenschmelze der Beete, mit Früchten und blühenden Gesträuchen prangte. Durch das sanft zitternde Laub der Bäume säuselte es wie von Aeolsharfen; wunderbar klingende Glockenblumen läuteten harmonisch unter den Büschen; Nachtigallen flöteten aus duftigen Lauben; Springbrunnen spielten mit melodischem Rauschen, und Wasserfälle brausten in tiefen Orgeltönen: das Ganze gab ein bezauberndes Concert. In der Mitte des Gartens erhob sich ein mit verschiedenem Gehölz bewachsener Berg. Auf dem Gipfel desselben war ein weiter Schlund mit schroffen Felswänden, großen Klüften und Spalten, ähnlich dem Krater eines Vulkans. Aus diesem Krater stieg ein kegelförmiger Hügel empor, gekrönt von der schieferbedeckten Kuppel eines Hauses, welches halb über, halb unter der Erde gebaut zu sein schien. Vergeblich spähten die Beiden, ob nicht Menschen daraus zum Vorschein kämen. Sie gingen rings herum und betrachteten Alles mit gespannter Aufmerksamkeit. Da entdeckten sie einen schmalen Fußpfad, der sich in mancherlei Windungen niederschlängelte. Orm schritt voran; schüchtern und zaghaft folgte Aslof. Der Pfad wurde allmählig breiter und bequemer. Er führte an schauerlichen Abgründen vorbei und durch Höhlen von seltsamer Bildung bis zu einem hochgewölbten Bogengang, der von schwarzen Basaltsäulen getragen wurde und in einer finstern Grotte endete. Als sie hier zweifelhaft stille standen, schoß blitzschnell eine hellgrüne, glänzende Schlange aus der Tiefe der Grotte hervor und verschwand sogleich wieder. Erschrocken fuhren sie zusammen; doch wurde ihnen bei dem Glanze eine Pforte mit zwei Flügelthüren sichtbar. Orm ging beherzt darauf zu und klopfte an; er lauschte mit angehaltenem Athem. Kein Geräusch, keine Stimme ließ sich hören. Er faßte sich ein Herz, öffnete und trat mit seiner Gefährtin ein.

Sie befanden sich auf einem geräumigen Hausflur, wo viele kleine Lichter schimmerten. Zur Seite entdeckten sie reichgefüllte Vorrathskammern, und auf dem Küchenherde brannte

lustig ein hell loderndes Feuer. Eiserne Töpfe standen umher, und eine große schwarze Katze verrichtete emsig die Geschäfte einer Köchin, ohne sich durch die Gegenwart der neuen Gäste stören zu lassen. Eine breite Marmortreppe führte hinauf nach einem Saale, der mit spitzbögigen Fenstern geziert war. Durch die bunt gemalten Scheiben fiel ein magisches Dämmerlicht, das im lieblichsten Farbenwechsel spielte. Von da stiegen sie höher, und fanden verschiedene Gemächer, ausgerüstet mit Allem, was zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehört. Hier standen seidene Betten, dort Schränke mit Kleidungsstücken, dort allerlei kostbares Hausgeräthe. Als sie in den Saal zurückkehrten, fanden sie einen Tisch mit würzigen Speisen besetzt. Sie zauderten davon zu essen; aber der Hunger trieb sie an, und also ließen sie es sich wohlschmecken. Darauf erschien die Katze und deckte ab. Sie fing an, einige Sprünge zu machen: sogleich spielte eine prächtige Wanduhr, wie mit Geigen und Flöten, einen Hopser auf, während die Katze sich trotz der besten Ballettänzerin mit der ihr eigenthümlichen Geschmeidigkeit herumdrehte und ihre beiden Zuschauer durch die wunderlichsten Kapriolen ergötzte. Die Uhr schwieg. Orm und Aslof begannen unwillkürlich einen Schleifer, den die Uhr ebenfalls mit veränderter Melodie begleitete. Jetzt kam der Abend; ermüdet legten sie sich in die seidenen Betten und schlummerten süß, bis der Morgenstrahl sie weckte. Als sie aufgestanden waren, traten sie auf einen von alabasternen Säulen getragenen Balkon hinaus. Hier hatte man eine entzückende Aussicht. Die Insel erschien wie ein kesselförmiges Thal, mit dem Berge, worauf das Haus stand, in der Mitte. Der Fuß des Berges war mit blumigem Gürtel umzogen; um denselben legte sich in helleren und dunkleren Schattirungen ein grüner Kranz von üppigem Gras- und Baumwuchs; den gehobenen braunen Rand der Insel umstarrten weiße Klippen, gleich Pfeilern, auf denen der Kessel ruhte. Ringsum schäumten kochend und brandend die Wogen, wie durch unterirdisches Feuer, fernhin einte sich das Meer dem Horizonte. — Nach dem Frühstücke stiegen sie den Berg hinunter, lustwandelten durch den Garten, durch die Haine und Auen, ergötzten sich an den Farben und Tönen, und kehrten zu-

Mittag wieder in die wunderbare Behausung zurück. Die Katze verrichtete ihnen alle Dienste; die Uhr spielte, so oft sie tanzten; die Früchte des Gartens erquickten sie auf ihren Spaziergängen. So verlebten sie den Sommer in ungestörtem Glück.

Als die Blätter der Bäume anfingen sich gelb zu färben, sah Aslof auf ihrem Schooße einen holdselig lächelnden Knaben. Die Freude der Eltern war grenzenlos. Da wurden sie durch eine seltsame Erscheinung überrascht. Die Thür öffnete sich, und eine riesenhafte Frau trat ein. Um ihr erdfarbenes Antlitz flatterten silberne Locken; ihre Züge verriethen eine tiefe Schwermuth. Sie war von einem hübschen himmelblauen Gewande umflossen, und in ihrem Wesen lag etwas Mäjestätisches. Mit starker, klangreicher Stimme begann sie: »Erschreckt nicht über mein plötzliches Erscheinen; ich bin die Eigenthümerin dieses Hauses. Gern wäre ich früher gekommen; aber ich konnte nicht eher, als bis der kleine Patron da sich eingestellt hatte. Nun habe ich freien Zutritt. Holt indeß nur ja keinen Priester vom festen Lande her zur Taufe, sonst muß ich wieder fort. Wenn Ihr diesen meinen Wunsch erfüllt, so könnt Ihr hier bleiben, und Glück soll Euch immerdar umblühen. Erfüllt Ihr diese Bedingung nicht, so wird mein Zorn Euch und selbst das Kind mit Mißgeschick und Plagen heimsuchen. Was Ihr bedürft, wird die Katze Euch herbei schaffen. Wenn Ihr in Gefahr seid, braucht Ihr nur drei Mal meinen Namen zu rufen; ich werde im Augenblicke erscheinen und Euch Beistand leisten. Ich bin vom Geschlechte der alten Riesen und heiße Guru. Doch hütet Euch, in meiner Gegenwart den Namen Dessen auszusprechen, der jeden Riesen mit Entsetzen erfüllt; auch macht nie das Zeichen des Kreuzes. Ihr könnt hier das ganze Jahr wohnen; nur am Weihnachtsabend, wenn die Sonne am niedrigsten steht, müßt Ihr mir das Haus überlassen. Dann feiern wir ein großes Fest, wo es uns allein erlaubt ist, fröhlich zu sein. Wollt Ihr während des Festes nicht gern aus dem Hause gehen, so haltet Euch möglichst ruhig in den oberen Gemächern und guckt, wenn Euch Euer Leben lieb ist, vor Mitternacht nicht in den Saal. Nachher könnt Ihr wieder Alles in Besitz nehmen.« — Mit diesen Worten verschwand die Riesin.

Als der Weihnachtsabend kam, verhielten sich Orm und Aslof, der erhaltenen Weisung gemäß, ganz still in den oberen Gemächern. Die Dunkelheit brach ein, und sie hörten in der Luft ein Rauschen, wie von dicht geschaarten Zugvögeln. Orm stieg auf den Balkon. Welch ein wunderbares Schauspiel zeigte sich da! Die kleinen Eilande umher flimmerten von zahllosen bläulichen Lichtern, die beständig auf und nieder hüpften und sich endlich im Kreise um einen großen Stein sammelten, der am Ufer der Insel stand, auf welcher Orm und Aslof wohnten. Er konnte jetzt deutlich unterscheiden, daß die bläulichen Lichter von Zwergen getragen wurden, welche allerhand possirliche Sprünge machten. Einige hatten lange rothe Nasen, andere glühende Eulenaugen, andere Krallen und Vogelschnäbel: alle waren mißgestaltet und bleich im Gesicht. Auf einmal verwandelte sich der Stein in eine riesige Menschengestalt. Der Kreis öffnete sich; die Kleinen zogen sich auf jeder Seite zurück; Guru trat heran und umarmte die Gestalt, welche sogleich Leben und Bewegung erhielt. Nun machten die Zwerge einen Lärm und ein Geschrei, daß die ganze Insel davon widerhallte. Orm kehrte daher zu der zitternden Aslof zurück. Die Procession rückte näher. Jetzt zogen alle in den Saal ein; die Riesen dumpf und schwer niedertretend, die Zwerge trippelnd und krabbelnd, wie ein Heer von hunderttausend Mäusen. Die Beiden vernahmen ein zischelndes Geschwirr und Gewirr von feinen Stimmen, dazwischen tiefe Baßtöne; sie hörten das Klappern der Schüsseln, das Klingen der Becher und gellenden Freudenruf. Als Mitternacht vorüber war, begann der Tanz, und die Uhr machte lustige Musik dazu. Während der Pausen ertönten Harfenklänge, begleitet von einer starken weiblichen Stimme in so bezaubernder Weise, daß Aslof von süßer, unbeschreiblicher Sehnsucht ergriffen wurde. Orm war nicht im Stande, sie zurückzuhalten. »Laß mich näher hinzutreten,« rief sie aus, »oder mir bricht das Herz!« Sie nahm ihr Kind und stellte sich dicht an die Treppe, wo sie ohne bemerkt zu werden lauschen und auch den Tanz mit ansehen konnte. Lange ergötzte sie sich an dem Gesange und an den Sprüngen der kleinen muntern Geschöpfe, die in der Luft zu schweben und den Boden

gar nicht zu berühren schienen. Ihre ganze Seele war versunken in ein Wonnemeer. Inzwischen wurde das Kind auf ihren Armen schläfrig und athmete schwer. Unwillkürlich schlug sie ein Kreuz über dem Säugling und sagte: »Christus segne Dich, mein Kind!« — Kaum waren diese Worte über ihre Lippen gekommen, so fing der Berg an zu donnern und zu krachen. Das Haus wurde wie von einem Erdbeben erschüttert; die Wände, Pfosten und Säulen wankten und dröhnten. Die Geister erhoben ein fürchterliches Geheul, taumelten in wirrem Gedränge aus dem Saale und stürzten über Hals und Kopf die Treppe hinunter. Die Lichter erloschen im Nu, und in wenig Augenblicken war das ganze Haus finster und öde.

Orm und Aslof standen lange wie betäubt, und wagten nicht, sich zu rühren. Sie verbargen sich in einen abgelegenen Winkel, und erst als die Nacht vorüber gegangen war und die Sonne wieder schien, faßten sie den Muth, in den Saal hinabzusteigen. Der Tisch war noch gedeckt, wie die Unterirdischen ihn verlassen hatten, mit allem köstlichen, wundervoll aus Silber gearbeiteten Geschirr. In der Mitte stand ein großer, halb mit süßem Meth gefüllter kupferner Kessel und ihm zur Seite ein Trinkhorn von reinem Golde. In einer Ecke lag ein Saiteninstrument. Als sie sich umwandten, erschraken sie sehr; denn noch saß jene ungeheure Gestalt am Tische: der Riese, den Guru hierhergeführt und der jetzt wieder in einen kalten, harten Stein verwandelt war. Während sie ihn anstarrten, erschien Guru selbst. Thränen rollten ihr von den Wangen; vor Schluchzen konnte sie kaum ein Wort hervorbringen. Endlich sagte sie: »Grenzenlosen Schmerz habt Ihr über mich gebracht; denn ich muß von nun an mein Lebelang weinen. Aber da ich weiß, daß Ihr es nicht aus böser Absicht gethan, so vergebe ich Euch, obwohl es mir ein Leichtes wäre, Euch das Haus über dem Kopfe wie eine Eierschale zusammen zu drücken. Ach!« rief sie wehklagend, »da sitzt mein Gatte, den ich mehr liebte, als mich selbst, für immer versteinert und wird nie wieder die Augen öffnen. Dreihundert Jahre lebte ich bei meinem Vater in einem fernen Lande glücklich, in jugendlicher Unschuld, die schönste der Riesenjungfrauen. Mächtige Helden kämpften um

meine Hand. Anfind gewann den Sieg und zog mit mir nach dieser Insel, die wir mit vielen Herrlichkeiten schmückten und wo wir lange in ungestörtem Frieden lebten. Da segelte Oluf von Brittanien ab. Sie nannten ihn den Heiligen, und Anfind entdeckte sogleich, daß seine Reise den Riesen verderblich sein werde. Als er Olufs Schiff erblickte, ging er an den Strand und blies mit aller Macht dagegen an. Die Wogen schwollen zu Bergen. Aber Oluf war mächtiger: er flog ungehindert und schnell, wie der Pfeil vom Bogen, durch die Fluthen, indem er grade auf unsere Insel lossteuerte. Als das Fahrzeug ganz nahe war, streckte Anfind den Arm aus, packte das Vordertheil desselben, und wollte es in die Tiefe versenken. Aber der schreckliche Oluf kreuzte die Hände und rief mit lauter Stimme: „Stehe da als ein Stein bis zum jüngsten Tage!" — Seitdem ist all mein Glück vernichtet, einsam und traurig habe ich mein Dasein fortgekümmert. Nur an Weihnachtsabenden können versteinerte Riesen ihr Leben auf sieben Stunden wieder erhalten, wenn Einer von ihrem Stamme sie umarmt und dafür hundert Jahre von seinem eigenen Leben opfert. Selten thut ein Riese das. Ich aber liebte meinen Gatten zu zärtlich und zählte nie, wie oft ich es gethan, damit ich nicht wüßte, wenn die Zeit erfüllet wäre, wo ich sein Schicksal theilen und im Augenblicke der Umarmung mit ihm zu Stein werden sollte. Ach, nun ist mir auch dieser letzte Trost genommen, und er wird nicht eher wieder in's Leben zurückkehren, als bis die Morgendämmerung des jüngsten Tages anbricht. Ich scheide jetzt von Euch, um Euch nie wieder zu sehen und schenke Euch dieses Haus. Laßt es indeß Niemanden wagen, sich auf den kleinen umliegenden Eilanden niederzulassen. Dort hausen die unterirdischen Zwerge, die Ihr beim Feste gesehen und die ich beschützen will, so lange ich noch lebe.« — Nach dieser Rede nahm sie das Saiteninstrument, das in der Ecke stand, und entfernte sich.

Seitdem verstummte die Uhr, und die Katze kam nicht wieder zum Vorschein. Aus dem Garten waren die wunderbaren Stimmen der Blumen und Wasser, aus den Hainen die goldgefiederten Vögel verschwunden. Im nächsten Frühjahr

brachte Orm das goldene Trinkhorn nebst dem kostbaren Silbergeräthe nach Norwegen. Der Erlös daraus machte ihn zum reichen Manne. Er besuchte Aslofs Vater, und dieser versöhnte sich nun gern mit ihm. Dann kehrte er, wohl versehen mit Allem, was er sich wünschte, nach der Insel zurück, wo seine Familie noch bis auf den heutigen Tag in Glück und Wohlstand lebt. Das steinerne Riesenbild blieb in dem Saale sitzen; denn da die ungemein harte Masse jedem Eindrucke von Hammer, Axt oder Meißel widerstand, so konnte es nicht fortgeschafft werden, bis endlich ein heiliger Mann kam, der es mit einem einzigen Worte auf seine alte Stelle zurück brachte, wo es sich noch jetzt befindet und den Fremden als besondere Merkwürdigkeit gezeigt wird. Der kupferne Kessel blieb als Andenken aufbewahrt und wird alle Weihnachtsabende mit süßem Meth gefüllt, dessen man sich bei Spiel und Tanz erfreut.

Während des Winters hatte ich Gelegenheit, die Nordlichter fast in jeder hellen Nacht zu beobachten. Zuweilen schossen sie in lauter graden Linien vorwärts und stellten dem Auge einen unermeßlichen, unbeweglichen Lichtstrom dar; aber weit gewöhnlicher hüpften sie zitternd und zuckend am Horizont entlang, indem sie bei ihrem Vorrücken die schönsten kreisförmigen Figuren bildeten. Wenn sie sich an gewissen Punkten des Horizontes gesammelt hatten, so theilten sie sich wieder in zahllose Zweige und schossen über den Scheitelpunkt hinaus bis zu den größten Entfernungen auseinander, aber immer so, daß die ganze Erscheinung eine eiförmige Gestalt beibehielt, bis sie sich endlich in einen schwachen Lichtstrom verlor. Die Farbe war meist bräunlich gelb und weiß, nahm aber oft die Mischung von Roth und Grün an. Wenn die Nordlicher besonders schnell und lebhaft sind, so hört man ein knisterndes Geräusch, wie von den Funken einer Elektrisirmaschine*); in diesem Falle pflegen

*) Dies knisternde Geräusch des Nordlichtes ist vielfach bestritten worden; man hat dasselbe vielmehr dem Zusammenziehen des Eises und der Schneekruste bei plötzlicher Erkaltung des Luftkreises zugeschrieben.

sie die Vorboten eines von Norden her kommenden Sturmes zu sein. In dieser Himmelsgegend und in Nordosten erschienen sie auch immer am stärksten. Man hat verschiedene Erklärungen dieser Erscheinung versucht: möge eine poetische hier ihren Platz finden.

Das Nordlicht.

Was leuchtet so herrlich von Mitternacht
Mit fliegenden Streifen und Farben?
Was schimmert in lichter, in purpurner Pracht
Und schießt in feurigen Garben?
Was deutet dies Flimmern, dies knisternde Sprühen,
Dies wunderlich spielende Glänzen und Glühen? —

Schwimmt etwa im wogenden Aethermeer,
Das Hesper durchflammt und Aurora,
Von himmlischen Geistern ein jubelndes Heer?
Ist etwa die leuchtende Flora
Erblüht an der Sonne Lichtborn helle,
Wie wilde Rosen am Rande der Quelle? —

Zog etwa bei Nacht von Afrika
Und aus Arabiens Wüsten
Die zauberische Fata Morgana
Nach Grönlands eisigen Küsten.
Und sendet nun sehnend die weißen und rothen
Gebilde nach Süden als Liebesboten? —

Zum Nordpol schiffe, wer also fragt.
Da steht ein Bergesriese,
Der hoch in die blauen Lüfte ragt.
Wie über den Nebel der Wiese
Ein Eichbaum mit majestätischer Krone:
So hebt er sich über die Wolkenzone.

Im innersten Bauche des Berges kocht's;
Man hört es heulen und zischen.
Wie von zehntausend Hämmern pocht's,
Und langsam im Tacte dazwischen
Dröhnt immer Ein Schlag furchtbar vor allen,
Daß zittern und beben des Berges Hallen.

Vom Krater des Gipfels schießen mit Macht
Empor wohl hundert Meilen
In purpurner, weißlicher, grünlicher Pracht
Hell glänzende Feuersäulen.
Bald zuckt es, bald wirbelt's in Funken-Heeren,
Als sähe man dort die Hölle gähren.

Schmied Wieland mit seinen Gesellen haust
In dem Berg, um Waffen zu schmieden;
Er selber schlägt mit gewaltiger Faust
Den Ambos ohn' Ermüden,
Und viel pausbackige russige Bläser
Sind hier des Blasebalgs Verweser. —

Allmorgendlich aus Walhalla's Thor
Ziehn berserkerwüthige Helden*);
Sie ziehen mit Wehr und Waffen hervor,
Wie alte Sagen melden,
Und hau'n sich in Stücke nach Herzenslüsten,
Bis sie sich am Abend zur Heimkehr rüsten.

Flugs heil ist die Haut, flugs wachsen an
Die Glieder, die gingen verloren,
Und zu Walhalla's Freuden ist dann
Ein Jeder neu geboren.
Das Rüstzeug und die zerbrochenen Waffen
Muß Wieland, der Schmied, von Neuem schaffen.

Von Eisen strotzt der Berg; es zeigt
Dahin der Boussole Spitze;
Doch wenn aus der Esse die Lohe steigt
Hoch auf zum Sternensitze,
Und die leuchtenden Streifen nach Süden ziehen:
Dann sprechen wir von Nordlichts-Glühen.

Siebentes Kapitel.

Das Leben in Reikjavik ist nicht eben geeignet, dem Fremden die Trübseligkeit eines isländischen Winters angenehmer zu machen. Freilich sind die Häuser der Kaufleute ganz europäisch eingerichtet. Man findet hier Mahagony-Möbeln, große Spiegel, gußeiserne Oefen; schöne Teppiche liegen vor den Sopha's ausgebreitet, niedliche Gardinen beschatten die Fenster, englische Kupferstiche zieren die weißübertünchten Wände; Porzellan, Silberzeug und geschliffene Gläser stehen auf Kasten oder Ecktischen zur Schau; auch fehlt es nicht an Blumentöpfen und Fortepiano's. Bei alledem konnte ich mich hier nie heimisch fühlen. Der in den Gesellschaften herrschende steife Ton läßt die Gemüthlichkeit nicht aufkommen. Man giebt im Laufe des Winters einige Bälle, und ergötzt sich durch kleine Schauspiele, die von Privatpersonen aufgeführt werden; außerdem verbringt

*) Arngrim Berserker, d. i. Barpanzer, war nach der skandinavischen Sage ein gefürchteter Kriegsheld, der ungeharnischt in den Kampf ging, seine rasende Wuth ersetzte die Waffen. Er hatte zwölf Söhne; diese erbten den Namen Berserker und seine Kampfeswuth. Daher wird jede wildtobende Kampfeswuth oft Berserkerwuth genannt.

man die Zeit mit Tabakrauchen, Kartenspielen und Punschtrinken. Daß die einfachen Sitten der gebornen Isländer in und um Reikjavik durch den Einfluß der Femden vielfach verderbt sind, ist ganz natürlich. Habsucht und Geldgier hat sich überall eingeschlichen. Eine gute Eigenschaft hat sich jedoch erhalten, das ist die Ehrlichkeit. Während meines Aufenthaltes in Reikjavik konnte ich meine Sachen unbesorgt an jeder Stelle liegen lassen, ohne daß ich je das Geringste vermißte; ja man erlaubte weder sich, noch den Kindern, Etwas davon in die Hände zu nehmen. In diesem Punkte sind die Isländer so gewissenhaft, daß, wenn etwa ein Bauer aus einem entfernteren Orte kommt und in eine Kothe treten will, er gewiß nicht unterläßt, vorher an die Thür zu klopfen, selbst wenn sie offen steht. Sagt Niemand »Herein!« so betritt er sie nicht. Man kann ohne Furcht bei offener Thüre schlafen. Ueberhaupt sind Verbrechen hier sehr selten. — Eigenthümlich ist die Art des Tabakschnupfens. Man bewahrt den Schnupftabak nämlich in einer aus Bein gedrechselten Büchse, die wie ein kleines Pulverhorn aussieht. Wenn man nun schnupfen will, so beugt man den Kopf zurück, steckt die Spitze dieses Hornes in die Nase und schüttelt eine Prise hinein; so wandert das Tabak-Horn von einer Nase zur andern. Uebrigens schnupft und kaut man den Tabak mit Leidenschaft; daneben hat das Branntweintrinken sich von den Handelsplätzen aus wie ein böser Krebs eingefressen. Vorzüglich das Geburtsfest des Königs feiert man durch Trinken. Außerdem feiert man den 19. April, als den ersten Sommertag, durch's ganze Land auf besonders festliche Weise, indem man der Jugend kleine Geschenke ertheilt, wie zu Weihnachten.

Erst gegen Ende Juni konnte ich Island verlassen, da früher kein Schiff absegelte. Ich beschloß demnach, vorher noch den westlichen Theil der Insel zu besuchen. Am 16. Mai brach ich auf, und fuhr auf einem sechsrudrigen Boote nördlich über die Wallfischbai bis Indreholm; von da aus setzte ich meine Reise zu Lande nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten fort, da noch alle Berge mit Schnee bedeckt und die Wege noch sehr naß und schlüpfrig waren. Am 18. kamen wir an den tiefen und breiten Hvit-aa, d. i. weißer Fluß, der sich in den Borgafjord er-

gießt und den Namen von der Milchfarbe seiner Gewässer führt. Als wir bei der Fähre anlangten, erregte der Zustand des Bootes in mir einige Besorgniß, und in der That sahen wir uns genöthigt, das eindringende Wasser beständig auszuschöpfen, um uns flott zu erhalten. Im Sommer kann man den Fluß auch an einigen Stellen durchwaten. Im vorigen Jahre ereignete sich ein sonderbarer Fall. Als die Leute eines Sonntags zur Kirche ritten, wurde das Pferd eines Landmannes, gerade an der tiefsten Stelle, scheu, und warf den Reiter ab. Da dieser nun von beiden Seiten des Ufers gleich weit entfernt war und nicht schwimmen konnte, so hielten ihn alle Zuschauer ohne Rettung für verloren. Zufällig kam er indessen auf dem Rücken zu liegen, und da er zugleich Hände und Beine ausstreckte, so erhielt er seinen Kopf über der Oberfläche des Wassers und wurde vom Strom ganz sanft abwärts getragen, während seine Gefährten an den Ufern entlang ritten und sich die ganze Zeit über mit ihm unterhielten, bis er endlich, nachdem er so fast eine Viertelmeile fortgeschwommen, auf einer kleinen Sandbank abgesetzt wurde und von dort glücklich ans Land kam. — In der Nachbarschaft des ausgebrannten Vulkans von West-Skardsheide mußten wir über den Bergweg durch ungeheure Schneemassen wandern, welche an manchen Stellen kaum so viel Festigkeit hatten, daß wir darüber hinwegreiten konnten, und die um so gefährlicher waren, als sie in ihrem Innern eine Menge kleiner Seen und Ströme verbargen, in welche wir jeden Augenblick versinken konnten. Von Hytardal aus wandten wir uns westlich und ritten noch spät Abends den 22. Mai am Rande der sandigen Küste entlang, von welcher das Meerwasser zur Ebbezeit zurückgetreten war. Indem wir abwechselnd über die vorspringenden Lavaströme und kleinen Seebuchten setzten, mußten wir unsere Pferde an den ebeneren Stellen in Galopp setzen, um nicht von der Fluth eingeholt zu werden. Einmal befanden wir uns über eine Viertelmeile vom Ufer entfernt, und ich muß gestehen, daß mein Blut nicht so ganz ruhig blieb, während meine Gefährten von der Menge der Reisenden erzählten, die ihr Leben verloren, indem sie urplötzlich von den Meereswogen umringt und überstürzt wurden.

Der kalte Wind, welcher von den Bergen zu unserer Rechten wehte, machte das Reiten sehr beschwerlich; dies abgerechnet, ließ es sich so gut als bei Tage reisen, denn selbst um Mitternacht erschienen alle Gegenstände rings umher ganz deutlich. Gegen drei Uhr Morgens stellte sich der ungeheure Eisberg Snäfell-Yökul unseren Blicken zuerst dar. Er thürmt sich zu einer Höhe von fast fünftausend Fuß auf. Anfangs zeigte er sich in einem etwas dunklen Lichte und warf braune Schatten; aber bald fing er an heller zu werden und zu glühen, bis er dann nach Sonnenaufgang in seiner ganzen Herrlichkeit erschien. Um halb sechs Uhr langten wir bei der Kirche und Pfarrei Stadarstad an. Von da setzten wir unsern Weg über Buderstad nach Stappen fort.

Die ganze Küstenstrecke von Indersholm bis Stappen und höher hinauf zeigt den Schauplatz unterirdischer Feuerswuth. Die auf einander folgenden mächtigen Glühöfen, die vormals hier thätig waren, lassen jetzt nur noch auf ihrer Höhe die schwarzen Rauchfänge sehen. Zu ihren Füßen dampfen hier und dort heiße Quellen und die kleineren Kegelberge erscheinen mit ihrem oft verglasten Mantel aus der Ferne wie polirt und spielen bald in dunkleren, bald in helleren Farben: schwarz, braun, grau und bläulich, oder auch roth, lichtgelb und grünlich. Dies gilt von allen solchen Kegeln auf Island. Finstere Höhlen, zum Theil von Tropfstein, gähnen den Wanderer auf den Seiten des Weges an. In der Gegend von Hytardal besuchten wir in Begleitung mehrerer Geistlichen die singende Höhle Saunghellir, so genannt wegen ihres schönen Widerhalles. Sie ist etwa vierundzwanzig Fuß lang und halb so breit. Die Geistlichen stimmten einen Psalm an und dieser Gesang brachte die feierlichste Wirkung hervor. Bei den heißen Quellen von Stadarstad freute ich mich der schönen Versteinerungen von Moosen und Gräsern, die wie aus Zucker gebildet erschienen, auch fand ich die niedliche Nachahmung eines festen, thurmreichen Schlosses. An dem Vulkan hinter Buderstad (Butterstadt) fand ich Bruchstücke vulkanischen Glases, welche täuschend den Diamanten glichen. Hinter Buderstad schlängelte sich der Pfad oft neben Klippen hin, die über das Meer hingen; oft rausch-

ten uns Gießbäche mit Wasserfällen entgegen, und Schaaren von Seevögeln belebten das Ganze. Stappen liegt auf einer Reihe von Basaltfelsen. Diese Felsen sind aus lauter einzelnen schwarzen Säulen zusammengesetzt und erstrecken sich als Inselgruppen in die See. Die Küste bei Stappen ist überhaupt sehr merkwürdig. Auf einer Strecke von fast einer halben Meile ziehen sich die Klippen der Basaltsäulen hin, von denen einige höchst regelmäßig zusammengestellt sind; andere dagegen sind durch die Gewalt späterer vulkanischer Ausbrüche zersprengt und in wilder Verwirrung durch einander geworfen oder auch mit dem Erguß eines darüber gewälzten Lavastroms verschmolzen. Viele Säulen bilden am Meer große Höhlen. In zwei derselben fällt das Licht durch Spalten in der obern Decke und bewirkt eine sehr malerische Erleuchtung. Man fährt in einem Nachen von der Seeseite aus in diese Höhlen. Die Einfahrt in die eine glich einem mächtigen Thore, das in eine Festung führt. Hinter dem Eingang weitete sich der Raum. Die Säulen waren gerade, ungefähr vier Fuß breit, zwanzig bis funfzig Fuß hoch, meistens sechskantig, zum Theil aber auch fünfkantig. Die Isländer nennen auch hier die großen Säulenreihen Riesenwälle und die Höhlen Zwergkammern. Eine ähnliche Erscheinung von angehäuften Basaltpfeilern findet sich bei Höskuldstadt im Nordviertel, südlich von Skagestrand.

Am Strande bei Stappen erblickten wir mehrere Haifische, die man wegen des Oeles, der Leber und der Haut gefangen hatte. Starke Angeln mit Ködern werden, an Ketten befestigt, in einer kleinen Entfernung vom Ufer eingeankert und daran die gefangenen Fische ans Land gezogen. Von der Haut macht man Schuhe; das Fleisch wird theilweise geräuchert und verspeist. Mir war es unmöglich, davon zu essen; ich konnte es kaum riechen. Es war der nordische Menschen-Hai (squalus glacialis), welcher zwölf bis achtzehn Fuß lang wird. Seine Raubsucht ist so groß, daß er sein eigenes Geschlecht nicht verschont. Ein Lappländer verlor einen an seinen Kahn gebundenen Hai, ohne es zu bemerken. Kurz nachher fing er einen größern und fand in dessen Magen den verlorenen wieder. Die kleinen mit Robbenfellen überzogenen Nachen der Grönländer soll er oft mit seinem

weiten Maul niederdrücken und den darauf Sitzenden die Beine abbeißen. Ist er gefangen, so haut man ihm den Kopf ab und sobald als möglich auch den Schwanz, mit welchem selbst der geköpfte Fisch noch gefährlich um sich schlägt. In seinem Magen hat man ganze Seehunde, Kanonenkugeln, kleine Fässer mit Wein und dergleichen gefunden. Den Hauptvortheil gewährt die große Leber, welche sehr viel Thran enthält. Ein großes Thier giebt gegen dreihundert Pfund Thran.

Am 25. Mai unternahm ich die Besteigung des Snäfell-Yökuls. Der Sohn des Probstes von Stappen begleitete mich nebst drei anderen Männern. Wir verließen Stappen um acht Uhr Morgens und wanderten nördlich am Fuße des Stappafial, der von Tuffstein- und Lava-Höhlen gleichsam durchlöchert ist. Zu unserer Rechten hatten wir einen Lavastrom, der in einer langen, rinnenartigen Kluft vom Yökul herabgeflossen ist, und wir mußten wiederholt über denselben hinwegsetzen. Gegen zehn Uhr erreichten wir den letzten schwarzen Fleck, den wir entdecken konnten. Es war ein großes Stück Lava. Hier machten wir einen Ruhepunkt, um neue Kräfte zu schöpfen. Was uns bis dahin die größte Beschwerde verursacht hatte, war die außerordentliche Weichheit des Schnee's: wir sanken oft bis über die Kniee ein. Nun gewann die Oberfläche des Schnee's mehr Festigkeit, während der Berg sich sanft erhob. Nach Verlauf einer halben Stunde ward die Anhöhe indessen steiler und endlich so schroff, daß wir beständig im Zickzack hinaufklettern mußten. Alle dreißig bis vierzig Schritte mußten wir uns vor Mattigkeit in den Schnee werfen, doch nach ein paar Minuten fühlten wir uns merkwürdiger Weise wieder so frisch und munter, wie vorher. Die Sonnenstrahlen prallten blendend von den vielen kleinen Eiskrystallen auf der Oberfläche des Schnee's ab. Sehr wohlthätig empfanden wir daher den Gebrauch der schwarzen seidenen Halstücher, womit wir uns zum Schutze unserer Augen versehen hatten. Bald zeigte sich uns der östlichste Pik oder Zacken des Berges und schien nicht mehr weit zu sein; doch erst Mittags gegen ein Uhr erreichten wir nach wiederholten Anstrengungen seinen südlichen Fuß. Der Pik ist in drei kleinere Zinken getheilt, welche aus gefrorenen Eismassen be-

stehen und an ihrer Vorderseite von schönen massiven Eispfeilern getragen werden. Diese Eispfeiler spielen in einer lebhaft grünen Farbe und werfen die Sonnenstrahlen in tausend Blitzen zurück. Nachdem wir an dieser zauberhaft schönen Stelle wohl eine halbe Stunde verweilt und uns durch einige Erfrischungen gestärkt, setzten wir unser Aufsteigen bis zum Gipfel fort. Der Berg hob sich jetzt wieder sanft empor; die Luft nahm an Reinheit zu und die Schneekruste ward ganz fest, so daß wir auf dieser freilich immer noch trügerischen Brücke glücklich über die Spalten und Risse getragen wurden, welche andere Reisende als so furchtbar und gefährlich schildern. Bedenklich war uns jedoch der Umstand, daß wir Nebel gewahr wurden, die sich rings um den Yökul in einer ansehnlichen Entfernung unter uns sammelten; denn in solchem Nebel hat schon mancher der Bergsteigenden sich verirrt und ist elendiglich umgekommen, indem das Hinabsteigen dadurch viel schwieriger wird.

Gegen drei Uhr erreichten wir den Fuß der höchsten Spitze. Schon glaubten wir uns unserem Ziele nahe, als sich urplötzlich vor unseren Augen ein schauderhafter Abgrund von mehr als zweitausend Fuß senkrechter Tiefe eröffnete. In der Mitte dieser Tiefe erhob sich ein kreisförmiger Kessel, dessen Wände mit grünem Eise bedeckt waren. Indem wir an dem gefrorenen Rande dieses Abgrundes fortgingen, stiegen wir auf der Nordseite des Gipfels hinan; als wir uns aber der äußersten Spitze bis auf ungefähr drei Ruthen genähert hatten, sahen wir uns von jedem ferneren Vordringen durch eine senkrechte Wand von grün schimmernden Eispfeilern abgeschnitten. Darauf ruhte der schneeige Gipfel, wie die alabasterne Kuppel eines Tempels auf rings umgebenden smaragdenen Säulen. Wir konnten das weiße Dach sehr bequem mit dem Ende der langen Stangen oder Bergstöcke, die wir mitgenommen, erreichen. Aus unseren Stangen bildeten wir einen Sitz auf dem Schnee und ließen uns nieder, um ein kaltes Mittagsmahl einzunehmen. Der Nebel, den wir während unseres Aufsteigens nur hier und da in einzelnen Streifpartien bemerkt, umschloß den Yökul jetzt vollständig und hinderte uns, die niederen Küsten und Häfen am Fuße des Berges zu überschauen. Dessen ungeachtet war die Aussicht erhaben.

Wir standen hoch über einem Wolkengürtel, aber rings umher tauchten aus dem halbdurchsichtigen Schleier die sonnenbeglänzten Gipfel des Akkrafiall, des Geitlands-Jökul, Skiallbreid nebst dem Hekla und anderen Bergen. Die ganze Länge des Faxe-fiord war deutlich mit allen Buchten und einer zahllosen Menge von Inseln zu sehen. Im Norden schimmerten am hellsten die Jökuls Glauma und Draangaa. Im Westen verlor sich der Blick über das Meer am fernen Himmelssaum. Als wir eben wieder hinabsteigen wollten, stieg ein Adler aus dem Nebel empor und hob sich majestätisch zum blauen Aether: ein treffendes Bild des strebenden Menschengeistes. Das Hinabsteigen fanden wir außerordentlich leicht und schon nach drei Stunden waren wir wieder in Stappen.

Am 26. Mai verließ ich Stappen. Der Weg führte uns um den Jökul herum an der Küste entlang, die von zahlreichen rothen kegelförmigen Hügeln besetzt ist. Gleich hinter Stappen bemerkte ich Lava, die auf ihrer Oberfläche eine Anzahl schöner weißer Flecke entfaltet, gleich der schönsten Stickerei. Zu unserer Linken bemerkten wir zwei dicht neben einander stehende natürliche Obelisken von geringem Durchmesser; die Höhe des größten betrug zweihundert und vierzig Fuß. Auf der Strecke vom Kap Quendvarnes nach Olafsvik passirten wir einen grausigen Bergpaß, indem man dicht an der Küste unter überhängenden Felsmassen von braunem Tuffstein hinwegreiten muß, die von vielen Höhlungen durchlöchert sind, so daß sich oft Stücke davon ablösen und den Wanderer zerschmettern. Bald nachher mußten wir den nicht minder schrecklichen Paß von Bulandshöfder besteigen, wo man tausend Fuß hoch über der Oberfläche des Oceans schwebt, dessen brandende Wogen sich fast senkrecht unter den Füßen des Reisenden mit lautem Gebrüll emporbäumen. Als Wahrzeichen lag vor uns der sogenannte Sarg; denn wahrlich, — Ein Fehltritt, und man stürzt in den Tod. Hinter Grundafiord fanden wir einen Wasserfall, der 150 Fuß hoch über seltsam gebildete Felsen niederbrauste. Nachdem wir den an einer Meerbucht gelegenen Handelsplatz Stickesholm verlassen, fing ein heftiger Sturm an zu wüthen und wir mußten endlich einen Zufluchtsort in der Pfarrei Breidabol-

stadir suchen. Hier verlebte ich einen Sonntag und bemerke bei dieser Gelegenheit, daß die Isländer ihren Sonntag am Sonnabend Abend um sechs Uhr anfangen und am Sonntag Abend um sechs Uhr endigen, so daß sie sich dann umziehen und wieder an ihre Geschäfte gehen. Auch lernte ich hier die Sitte kennen, daß man die Leichname der im Laufe des Winters verstorbenen Personen oft im Keller bis zum Frühling aufbewahrt, wo das Oeffnen eines Grabes weniger Schwierigkeiten verursacht. Wenn es sich ereignet, daß Jemand in der Nähe einer Kirche stirbt, so wickelt man ihn in ein Stück Tuch ein und legt ihn auf eine Bank neben dem Altar, bis man den Sarg gefertigt. — Die Gegend, welche wir auf unserer letzten Tagereise durchwandert, war vormals der Hauptsitz des heidnischen Götzendienstes. Die Halbinsel Thorsneß war dem Thor geweiht und Thor hatte daselbst einen geräumigen Tempel. Hier liegt auch auf einer Landenge der Berg Hellgafell, d. i. heiliger Berg, zu dem Niemand aufblicken durfte, ohne sich vorher durch Abwaschung gereinigt zu haben. Man betrachtete ihn nämlich als den Hügel der Unsterblichkeit, wo die Seelen der Abgeschiedenen in einem zukünftigen Leben verweilen würden. Bei den heidnischen Opferfesten war es Sitte, daß die ganze Gemeinde sich im Tempel versammelte und außer den Opferthieren mußte Jeder ein bestimmtes Maß Bier mitbringen. Mit dem Blut der geschlachteten Thiere wurde der Tempel und das versammelte Volk besprengt; das Fleisch wurde gekocht und gemeinsam verzehrt. Zu dem Ende war in der Mitte des Tempels ein Feuer angezündet, über welchem Kessel aufgehängt wurden. Rings um das Feuer lagerten sich die Gäste und volle Becher gingen im Kreise herum. Nachdem der Oberpriester Speis' und Trank gesegnet, leerte man den ersten Becher zu Ehren Odins, um Sieg im Kampfe und Heil im Staate zu erhalten; der zweite und dritte Becher wurde dem Niord und der Freya gebracht zur Gewährung des Friedens und guter Jahreszeiten; darauf tranken Manche auch die Gesundheit der tapferen Helden Walhalla's. Nach Einführung des Christenthums erhielt sich noch lange Zeit der Gebrauch, bei Gastmählern zu Ehren des neuen Religionsstifters und seiner Heiligen Gesundheiten auszubringen.

Das schlechte Wetter hielt mich längere Zeit auf. Als die Sonne wieder mild und freundlich schien, wandte ich mich nach Hwam, welches sehr angenehm an der Seite eines fruchtbaren Thales liegt. Es gewährte einen erfreulichen Anblick, Heerden von Schafen und Lämmern zu sehen, die in allen Richtungen zerstreut weideten. Die schlimmsten Feinde dieser Heerden sind die Füchse. Sie sind so stark und verwegen, daß sie die größten Widder angreifen. Wenn sie dieselben nicht auf der Stelle tödten können, so halten sie sich an der Wolle fest und lassen sich so lange fortschleppen, bis die Thiere ermatten, worauf sie dieselben bei der Gurgel packen und ihnen das Blut aussaugen. Hwam ist der Geburtsort des berühmten isländischen Geschichtschreibers Snorro Sturleson. Mächtige Volkshäupter hatten lange Zeit hier ihren Sitz und noch jetzt findet man dort eine wallartige Anhöhe, Lögretta genannt, wo sie in der Volksversammlung Recht sprachen.

Von Reikjaholar, einer Meierei am Gilsfjord, welche von den Dampfsäulen zahlreicher heißer Quellen umringt ist, machte ich eine Fahrt nach der Insel Flatey. Unterwegs legten wir bei einem kleinen Werder an und hier war ich Zeuge von der erstaunlichen Zahmheit der Eidervögel, deren Nester in großer Menge vor meinen Füßen umhergestreut lagen. Wenn ich mich ihnen näherte, wurde der Gänserich jedesmal scheu und tauchte eilig unter das Wasser; die Gans blieb gewöhnlich auf ihrem Neste sitzen oder flog doch nur einige Schritte weit. Machte ich jedoch den Versuch, ihre Eier zu berühren, dann kehrte sie sogleich in großer Wuth zurück. Der Gänserich reckte den Kopf empor und kurrte; sein Geschrei ist, ähnlich dem der Tauben, Huho oder Ao. Einige gebrauchten spielend blos den Schnabel, um die sie berührende Hand zu entfernen; andere ließen sich sogar von mir schlagen und konnten nur mit Gewalt von ihren Nestern fortgerissen werden: das sind diejenigen, welche schon längere Zeit gebrütet. Auf der Reikjavik gegenüber gelegenen Insel Videy sitzen sie rund um die Gebäude, an den Dächern, selbst im Innern der Häuser und der Kirche. Diese Vögel stehen nämlich in Island, wie in anderen Ländern, unter dem Schutze der Gesetze. Wer während der Brütezeit eine Eidergans

tödtet und darüber ertappt wird, muß dreißig Thaler Strafe zahlen. Die Nester sind aus Moos, Heu oder Seetang gebaut und mit den feinsten Dunen ausgefüttert, welche sich die Gans mit dem Schnabel aus der Brust rupft. Um das Nest hat sie andere Dunen liegen, womit sie die Eier bedeckt, wenn sie auf Nahrung ausgeht; dies geschieht gewöhnlich zur Ebbezeit. Man nimmt der Gans die Dunen zweimal aus dem Neste, so daß sie gezwungen wird, sich dreimal zu rupfen; ja zuweilen muß sie dies viermal thun. Sind ihre sämmtlichen Dunen ab, so ersetzt der Gänserich das Fehlende. Auch nimmt man außer den Dunen eine gewisse Anzahl Eier weg, die für eine Leckerei gehalten werden. Gekocht schmecken sie nicht übel, stehen jedoch den Hühner- und Enteneiern nach. Die Eidergans legt drei Mal und jedes Mal fünf grünliche Eier. Das Männchen ist gescheckt, oben weiß, unten schwarz, der Nacken blaßgrün; das Weibchen rostgelb mit schwarzen Querflecken. Sie sind etwas größer als unsere zahmen Enten. Ihre Heimath ist der höchste Norden der drei Welttheile; nur bei sehr kalten Wintern lassen sie sich auch in Deutschland sehen. Sie leben, wie unsere Gänse und Enten, gesellig und ziehen zur Winterzeit in Schaaren von zwanzig bis tausend Stück unter der lebhaftesten Unterhaltung in den Meerbusen und Buchten umher, um ihre Nahrung zu suchen. Diese besteht aus kleinen Fischen, Krebsen und Schalthieren, welche sie untertauchend vom Boden holen. Oefters schwimmt die ganze Schaar in einer Linie; alle tauchen zugleich bis auf zwölf Faden oder Klafter tief unter und kommen auch fast zu derselben Zeit in die Höhe. Ihr Magen ist sehr muskelkräftig und sie zermalmen dicke, steinharte Schalen der Muschelthiere. Im Monat April oder Anfangs Mai stellen sie sich auf ihren Brüteplätzen ein. Sobald die Jungen aus den Eiern gekrochen sind, nimmt die Gans sie auf den Rücken und schwimmt eine Strecke in's Wasser, taucht dann unter und läßt die Kleinen sich so im Schwimmen versuchen. Von nun an führt die Mutter ihre Jungen zu Lande und zu Wasser, bis sie ziemlich ausgewachsen sind. Die gesammelten Dunen werden im Winter getrocknet und von Gras oder anderen Unreinigkeiten gesäubert. Ein Pfund Dunen gilt zwei Thaler dänisch. Dazu gehören unge-

fähr fünf Nester. Alljährlich werden aus Island tausend bis funfzehnhundert Pfund Eiderdunen ausgeführt. Ein mächtig angeschwollenes Deckbett wiegt nicht mehr als vier bis fünf Pfund. Diese Leichtigkeit ist dem Schlafenden anfangs sehr zusagend, aber da die Dunen schlechte Wärmeleiter sind, so hält man es nicht lange darunter aus. Das sicherste Kennzeichen der guten Eiderdunen ist, außer der braunen Farbe mit weißlichem Kerne, der Umstand, daß sie nicht von einander stieben, wenn man sie schüttelt. Außer der Eidergans füttern auch andere Wasservögel auf Island ihr Nest für die Jungen mit den ausgerupften Brustfedern und man entnimmt ihnen auch Dunen, aber keine halten den Vergleich mit den Nestdunen der Eidergans aus.

An den buchtenreichen Küsten des Breidefjordr fand ich vielfach Gelegenheit, den Surturbrand, d. i. Teufelsbrand kennen zu lernen. Dies ist theils versteinertes, theils verkohltes Holz, das man wegen seiner Schwere und Härte auch isländisches Ebenholz genannt hat. Man kann es brennen gleich den Steinkohlen, aber auch gleich dem Holze zu Tischen und anderen Geräthschaften verarbeiten. Es findet sich bald in Torflagern, bald in Felsschichten. Ich beobachtete es unter Anderm an einem Berge von etwa 600 Fuß Höhe. Die Westseite dieses Berges fiel senkrecht ab und bestand aus zehn oder zwölf Lagen von Surturbrand, Lava, Basalt, Tuffstein und verhärtetem Thon. Der Surturbrand lag zu unterst und nahm vier Schichten ein, welche von einander durch weichen Sandstein und Thon getrennt waren. Die vier Schichten hatten eine Dicke von anderthalb bis drei Fuß und erstreckten sich in einer Länge von ungefähr dreißig Ruthen. Die beiden untersten Schichten zeigten die vollkommensten Probestücke von versteinerten Bäumen, so daß man die Knoten und Wurzeln, sowie die ringförmigen Kreise an den Enden der Stämme und Aeste ganz deutlich wahrnehmen konnte. Diese Holzschichten sind allmählig von einem pechartigen Harz durchdrungen und von der ungeheuren Last der darüber liegenden Felsen zu einer festen Masse flach zusammen gedrückt; nur einige wenige Zweige laufen quer durch das ganze Bett, aber in der Regel liegen die Stämme parallel neben einander. Ihre Farbe ist eine glänzende Kohlschwärze.

Die dritte Schicht war dagegen von der Vermischung mit einem eisenartigen Stoffe grau, ohne Glanz und weit schwerer als die ersteren. Die vierte Schicht endlich war mehr braunkohlenartig und mit einer Menge Erdstoff gemischt. Noch merkwürdiger war eine zwischen der zweiten und dritten Schicht befindliche Lage einer dunkelgrauen faserartigen Steinmasse von etwa vier Zoll Dicke. Diese Masse ließ sich in dünne Platten, oft gleich dem feinsten Schreibpapier, zertheilen und diese zeigten dann auf beiden Seiten die schönsten und saubersten Abdrücke von Blättern mit allen ihren Verzweigungen von Nerven, Fasern und Fibern im Zustande der vollkommensten Erhaltung. Zuweilen waren diese dicht aneinander gepreßten Blätter mit einem feinen Thon durch Anspülung überzogen. Die meisten der Blätter waren von der gemeinen Pappel, manche davon über drei Zoll breit; außerdem erkennt man Birken- und Weidenblätter. Die Holzstämme sind namentlich von Eichen und Tannen. Dieser Surturbrand findet sich vorzugsweise im nordwestlichen Island. Man erklärt diese Erscheinung aus dem Anschwemmen von amerikanischem Treibholze, das sich vor Jahrtausenden auf den Küsten abgelagert und durch Wasser- und Feuergewalt unter die Erde vergraben wurde.

Nachdem ich noch einige im Nordviertel gelegene Ortschaften besucht, kehrte ich durch das Innere des Landes nach Reikjavik zurück. In der Nacht vom 23. auf den 24. Juni sah ich auf den Höhen der Holta-vördur-Haide die Mitternachtssonne. Sie senkte sich bis nahe an den Horizont, machte eine Pause von einer halben Stunde und entfaltete dann wiederum steigend die volle Blüthe ihres Lichtes. Die Beleuchtung der Gegend hatte während dem etwas Zauberhaftes. Im Norden stand der große Feuerball über dem langgestreckten Hrutafjord. Dicht neben mir gegen Westen erhob sich die Riesenkirche, ein alter Vulkan, dessen Kuppel mit dem zartesten Rosaflor bekleidet war und dessen Wände vom Schnee wie weißer Marmor glänzten. Daran schloß sich eine unermeßliche Wüste, deren öde Fläche nur durch einige Landseen unterbrochen ward. Im Osten und Süden erschienen als Grenzwächter majestätische Bergriesen, um deren gläsernes Haupt ein goldener Duft spielte, während

der Fuß in düsteren Schatten stand. Durch die lautlose Todtenstille aber tönte feierlich, wie ein Loblied von Geistern, der melodische Gesang einiger Schwäne.

Am Fuße des Baula irrte ich längere Zeit unter einem Gewirr von zerbrochenen weißfarbigen Basaltpfeilern umher, die in der wildesten Unordnung über einander geschichtet lagen. — Auf dem jenseitigen Ufer des Hvit-aa betraten wir Reikjadal oder das rauchende Thal, worin Reikholt (auch Reikjadal genannt) liegt. Man überschaut hier von der Höhe eines Felsens mit einem Blicke nicht weniger als sechszehn Springquellen, welche an den beiden Seiten des Felsens im wundervollen Spiel Dampf und Massen speien. Unter diesen ist eine Doppelquelle. Sie hat zwei Oeffnungen, die etwa eine Ruthe von einander entfernt sind und abwechselnd steigen und fallen. In dem einen Becken erhebt sich der Strahl 12 bis 15 Fuß hoch; das dauert über vier Minuten lang, dann sinkt er, und es erhebt sich ein Strahl aus dem andern Becken, etwa fünf Fuß hoch und dauert drei Minuten. Ganz in der Nähe des Ortes ist das Snorro-Bad. Es ist aus behauenen Steinen gebaut und bildet ein kreisförmiges Becken von ungefähr funfzehn Fuß Durchmesser und drei bis vier Fuß Tiefe. Einige Stufen führen hinab und im Innern läuft eine steinerne Bank rund herum. Das Wasser wird durch eine unterirdische Röhre aus einer heißen Quelle hierher geleitet, hat aber eine bedeutende Hitze. Es steht unter freiem Himmel und dient jetzt zum Waschen für die Schafwolle. Der Erbauer war Snorro Sturleson, der hier wohnte und dessen Grabhügel dicht vor dem Eingange der Kirche zu finden ist. Ein schmaler Runenstein deckt seine irdischen Reste. Dieser berühmte Dichter und Geschichtschreiber war im Jahre 1178 zu Hwam geboren. Unter den Zeugnissen und Denkmälern des Alterthums zu Odde wuchs er auf und legte hier den Grund zu seiner Edda. Die ausgezeichneten Werke, die er schrieb, verschafften ihm bald einen großen Ruf. Durch seine Verheirathung mit der Tochter eines reichen Priesters bahnte er sich den Weg zu Glanz und Macht. Er erwarb Reikholt, Bessestad und mehrere Meiereien, dazu endlich auch die Würde eines Lögsogumadur, der ersten obrig-

keitlichen Person. Ein Lobgedicht auf den mächtigen norwegischen Jarl Hakon Galin gewann ihm die Gunst dieses Fürsten und er folgte einer Einladung desselben zu einem Besuche in Norwegen im Jahre 1218. Er ward hier überall sehr gefeiert und zur Würde eines Reichs-Marschalls erhoben. Als Gegendienst dafür machte er sich anheischig, Island blos durch seinen Einfluß unter die Botmäßigkeit des Hakon zu bringen. Wohl mochte er dies in der Hoffnung thun, um zu verhindern, daß sein Vaterland von dem eroberungssüchtigen Jarl mit Krieg überzogen würde; aber das Glück wandte dem als Vaterlandsverräther Gebrandmarkten in den nachfolgenden Fehden den Rücken: er mußte fliehen und in Norwegen einen Zufluchtsort suchen. Hier fand er diesmal eine kühle Aufnahme und obgleich er später zur Würde eines Jarl erhoben wurde, so hielt er sein Leben doch so wenig gesichert, daß er 1239 nach Island zurücksegelte und seinen Wohnsitz zu Reikholt nahm. Doch durfte er sich nirgends ohne große Bedeckung zeigen, und besuchte die Volksversammlung zu Thingvalla stets in Begleitung von 5 bis 600 seiner Anhänger. Dennoch entging er der Rache seiner Feinde nicht: im Jahre 1241 wurde er meuchelmörderisch überfallen und erlag nach kurzer Vertheidigung der Uebermacht. Die Heimskringla oder Zeitgeschichte der norwegischen Könige ist ein Meisterstück seiner Feder und verbreitet auch Licht über den damaligen Zustand des übrigen Europa.

Von Reikholt machte ich noch einen Ausflug nach der höchst merkwürdigen Höhle Surthellir, welche von hier sieben gute Meilen in nordöstlicher Richtung liegt. In Kalmannstunga nahmen wir einen Mann, der uns als Führer im Innern der Höhle dienen sollte. Diese liegt auf einer ausgedehnten, etwas erhöhten Ebene, welche ganz mit Lavamassen umgeben ist. Da man sich gewöhnt hat, dergleichen Naturbildungen in den Eingeweiden der Berge zu suchen, so ist man sehr überrascht, plötzlich vor einem weiten rundlichen Becken zu stehen, das aufgedeckt zu den Füßen liegt. Grausig war's, da hinab zu schauen in den düster gähnenden Wohnsitz der Finsterniß. Rings um den Eingang lagen große über einander gethürmte Felsblöcke, und nachdem wir über diese geklettert, und manche fruchtlose

Versuche zum weitern Vorwärtsdringen über Schnee und Eismassen gemacht hatten, kamen wir endlich in einen breiten langen Gang, der sich anfangs unmerklich abwärts neigte und dann fortlief unter der Ebene, die sich als Felsdecke über unsern Häuptern wölbte. Die Höhe der Decke steigt und fällt von 50 oder 60 bis 20 Fuß. Von diesem Hauptgange, dessen Länge über 5000 Fuß beträgt, führen verschiedene Nebenwege ab, die aber, gleich den Zweigen eines Baumes, unter einander nicht in Verbindung stehen. Bei der unsicheren Flamme von zwei Fackeln schritten wir vorwärts. Fast grade vor uns, auf der entgegengesetzten Seite, entdeckten wir den Eingang zu zwei anderen unterirdischen Höhlen, in welcher vor Zeiten Räuber gehaust haben sollen. Gleich vorn zeigt man Haufen veralteter Knochen von Schafen, Rindern und Pferden, welche die Räuber zu ihrem Unterhalte geschlachtet. Von da führt eine Thür durch eine augenscheinlich von Menschenhänden errichtete Wand in eine Art Zimmer von dreißig Fuß Länge und funfzehn Fuß Breite, dessen Fußboden mit dem feinsten vulkanischen Sande bestreut ist. Man meint, daß dieser die Stelle der Betten vertreten habe. Die Gewölbe sind mit glänzenden Tropfsteinbildungen bedeckt. Die Besichtigung der Höhle ist äußerst beschwerlich, da der Boden überall mit losen, durch einander geworfenen Lavatrümmern bedeckt ist, über welche man mühsam klettern muß; dazu kommen Eismassen und Ansammlungen von Wassern. An einigen Stellen sind in der Decke kraterartige Oeffnungen, unter denen Schnee lag. Durch eine solche Oeffnung schien die Sonne mit senkrechten Strahlen, verbreitete einen wundervoll blendenden Schimmer über den Schnee und bildete einen zarten farbigen Schein um unsere Häupter. Von besonderer Wirkung war dieser helle Lichtpunkt als Gegensatz zu der Finsterniß der Schlünde, aus der wir gekommen und in welche wir uns wieder verloren. Im Verlauf unserer Wanderung bedeckte sich der Boden mit einer dicken Eislage und lief so jäh abwärts, daß wir uns niederlassen mußten und, von der eigenen Schwere getrieben, abwärts gleiteten. Als wir unsere Fackeln dicht an den Boden hielten, konnten wir bemerken, daß das Eis durchsichtig wie das reinste Glas und sieben bis acht Fuß dick war. Bald darauf

erreichten wir eine Höhle, deren erhabene Schönheit uns für alle Beschwerden den reichsten Ersatz gab. Die Decke und die Wände waren mit blitzenden Eiskrystallen von der mannigfaltigsten Gestalt geschmückt. Der Fußboden aber zeigte einen ebenfalls aus Eis geformten silbernen Wald von Säulen, Pfeilern, Thürmen, Schlössern, Tempeln, Häusern, und dazwischen die seltsamsten Bildungen von Bäumen, Pflanzen und lebenden Geschöpfen. Beim flackernden Schein der Fackeln erschien Alles noch wunderlicher, und wahrhaft zauberhaft, so daß man sich in einen Feenpalast versetzt wähnen konnte. — Nachdem wir noch eine Lava-Pyramide in Augenschein genommen, auf welcher wir gleich früheren Reisenden einige Münzen mit den Abdrücken unserer Namen in Siegellack niederlegten, kehrten wir aus dem Reiche der Finsterniß wiederum zum Reiche des Lichtes zurück. Wir waren da unten vier Stunden lang in feuchten und kalten Regionen umhergewandert. Als uns nun beim Hinaustreten die heiße Sonne mit schwüler Hitze umgab, schien es uns fast, als hätten wir urplötzlich einen grönländischen Winter mit einem afrikanischen Sommer vertauscht.

Glücklich und wohlbehalten kamen wir wieder in Reikjavik an. Bevor ich absegelte, hatte ich noch das Vergnügen, einem Lachsfange in der Laxaa beizuwohnen. Dieser findet vom halben Juni bis zum halben August wöchentlich ein Mal Statt und geschieht auf sehr einfache Weise. Wenn die Fische nämlich in den Strom hinaufgeschwommen sind, wird derselbe mit einigen leicht aufgeschichteten, ungefähr drei Fuß hohen Steinwänden durchzogen und ihnen dadurch der Rückweg zur See abgeschnitten. An dem Tage des Fanges wird dann hinter jeder Steinwand noch ein Netz aufgezogen. Man errichtet in jedesmaliger Entfernung von achtzig bis hundert Schritten drei bis vier solche Wehren, damit, wenn die Fische hier entschlüpfen, sie dort wieder aufgefangen werden können. Nun läßt man das Wasser so viel als möglich ab: da schießen die armen Fische hin und her; sie fühlen immer mehr die Abnahme des Wassers und drängen sich an die Schleusen, an deren Steinen sie sich anschlagen und verwunden. Hier ist noch die tiefste Stelle des Wassers. Dies Quartier ist aber bald so mit den glänzenden

Gästen angefüllt, daß die dort aufgestellten Fischer sie ganz bequem mit den Händen herausnehmen können. Bei der ungewöhnlichen Stärke und Schnelligkeit der glatten Thiere muß der Fischer sie mit wollenen Fäustlingen behende an Kopf und Schwanz zugleich erfassen und sie an's Ufer schleudern, wo sie dann von anderen Leuten aufgefangen und hastig tiefer in's Land hinein geworfen werden, damit sie nicht entschlüpfen; denn sie winden sich mit außerordentlicher Gewandtheit aus den Händen und wissen sich bis zu einer merkwürdigen Höhe durch die Luft fortzuschnellen, indem sie den Schwanz in's Maul nehmen. Bei jedem Fange werden in einigen Stunden zwischen fünfhundert und tausend Stück, das Stück fünf bis funfzehn Pfund schwer, erbeutet. Denselben Tag, als ich zugegen war, wurden achthundert Fische gefangen. Dieser Lachsfang ist von einem Kaufmann zu Reikjavik gepachtet. Es war ein heiteres Sommerwetter. Da wurde denn gleich von mehreren Kaufleuten verabredet, den Tag und den Fischfang durch einen Gesellschaftsschmaus im Grünen zu verherrlichen. Dies geschieht öfter. Meistens steuern Alle zusammen. Die Einen geben die Weine, die Anderen Kuchen, die Dritten Kaffee u. s. w. Die Damen reiten auf schönen englischen Sätteln, sie tragen hübsche Reitkleider und recht nette Männer-Filzhütchen mit grünen Schleiern. So ging's denn auch diesmal. Wir lagerten auf einer Wiese um einen Tisch, der reichlich mit Butter, Käse, Brot, Kuchen, Lammsbraten, Rosinen, Mandeln und einigen Orangen besetzt war. Spanische und französische Weine, sowie kalter Punsch, waren reichlich vorhanden und volle Gläser verbreiteten alsbald große Fröhlichkeit, wobei es nicht an gemüthlichen Scherzen fehlte. Dies heitere Zusammenleben im geselligen Kreise bildete den Schlußstein meiner Anwesenheit auf der Insel: noch an demselben Abend lichtete mein Schiff die Anker.

Abschied von Island.

So lebe wohl, du wundervolles Land,
Mit deinen Felsen, deinem Klippenstrand;
Mit ew'gen Flammen unter Schnee und Eis,
Wo Lavaströme füll'n des Thales Gleis,
Wo donnernd sich aus nie verwelkten Matten
Des Geisers Dämpfe mit den Wolken gatten!

Im finstern Tode starrt der kahle Fels.
Er zeigt kein Grün und keinen Blumenschmelz;
Doch rothes Nordlicht glüht in kalten Nächten,
Die Höh'n mit Feuerlil'jen zu umflechten.
Hier fliegt die Eidergans zum Dunen-Nest;
Dort giebt der Falke seinem Raub den Rest.
Es ruht, umorgelt von des Meeres Rollen,
Der träge Seehund auf den glatten Schollen,
Nicht ahnend, daß mit drohender Gefahr
Sein Haupt umschwebt der beutegier'ge Aar.
Durch dunkle Fluth mit weißgesäumten Wogen
Kommt der Delphine zahllos Heer gezogen,
Und prächtig aus des Seegiganten Haupt
Ein Strahlenwald zum Himmel wird geschnaubt.
Doch in der grasbedeckten Hütte waltet
Noch reine Sitte, reine Menschlichkeit;
Nicht ist des Gastrechts heil'ger Brauch veraltet:
Ein schönes Kind aus Odins Erdenzeit.
In deiner Armuth hast du deine Tugend,
Du bied'res Volk, du Abbild alter Jugend!

Das Segel schwillt; den hohen Eisvulkan
Umgürtet blauer Nebel in der Ferne;
In stiller Nacht zeigt an des Kieles Bahn
Ein Flammenstreif und Millionen Sterne.

Reise

des kaiserlich russischen Flotten-Lieutenants

Ferdinand von Wrangel

längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere.

Einleitung.

Durch den ganzen Norden Asiens streckt sich von dem vielverzweigten Altai, dem Baikalgebirge und den daurischen Alpen bis zu der unter dem ewigen Winter erstarrten Küste des Eismeeres, und von dem Uralgebirge bis zu dem großen Ocean, zwischen Europa und dem nordwestlichen Amerika, ein ungeheueres Land, das wir unter dem Namen Sibirien begreifen. Seine Ausdehnung beträgt von Osten nach Westen 600 und von Norden nach Süden 200 Meilen; sein Flächenraum umfaßt, sich über 223,780 □ Meilen erstreckend, beinahe den vierten Theil des Festlandes von Asien. Mächtige Ströme mit ausgedehnten Wassergebieten, der Ob mit dem Irtysch, der Jenissei und die Lena, entspringen auf den genannten südlichen Gebirgen und münden, den größten Theil ihres langen Laufes mit Eis bedeckt, in das Eismeer. Den gleichen Lauf verfolgen auch im ferneren Osten die Jana, Indigirka und Kolyma, die auf den längs dem Ochotskischen Meere und durch das Land der Tschuktschen sich fortsetzenden Gebirgszügen entspringen. Nur der Amur im Süden und der Anadyr im Norden strömen dem großen Ocean zu. Zudem bewässern zahlreiche Seen, unter denen der größte, der Baikal-See, von den Wassern des südlichen Hochgebirges gespeist, einen Umfang von 226 Meilen hat, das Land. Es würde unter einem südlicheren Himmelsstriche eines der reich-

sten und gesegnetsten Länder sein; so aber, hoch im Norden zwischen dem 50. und 77. Breitengrade gelegen, bildet der bei weitem größte Theil desselben eine unermeßliche, vom Frost erstarrte Wüste, die kaum auf zwei Monate ein flüchtiger Sommer begrüßt. Während im Südwesten desselben noch eine kräftige Pflanzenwelt und selbst Getreide gedeiht und die Mitte ein dichter Gürtel von Nadelwaldungen bedeckt, werden diese in dem höheren Norden immer kümmerlicher und zwerghafter und verschwinden endlich ganz in den ungeheueren Einöden, in denen ein fast ununterbrochener Winter beinahe alles Leben ertödtet hat. Nicht nur nach Norden, sondern auch nach Osten zu steigert sich die Rauheit des Klimas, so daß weiter östlich unter demselben Breitengrade schon eine weit empfindlichere Kälte herrscht. Und so sehen wir denn an den Küsten des nördlichen Eismeeres eine Schnee- und Eiswüste mit spärlichen Flüssen und Bächen, zahlreichen Seen und Tümpeln, mit einem Boden, der aus Schichten gefrorener Erde und nie thauenden Eises besteht, der unzählige Reste riesenhafter, vorsündfluthlicher Thiere und unermeßliche Lager begrabener Wälder umschließt. Im Sommer, wenn die Oberfläche aufthaut, verwandelt sich Alles weit und breit in einen undurchdringlichen Morast, in den der Fuß bis auf die Schichten des nie schmelzenden Eises einsinkt, welche die Grundlagen des aufgeschwemmten Bodens bilden.

In einem solchen Lande ist natürlich die Größe seiner Bevölkerung außer Verhältniß mit der Zahl seiner □Meilen, und man nimmt an, daß noch nicht volle drei Millionen Menschen dasselbe bewohnen. In dem höheren Norden findet sich oft viele Tagereisen keine menschliche Wohnung und die hier zerstreut lebenden Stiefkinder der Natur sind größten Theils einem ununterbrochenen Kampfe gegen den äußersten Mangel und den nagendsten Hunger preisgegeben. Diese schwache Bevölkerung ist aber aus den verschiedenartigsten Völkerschaften zusammengesetzt, von denen manche jedoch nur die dürftigen Ueberreste und Trümmer größerer, durch Kriege, Hunger und Seuchen fast ausgestorbener Volksstämme sind und einige nur noch in wenigen Familien fortleben. Die Hauptstämme sind unter zahlreichen Verzweigungen und Namen: Tataren, Türken, Mon-

golen, Finnen, Samojeden, Jeniseier, Tungusen, mit den im äußersten Nordosten lebenden Tschuktschen, Jakuten, Kamtschadalen, und europäische Einwanderer, vornehmlich Russen.

Das Königreich Sibirien ist eine russische Provinz, und alle diese Völkerschaften sind dem Zepter des Kaisers von Rußland unterworfen, nur die Tschuktschen haben bis jetzt noch in ihren Einöden sich ihre Unabhängigkeit bewahrt. Das Land wird durch Gouverneure verwaltet, welche in den Städten Tobolsk, Tomsk, Jenisseisk, Irkutsk, Ochotsk, Jakutsk und Petropaslofsk ihren Sitz haben und unter dem Generalgouverneur von Tobolsk stehen. Das Land besitzt unerschöpfliche Schätze aus dem Steinreiche, deren Ausbeutung erst begonnen hat; außerdem liefert es vornehmlich Pelzwerk, Leder, Thran, Talg, Mammuts- und Wallroßzähne. Besonders dient es dem europäischen Rußland als Vermittlerin des Handels mit dem nordwestlichen Amerika und mit China und als ungeheueres Strafgefängniß für seine Verbrecher. Die Zahl der jährlich hierher Verbannten wird auf 10,000 angegeben, unter denen die zu den Bergwerken Verurtheilten das härteste Loos zu erdulden haben. Die meisten halten sich in dem Gouvernement Jakutsk auf.

Vor dem 16. Jahrhundert war Sibirien kaum dem Namen nach bekannt und von seiner früheren Geschichte sind nur höchst dürftige Nachrichten auf uns gekommen. Diese beschränken sich im Wesentlichen darauf, daß schon in alter Zeit längs dem südlichen Gebirgsgürtel des Landes von Osten nach Westen die Tungusen, Mongolen, Samojeden und Ostfinnen ihre Wohnsitze hatten, daß diese Völkerschaften zum Theil mit an den Bewegungen der Völkerwanderung Theil nahmen, daß, nachdem der mongolische Eroberer Dschingis-Khan auch Sibirien bezwungen, von Abkömmlingen desselben im 13. Jahrhundert ein eignes Reich, das Khanat Turan, gestiftet wurde, deren späterer Herrschersitz Sibir in der Nähe des heutigen Tobolsk war, wovon in der Folge das ganze Land seinen Namen erhielt. — Eine wichtige Umgestaltung der Verhältnisse bewirkte ein Anführer der Donischen Kosaken, Jermak Timofej, der, von den Russen gedrängt, mit einer Schaar von 6000 Mann im Jahre

1578 zuerst in die unermeßlichen Wüsten Sibiriens eindrang, Kutschum, den letzten Khan von Turan, der sich durch seine gewaltsamen Versuche, den Islam einzuführen, bei dem Volke verhaßt gemacht hatte, stürzte, und nach schweren Kämpfen ein neues Reich gründete. Um dasselbe aber behaupten zu können, machte er sich seinem alten Oberherrn, dem Czar von Rußland, zinspflichtig. Nach seinem Tode nahm die russische Regierung von seiner Eroberung Besitz, die im Laufe des 17. Jahrhunderts fast über das ganze Festland des bewohnten Sibiriens ohne großen Widerstand ausgedehnt wurde. Bald siedelten sich viele Russen in demselben an, aus deren befestigten Niederlassungen allmählig die meisten der sibirischen Städte entstanden sind. Zuletzt wurde auch die erst 1690 entdeckte Halbinsel Kamtschatka durch Wladimir Atlassow 1703 der russischen Herrschaft unterworfen.

Den äußersten Norden kannte man aber noch sehr wenig, und theils um neue Entdeckungen zu machen, theils um die schon bekannten Gegenden genauer kennen zu lernen, wurden in der Folge von der Regierung zahlreiche Expeditionen veranstaltet, von denen wir der erfolgreichsten und wichtigsten hier noch kürzlich Erwähnung thun. Schon im Jahre 1648 vollbrachte der Kosak Des'hnew mit einem kleinen Geschwader die Seefahrt aus der Mündung der Kolyma bis zu der Bucht des Anadyr, und ihm gebührt die Ehre, zuerst um die Nordostküste Sibiriens und durch die, Asien von Amerika trennende Meerenge geschifft zu sein. Erst unter Katharina I. fand diese Entdeckung ihre Bestätigung durch Behring, der 1728 von Ochotsk aus ebenfalls durch jene nach ihm benannte Wasserstraße segelte. Auch entdeckte er die Aleutischen Inseln und kam bei einer späteren Fahrt auf einer derselben, der Behrings-Insel, 1741 mit 29 seiner Gefährten um. Die späteren Seereisen Cooks, Kotzebue's und Parry's erwiesen vollständig, daß auch weiter nördlich das Eismeer die beiden Erdtheile trennt.

Von dem Jahre 1734 bis 1743 wurde auf Befehl der russischen Regierung eine Reihe von Expeditionen meist zu Schiffe, zur Aufnahme der Küste des Eismeeres und der in-

dasselbe mündenden Flüsse östlich von der Obischen Bucht, unter unendlichen Gefahren und Mühseligkeiten ausgeführt. Die östlichste derselben war die des Lieutenant Laptew, der eine der Bären-Inseln entdeckte und bis zum großen Baranow-Felsen vordrang. Alle diese Unternehmungen lieferten jedoch theils wegen der unüberwindlichen Naturhindernisse, theils auch wegen der damals noch ungenügenden Instrumente nur ungenügende Ergebnisse. — Nun ruhten alle Entdeckungsversuche bis zum Jahre 1768, wo der Jakutskische Kaufmann Schalaurow, um den Ruhm zu erlangen, die nordöstliche Küste Asiens bis zum großen Ocean umschifft zu haben, auf eigene Kosten aus der Jana die Fahrt längs der östlichen Küste unternahm. Er gelangte bis zur Kolyma, wo er überwinterte, erreichte im folgenden Jahre die von ihm zuerst besuchte und aufgenommene Tschaunbucht und die Inseln Arautan und Sabadej und mußte dann wieder zu seiner Winterwohnung an der Kolyma zurückkehren. Im darauffolgenden Frühjahr weigerte sich seine Mannschaft, ihm weiter zu folgen, doch unternahm er 1764 eine zweite Seereise nach dem Kap Schelagskoj, von welcher er aber nicht zurückkehrte. Von dem traurigen Ende dieses uneigennützigen, kühnen Seefahrers ist noch in der Folge die Rede.

Im Jahre 1762 wurde der Sergeant Andrejew abgesendet, der von der Kolyma aus fünf der Bären-Inseln besuchte und von der letzten derselben gegen Osten in weiter Ferne ein großes nördliches Land gesehen haben wollte. Andere bestätigten nicht nur dessen Vorhandensein, sondern wußten auch von dessen Gestalt und seinen Bewohnern, den Chrachaj, offenbar nur nach Mittheilungen der Tschuktschen, zu erzählen. Eine darauf in den Jahren 1769 bis 1771 von der Kolyma aus in drei Eisfahrten ausgeführte Expedition erwies, daß wenigstens in der von Andrejew angegebenen Richtung und Entfernung kein nördliches Land zu finden sei. — Um dieselbe Zeit entdeckte der Kaufmann Lächow nördlich von dem Kap Swätoj Noß die Lächow'schen Inseln.

Cook's Fahrt durch die Behringsstraße bis zum Nordkap an der sibirischen Küste im Jahre 1778 regte auch russischer

Seits eine neue Expedition zur Untersuchung der nordöstlichen Küsten Asiens und der gegenüberliegenden Küsten Amerikas an, die in den Jahren 1785 bis 1794 unter der Leitung des Capitain Billings unternommen wurde. Nachdem er 1787 von der Mündung der Kolyma aus zu Schiffe nicht weit über den großen Baranow-Felsen hatte vordringen können, und sich überzeugt hatte, daß das Eis von dieser Seite eine Umschiffung der Küste unmöglich mache, segelte er 1771 von Kamtschatka aus nach der Behringsstraße bis zur Bucht des heiligen Lawrentij, wo er sich durch die Versicherung der Tschuktschen von der Unmöglichkeit, an den stets dicht mit Treibeis bedeckten Küsten des Eismeeres weiter vorzudringen, von der Fortsetzung der beabsichtigten Seefahrt abschrecken ließ, und nahm seinen Rückweg zu Lande quer durch das Tschuktschenland und über Nis'hne-Kolymsk.

Erst 1805 wurde durch Kaufleute nahe der größten Lächow'schen, oder Kessel-Insel, die Insel Fadejew und 1806 Neusibirien entdeckt. Zur genaueren Untersuchung und Aufnahme der gesammten Inselgruppe wurde 1808 Hedenström dahin abgeschickt. An der Ostspitze von Neusibirien glaubte er in weiter Ferne nach Nordosten ein Land zu erblicken, erkannte aber, als er demselben zufuhr, daß ungeheuere Eismassen ihn getäuscht hatten, und reiste, da eine Polynja (offene Stelle im Eise), welche in einer Ausdehnung von 500 Werst sich bis zur Bäreninsel erstreckte, ihn diese Richtung zu verlassen nöthigte, längs der Küste bis zur Kolyma. Eine darauf von dem Baranow-Felsen in nordöstlicher Richtung unternommene Eisfahrt stieß bald wegen der Beschaffenheit des Eises auf Hindernisse, die ihn zur Umkehr nöthigten, doch meinte er aus mehreren Erscheinungen auf die Nähe eines nördlichen Landes schließen zu dürfen. Auch sein Begleiter Sannikow glaubte nördlich von der Insel Fadejew ein Land mit hohen Bergen bemerkt zu haben, das aber zu erreichen eine große Polynja ihm unmöglich machte.

Da die von den genannten russischen Reisenden gemachten Ortsbestimmungen sehr von einander abwichen, da ferner auch die ganze Nordküste vom Kap Schelagskoj bis an das Nordkap

noch völlig unbekannt war und die durch die Behauptung mehrerer Reisenden und durch die Sagen der Eingeborenen entstandene Vermuthung von einem großen im Norden gelegenen Lande zu einer genaueren Untersuchung dieser noch so wenig bekannten Gegenden aufforderte, so verordnete der Kaiser Alexander die Ausrüstung zweier wissenschaftlicher Expeditionen, um diese Lücken in der Geographie Sibiriens wo möglich auszufüllen. Jede dieser Expeditionen wurde einem Flotten-Lieutenant übertragen, welchem als Begleiter zwei Officiere, ein Arzt, der zugleich Naturforscher war, und zwei Matrosen mitgegeben wurden. Die eine unter dem Lieutenant Anjou sollte von der Jana ausgehen und sich vornehmlich mit der Untersuchung Neusibiriens und der benachbarten Inseln, sowie des Eismeeres beschäftigen. Die andere stand unter der Leitung des Lieutenants *) Ferdinand von Wrangel, und seine Begleiter waren: der Flotten-Officier Matiuschkin, der Steuermann Kosmin, der Doctor Kyber und zwei Matrosen, deren einer ein Schlosser, der andere ein Zimmermann war. Diese wurde beauftragt, auf Narten (den in jenen Gegenden üblichen leichten Schlitten) von der Mündung der Kolyma östlich die Aufnahme der Küsten bis an das Kap Schelagskoj zu bewerkstelligen und von demselben nach Norden hin auf dem Eismeere Untersuchungen über das Dasein des angeblichen großen Nordlandes anzustellen. Beide Expeditionen gingen im Jahre 1820, mit dem Nöthigsten für ihr unendlich schwieriges Unternehmen ausgerüstet, nach der Nordküste Sibiriens ab. Die Beschreibung der Reise des Herrn von Wrangel, welche die Länder- und Völkerkunde jener Gegenden um Vieles bereichert hat und uns mit der eigenthümlichen Natur des nördlichen Sibiriens in anschaulichen Bildern vertraut macht, theilen wir nun, nach den eigenen Aufzeichnungen des verdienten Reisenden, in den folgenden Abschnitten unsern Lesern auszüglich mit. Der vollständige Titel des Werkes lautet: »Reise des kaiserlich-russischen Flotten-Lieutenants Ferdinand von Wrangel längs

*) Jetzt Contre-Admirals.

der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den Jahren 1820 bis 1824. Nach handschriftlichen Journalen und Notizen bearbeitet von G. Engelhardt, Staatsrath. Herausgegeben nebst einem Vorwort von C. Ritter, Dr. und Professor. 2 Theile. Berlin, 1839. Voß'sche Buchhandlung«, und bemerkt der Herausgeber nur noch, daß er die vorliegenden Auszüge aus dieser Reise der gütigen Mitwirkung des Herrn Pfarrers Karl Otto Friedrich Weichardt zu Nermsdorf bei Weimar zu verdanken hat.

Sibirien.

Erstes Kapitel.

Beide Abtheilungen unserer Expedition verließen am 23. März 1820 St. Petersburg. In Moskau blieb Lieutenant Anjou bis zum Eintritte der günstigeren Jahreszeit mit all' unsern Instrumenten zurück, während ich mit dem Flottenofficier Matiuschkin auf den eben so leichten und schnellen als unbequemen gewöhnlichen Postwagen, die auf allen Stationen gewechselt werden, Jakutsk, der ehemaligen Hauptstadt des unermeßlichen Sibiriens, zueilte. Nur im Fluge legten wir die 5317 Werst *) lange Strecke zurück, obwohl das Austreten mehrerer Flüsse diesseits und jenseits des Ural, deren Thäler sich in große Seen umgewandelt hatten, unserem Fortkommen sehr hinderlich war. Mehrmals wechselten auf unserer Fahrt Frühling und Winter. Im Kasanschen grünten die Bäume und die Wiesen waren mit den schönsten Blumen geschmückt, in dem Ural aber deckte noch tiefer Schnee die Höhen und Schluchten, und während um Tobolsk kaum das erste Grün an den Wiesenabhängen sich zeigte, standen die Umgebungen von Krasnojarsk und Ir-

---

*) 7 Werst gleich einer geographischen Meile.

kutsk schon im üppigsten Frühlingsschmucke. Wenn man das Uralgebirge, welches die Eingeborenen auch den steinernen Gürtel nennen, überschritten hat und das eigentliche Sibirien betritt, wird man auf's Angenehmste durch die ganz eigenthümliche Gutmüthigkeit und Freundlichkeit der Bewohner dieses Landes überrascht, welches so Viele sich nur als eine ungeheuere, mit Missethätern und Verbrechern angefüllte, kalte Wüste denken. Statt dessen trifft der Reisende in den südlichen Landestheilen eine üppige Pflanzenwelt, gutbearbeitete Felder, vortreffliche Landstraßen, große, gutgebaute Dörfer und eine allgemeine öffentliche Sicherheit, wie sie in manchen gebildeteren Ländern kaum zu finden ist. Den 18. Mai langten wir in Irkutsk an, wo ich über einen Monat die gastfreundlichste Aufnahme bei dem Befehlshaber der dortigen Admiralität genoß. Diese an der Angara gelegene, befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements ist unregelmäßig und meist von Holz erbaut, zählt aber 19 Kirchen, mehrere öffentliche Anstalten, 103 Fabriken und 14,000 Einwohner und bildet den Mittelpunkt der sibirischen Wasserstraßen.

Nach der Ankunft des Lieutenants Anjou brach die vereinte Expedition den 25. Juni nach dem Norden auf, in dessen eisigen Einöden wir nun Jahre lang auf alle geselligen Freuden und Genüsse verzichten sollten. Am 27. Juni erreichten wir Kotschuga, einen Flecken am linken Ufer der Lena, die, am Baikalgebirge entspringend, von hier ab schiffbar ist, und, auf ihrem 440 Meilen langen Laufe durch zahlreiche Zuflüsse vermehrt, als einer der größten Ströme in das Eismeer mündet. Er ist ein Stapelplatz für die Kaufmanns- und Krongüter, die in großen, breiten Barken oder Fahrzeugen kleinerer Gattung zu den am Flusse belegenen Städten und Ortschaften versendet werden. Wie wichtig dieser Verkehr zu Wasser in einem menschenleeren Lande, in dem die Niederlassungen oft Hunderte von Wersten auseinander liegen, zumal für den höchsten Norden ist, dem die wenigen unentbehrlichen Lebensbedürfnisse und Genüsse: Mehl, Salz, Thee, Zucker, Branntwein, Tabak und etwas Weniges an Zeugen auf diesem Wege zugeführt werden müssen, leuchtet von selbst ein. Bei der Unvollkommenheit der Fahrzeuge

aber und dem Mangel an Menschen, um sie fortzuschaffen, tritt oft schon der lange Winter ein, ehe die Waaren zur unteren Lena gelangen, und diese Gegenden müssen dieselben bis zum nächsten Frühjahr entbehren, oder das Wenige, was ihnen davon zu Lande zugeführt wird, zu ungeheueren Preisen einkaufen. Diesen drückenden Uebelständen würde nicht nur abgeholfen werden, sondern auch ein neues, reges Leben längs der ganzen, fast 4000 Werst langen Strecke von Kotschuga bis zur Mündung der Lena in das Eismeer entstehen, wenn auch nur ein einziges Dampfschiff erbaut würde, das jeden Sommer auf einer zweimaligen Fahrt den Norden mit dem Nöthigsten versehen könnte.

Auf einer für uns in Bereitschaft gehaltenen und mit den nöthigen Vorräthen befrachteten, großen und flachen Barke (páwosok) glitten wir den majestätischen Strom hinab, zu dessen malerischen Ufern sich das Gebirge und undurchdringliche Wälder dicht herandrängten, bis er bei dem Flecken Rigi in seiner ganzen Größe und Pracht aus den Felsenengen hervortritt. Nach vielen Krümmungen erreicht der inselreiche Fluß das Städtchen Kirensk, das mehr einem elenden Dorfe gleicht, aber durch seinen Gartenbau bedeutend ist, und zwängt sich dann nach etwa 250 Werst ungestüm zwischen senkrechten, 80 Faden*) hohen Felsenwänden hindurch, welche ein berühmtes Echo bilden, das einen Flintenschuß wohl hundert Mal, gleich einem wohlunterhaltenen Lauffeuer wiederholt. Bald darauf fuhren wir an der Mündung der Witima vorüber, in deren Umgebungen ganz vorzüglich schöne Zobel gefangen werden. Die besten in Sibirien liefert aber die Gegend von Olekma, welcher Stadt wir uns am 9. Juli gegenüber befanden. Hier wird ein schöner Balg mit 50 bis 100 Rubel **) bezahlt, und namentlich die in's Bläuliche spielenden sind die geschätztesten. Ueberhaupt ist das rechte, dicht bewaldete Ufer der Lena sehr reich an Pelzthieren, während die auf dem linken an Zahl und Güte

---

*) 1 Faden = 6 Fuß oder 1 Klafter.

**) 1 Papierrubel damals gewöhnlich = 9 Sgr. 1 Pf., jetzt 1½ Pf. mehr. — 3 Papierrubel und 50 Kopeken = 1 Silberrubel = 1 Thlr. 2 Sgr. 3 Pf. Hier ist von Ersterem die Rede.

weit nachstehen. Mehrmals sahen wir auf unserer Fahrt große Strecken brennender Wälder. Das trockene Unterholz war meist schon weggebrannt und die hohen Fichten- und Lerchenbäume standen, ganz in Flammen gehüllt, gleich riesigen Feuersäulen furchtbar knisternd da, und gewährten besonders Nachts durch den rothen Widerschein auf den Wellen ein großartiges Schauspiel. Je weiter wir nach Norden vorrückten, desto öder wurden in jeder Hinsicht die Ufer der Lena, und während in den südlicheren, obern Gegenden des Flusses Felder, Wiesen und Gemüsegärten und dazwischen Hütten und kleine Dorfschaften, die noch von einem verhältnißmäßigen Wohlstand zeugen, das Auge erfreuen, bildet Olekma die letzte Grenze für Gartenzucht und Ackerbau, an deren Stelle dann ausschließlich die Jagd, Viehzucht und Fischerei treten. Die Ansiedelungen werden immer seltener, ihre Bewohner stellen immer mehr ein Bild des Elends und des Siechthums dar, und weiter nach Norden besteht die ganze Bevölkerung blos aus Jakuten, die mit der Rauheit des Klimas und dem Mangel vertrauter sind als die russischen Bauern, deren Niederlassungen schon vor Jakutsk aufhören. Am 25. Juli langten wir endlich in dieser Stadt an und hatten demnach 27 Tage gebraucht, die etwa 2500 Werst lange Strecke von Kotschuga bis hierher zurückzulegen, wogegen im Frühling, wo der Strom viel reißender ist, sich die Fahrt in der halben Zeit bewerkstelligen läßt.

Jakutsk trägt ganz das Gepräge des kalten, düstern Nordens. Auf einer nackten, baum- und strauchlosen Fläche, auf der nur Abwesenheit des Schnees die Anwesenheit des kurzen, zehnwöchigen Sommers verkündet, liegen am linken Ufer der Lena gegen 500 hölzerne, von Zäunen umgebene, unansehnliche Häuser und Hütten, unter denen sich 5 Kirchen, 1 Kloster und 1 von Stein erbauter Kaufhof hervorheben, und doch sind seit einem Menschenalter die Wohnungen äußerlich wie innen um Vieles besser und bequemer geworden. Die einzige Sehenswürdigkeit ist eine schon im Jahre 1647 durch die Eroberer Sibiriens, die Kosaken, erbaute, alte, hölzerne Festung, mit ihren, den Einsturz drohenden, eckigen Thürmchen. Jakutsk ist der Mittelpunkt des innern Handels von Sibirien und eine Hauptniederlage der

russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft. Auf viele Tausende von Werst im Umkreise strömen während der wenigen Sommerwochen hieher die köstlichsten wie die gemeinen Pelzwaaren aller Art, sowie Wallroßzähne und die riesigen Knochenüberreste des vorweltlichen, dem asiatischen Elephanten verwandten Mammuts, dessen Stoßzähne besonders als fossiles Elfenbein in den Handel kommen. In dieser Zeit treffen hier auch die Kaufleute aus dem Süden ein, die dieser an Allem armen Gegend fast Alles, was zum Leben nöthig ist, zuführen. Die Hauptverkaufszeit ist im Monat August, weicht aber von dem, was wir unter einem Jahrmarkt verstehen, sehr ab, indem die Kaufleute ihre Waaren in den Häusern und Höfen gleichsam verstecken, um ihre Preise, sowie die Namen ihrer Abnehmer vor einander möglichst geheim zu halten. Die Bewohner (gegen 4000) stehen noch auf einer sehr niedrigen Stufe geistiger Bildung. Der Heiligenkalender (Swätzy) ist fast ihr einziges Buch und die Erziehung ist die mangelhafteste. Die Kinder werden gewöhnlich bald nach der Geburt einer Jakutin übergeben, die sie nach 2 bis 3 Jahren fast als kleine Jakuten den Eltern wiederbringt. Später lernen sie etwas lesen und schreiben und werden dann mit dem Pelzhandel vertraut gemacht, der die Einwohner ausschließlich beschäftigt. Doch leben sie sehr gesellig, wiewohl Essen und Trinken bei ihren lärmenden Versammlungen die Hauptrolle spielen. Die Herren sitzen bei dem Punschglas und die Damen in einem bei uns längst veralteten Staate um den Theekessel, während die Jugend nach den Klängen der Gußli, einer Art liegenden Harfe mit Metallsaiten, ein Tänzchen macht.

Lieutenant Anjou ging schon im Anfange August mit seiner Abtheilung die Lena hinunter. Ich brach am 12. September, nachdem ich vorher den Mitschmann Matiuschkin und den Steuermann Kosmin mit unsern Vorräthen, um die nöthigen Vorbereitungen für unsern dortigen Aufenthalt zu treffen, nach Nis'hne-Kolymsk vorausgeschickt hatte, eben dahin auf.

Von Jakutsk führt keine gebahnte Straße nach dem Norden, sondern die Reise muß zu Pferde auf engen, holperigen Fußsteigen, die durch Moräste und dichte Wälder, über steile Berge und zwischen zahlreichen Landseen dahin führen, fortgesetzt wer-

den. Wir setzten über die Lena, die, durch Inseln verengt, hier bei ihrer Hauptdurchfahrt eine Breite von 4 Werst hat, nach der gegenüberliegenden Poststation. Die Pferde mußten erst von einer entfernten Weide herbeigeholt werden. Unsere 10 Packpferde bildeten eine lange Reihe, indem ein jedes mit dem Zügel an den Schweif des vorangehenden gebunden war. Auf dem ersten und auf dem letzten saß ein Jakute als Führer, die in dieser Eigenschaft eine so bewunderungswürdige Geschicklichkeit besitzen, daß oft ein einziger eine Karawane von 28 Pferden in vollkommener Ordnung erhält. Bei Sonnenuntergang erreichten wir die sogenannte Poststation, eine einzelne, höchst unsaubere Jakutensurte, in der Menschen und Vieh beisammen lebten. Ich flüchtete mich in ein nahes Lerchenwäldchen und brachte die Nacht auf einer Bärenhaut und unter einer tüchtigen Pelzdecke neben einem helllodernden Holzstoße ganz angenehm zu. Ziemlich empfindlich war mir am andern Morgen beim Ankleiden die Kälte von 2 Grad, doch schon wenige Wochen später dünkte auch mir eine Kälte von 8—10 Grad gelindes, weiches Wetter zu sein. So ist der Mensch für alle Himmelsstriche geschaffen!

Unser Weg führte uns bald an einigen alten Bäumen vorüber, deren Aeste mit Pferdehaaren behängt und um deren Wurzeln eine Menge auf ähnliche Weise verzierte Stäbe in die Erde gesteckt waren. Der Jakut, welcher die Karawane führte, rupfte seinem Pferde einige Haare aus der Mähne und knüpfte sie mit vieler Ehrfurcht an den Ast eines Baumes, indem er uns erklärte, es sei das ein Opfer, das man dem Berggeiste darzubringen pflege, um sich seines Schutzes auf der Reise zu versichern. Die Jakuten halten streng auf diesen Brauch. Sie besangen fast auf dem ganzen Wege in einer einförmigen, traurigen Weise, die für das verschlossene, abergläubische Volk bezeichnend war, in Stegreifliedern die Gegend, indem sie die nackte Einöde als liebliche Landschaft und die schlammige Pfütze als krystallhellen See priesen. Nicht daß ihre Einbildungskraft ihnen einen solchen Streich spielte, sondern es geschah nur, um den sibirischen Rübezahl durch ein solches prunkhaftes Lobpreisen seines Gebietes bei guter Laune zu erhalten. Nach einem Ritt von 63 Werst

gelangten wir Abends zu einer mir wegen ihrer Geräumigkeit und Reinlichkeit gepriesenen Postjurte, doch nur der dichte, kalte Regen konnte mich vermögen, in ihr ein Obdach zu suchen. Die dicke Luft, das zahllose Ungeziefer, das Schreien der Kinder und des Viehes vertrieben mir allen Schlaf.

Der anhaltende Regen hatte die ohnehin elenden Wege fast grundlos gemacht, dagegen war die Gegend, die wir nun durchzogen, recht mannigfaltig und selbst freundlich. Wir ritten an zahllosen kleinen Landseen von regelmäßiger, ovaler Form vorüber, deren hohe, mit Lerchenbäumen bewachsene Ufer sich in der glatten Wasserfläche spiegelten und um die eine tiefe Stille herrschte. Nach einem Wege von ungefähr 40 Werst gelangten wir zu dem in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerthen Thale Miörö von länglichrunder Form und 8 Werst Durchmesser. Der hohe, dasselbe umgebende Rand und einige kleine, aber tiefe und sehr fischreiche Seen bezeichnen es als das Bett eines ehemaligen Sees. Diese, sowie der kräftige Graswuchs haben es zu einer sehr volkreichen Niederlassung der Jakuten gemacht. Die zahlreichen, zum Theil ansehnlichen Jurten, 2 Kirchen mit Thürmen, das Getümmel der zahlreichen Bewohner, die großen Viehheerden und Pferdetabunen bilden einen höchst wohlthuenden Gegensatz zu der Einöde, die dieses Thal umgiebt.

Werfen wir einen Blick auf die Sitten und Lebensweise der Jakuten. Ihre Gesichtsform bestätigt die Sage von ihrer tatarischen Abkunft. Sie sind eigentlich ein Hirtenvolk und ihr vornehmster Reichthum besteht in Pferden und Hornvieh. Durch den Ueberfluß an Pelzthieren in ihren endlosen Wäldern wurden sie aber auch Jäger und treiben die Jagd mit unermüdlichem Eifer und bewundernswürdiger Geschicklichkeit. An Entsagungen aller Art gewöhnt, scheinen sie ganz unempfindlich gegen die Kälte und können den Hunger bis auf einen fast unglaublichen Grad ertragen. Ihre Nahrung besteht aus gesäuerter Kuh- und Stutenmilch und aus gekochtem Pferde- und Rindfleisch; vom Brote haben sie keinen Begriff.

Ihr größter Leckerbissen ist Fett, das sie, roh und geschmolzen, frisch und verdorben, im größten Uebermaße verzehren können. Ueberhaupt kommt es ihnen weit weniger auf den Wohl-

geschmack, als auf die Menge der Nahrungsmittel an. Daher zerstampfen sie auch die innere Rinde des Lerchenbaumes, auch wohl der Fichten, und kochen sie mit Fischen, etwas Mehl und Milch, besonders aber mit Fett, zu einem Brei, den sie in ungeheurer Menge verzehren. Männer und Frauen rauchen leidenschaftlich gern Tabak, namentlich den scharfen tscherkessischen, und versetzen sich dadurch, daß sie den Rauch verschlucken, in eine der Trunkenheit ähnliche Betäubung. Sie haben zweierlei Wohnungen, im Sommer die Urossy, bewegliche, kegelförmige Zelte von mit Birkenrinde bedeckten Stangen, im Winter die warmen Jurten. Dies sind von dünnen Balken in Form einer abgestumpften Pyramide erbaute Hütten, die außen mit Rasen, Lehm und Gras dick belegt sind, und denen zwei viereckige, im Winter mit Eisplatten verschlossene Oeffnungen als Fenster dienen. Der Fußboden ist einige Schuh vertieft und aus Lehm gestampft, bei den Reichen aber erhöht und gedielt. Längs den Wänden, an denen die Kleidungsstücke, Waffen und der wenige Hausrath hängen, sind breite Sitze erbaut, die Nachts auch als Schlafstätten dienen. In der Mitte, näher der Thüre, befindet sich der Tschuwàl, eine Art mit einem Schornsteine versehener Herd, auf dem ein unaufhörliches Feuer brennt. Die Kühe sind in ähnlich erbauten Schuppen untergebracht, werden aber auch wohl bei zu strenger Kälte in die Jurte aufgenommen; die Pferde dagegen bleiben unter freiem Himmel und müssen sich ihre kümmerliche Nahrung unter dem Schnee hervorscharren. Diese Wohnungen schützen genugsam gegen die Kälte und befriedigen, obwohl in ihnen die größte Unordnung und Unsauberkeit herrscht, alle Anforderungen der Jakuten.

Sie theilen sich in verschiedene Stämme, und diese zerfallen wiederum in mehrere Unterabtheilungen; jedem der ersteren steht ein Golowà, der letzteren ein Knäsuz als Oberhaupt vor. Die Jakuten sind zwar alle getauft, auch sind die zehn Gebote, ein Theil des neuen Testaments und die vornehmsten Kirchengebete in ihre Sprache übertragen, doch aber haben nur sehr Wenige einige Begriffe von den Lehren und den Grundsätzen der christlichen Religion. Daher halten sie auch noch viel auf abergläubische Gebräuche aus dem Heidenthum und die Schamanen,

ihre Aerzte, Zauberer und Teufelsbeschwörer, spielen bei ihnen eine große Rolle. Bezeichnend für den Jakuten ist seine Rachgier, Proceßsucht, Ungeselligkeit und Verschlossenheit. Nur der Hang zur Einsamkeit und Abgeschiedenheit macht es erklärlich, daß, obwohl das Weidebedürfniß es nicht fordert, weiter nach Norden die einzelnen Jurten oft einige hundert Werst auseinander liegen, so daß die nächsten Nachbarn sich zuweilen in Jahren nicht sehen.

Am 15. September legten wir, obgleich wir so üble Wege fanden, daß unsere Pferde mehrmals bis an den Hals in Morästе versanken, 90 Werst zurück und erreichten zur Nacht die Station Aldenskaja, welche nur eine halbe Werst von dem Aldan, dem bedeutendsten Nebenfluß der Lena, entfernt ist. Hier nehmen die gemeinschaftlichen jakutischen Niederlassungen völlig ein Ende und beginnen erst wieder jenseits des Werchojanskischen Bergrückens, 400 Werst weiter nördlich. Die ganze dazwischen liegende Strecke ist eine Wüste, die aus Bergen und dazwischen liegen Morästen besteht und den Reisenden viele Beschwerden darbietet. Auf dieser Station pflegen daher die Karawanen Halt zu machen, um sich für den bevorstehenden mühevollen Zug zu rüsten. Auch wir brachten daselbst einen Tag mit Vorbereitungen zu.

Am 17. September setzten wir über den rasch dahineilenden Aldan, der hier eine Breite von 1½ Werst hat. Mitten im Strom erhielt unser Fahrzeug ein bedeutendes Leck. Trotz unserer vereinten Anstrengungen sank es immer tiefer und wäre ohne Zweifel untergegangen, wenn wir nicht eine kleine Insel erreicht hätten, an der wir unsere Barke durch Verstopfen mit trockenem Grase und Moose wieder in guten Stand setzten. Am andern Ufer schlugen wir unter einer großen Birke unsern Pológ (ein kleines viereckiges Reisezelt von gegerbtem Rennthierleder) für die Nacht auf. Den 18. zogen finstere Wolken auf und wir durchzogen unter dichtem Schneegestöber eine öde, baumlose und morastige Gegend. Am folgenden Tage bahnten wir uns durch einen dichten Wald von Lerchen, Espen und Weiden zwischen deren engverwachsenen Aesten und umgestürzten Stämmen einen Weg nach der einzigen Furth des Tukulan, der von dem süd-

lichen Abhange des Werchojanskischen Bergrückens in süd-westlicher Richtung dem Aldan zueilt. Am Morgen des 20. ritten wir ohne Unfall durch den reißenden Strom. Das Thal, durch welches er fließt, sowie seine eben so ungestümen Nebenflüsse, über die wir gleichfalls setzten, sind mit entwurzelten Bäumen und Steinmassen übersäet, die unser Weiterkommen sehr erschwerten und uns zeitig Halt zu machen nöthigten. Auf einer vom Schnee gereinigten Stelle wurde um ein tüchtiges Feuer auf eine dicke Unterlage von dürrem Reisig eine Schicht grüner Zweige von der hier in Menge wachsenden Zwergceder gelegt und darauf unsere drei Pologi aufgestellt. Die vierte Seite wurde von unsern Führern eingenommen, die auf ihren über den Schnee gebreiteten Pferdedecken, den Sattel zum Pfühl, die frostige Nacht unter freiem Himmel zubrachten. Während der mit Schnee gefüllte Kessel über dem Feuer summte, zündeten wir in Erwartung des labenden Thees und der nahrhaften Suppe unsere Gansy, jakutische kurze Tabakspfeife, an, und nach eingenommenem Mahle verkürzten uns unsere Führer, wie das die fast leidenschaftliche Liebhaberei der hiesigen Jakuten und Russen ist, den Abend durch die Erzählung ihrer Jagdabenteuer, die an Glaubhaftigkeit den münchhausenschen nicht nachzustehen pflegen. So erzählte unter Andern der Eine von einem Kosaken, der fast zu gleicher Zeit drei Bären, den einen mit dem Messer, den andern mit dem Beile, den dritten mit einem Knittel erlegt habe, und ein Anderer schrieb dem Elennthier eine so ungeheure Stärke zu, daß es im vollen Laufe mit seinem Geweihe große Bäume entwurzele. — Im Frühling und Sommer nöthigen die plötzlich anschwellenden Gebirgswasser in diesen Thälern nicht selten die Reisenden, sich mit ihrer Habe auf die Bäume zu retten und man pflegt daher auch in deren Nähe das Nachtlager aufzuschlagen. Je mehr wir uns dem Ursprunge des Tukulan näherten, desto näher traten die Felsen an den Strom und desto enger und wilder wurde das Thal, in dessen Hintergrunde sich ein Halbkreis zackiger Schneeberge zeigte. Am Morgen des 22. schickten wir uns an, bei einer Kälte von 16 Grad den Werchojanskischen Bergrücken zu ersteigen. Derselbe besteht fast ganz aus reinem, schwarzem Schiefer und bildet die Wasserscheide zwischen dem

Flußgebiete der Lena und der Jana. An steilen Felsenabhängen und in verschneiten Schluchten klimmten wir unter mancherlei Gefahren volle drei Stunden empor, bis wir die Höhe des 2100 Fuß über dem Tukulan gelegenen Passes erreichten, über den das Gebirge noch 800 bis 1000 Fuß aufsteigt. Am sanfteren nördlichen Abhange entspringt aus einem kleinen See die Jana, die in nördlicher Richtung zwischen zwei allmählig sich abdachenden Bergreihen dem Eismeer zufließt. Wir zogen längs dem linken Ufer derselben, an dem wir in gewissen Entfernungen sogenannte Powarni fanden, d. h. hölzerne Hütten mit einem Herd und breiten Bänken zum Schutz und zur Bequemlichkeit der Reisenden. In dieser eisigen Einöde stießen wir auf die elende, schlecht verwahrte Hütte eines Tungusen, der sich mit seiner Tochter hier der Rennthierjagd wegen aufhielt. Die sich durch Verarmung zu dieser kümmerlichen Lebensweise genöthigt sehen, werden von ihren Volksgenossen mit dem Namen Glücksjäger bezeichnet, als solche, die ausgezogen sind, ihr verlorenes Glück wieder zu finden. In neuerer Zeit siedelt die Regierung sie an den großen Flüssen an und unterstützt sie mit Fischergeräthschaften.

Nachdem wir neun ganze Tage unter freiem sibirischen Himmel zugebracht hatten, erreichten wir am 26. September wieder die erste Poststation, Baralas, eine geräumige und reinliche Jakutenjurte, die uns nach den gehabten Entbehrungen wie ein Palast erschien. Nachdem wir uns den langversagten Genuß, uns zu waschen und umzukleiden, verschafft hatten, setzte unser braver Wirth uns die besten hiesigen Leckerbissen vor, so unter andern in Würfel zerhackte, gefrorene jakutische Butter, Struganina, d. h. gefrorenen in dünne Scheiben geschnittenen Fisch, und zum Nachtisch das hiesige Prachtessen, frisches, rohes Rennthiermark. Nach eintägiger Rast traten wir den Weg nach der nächsten, jedoch 300 Werst entfernten Station, Tabalog, an. Nur nachdem wir Asche und Sand gestreut hatten, konnten wir unsere unbeschlagenen Pferde über das glatte Eis der Lena bringen. Ueber gefrorenen, morastigen Boden und durch eine einförmige Gegend gelangten wir bei einer Kälte von 10 bis 19 Grad am 3. October zu der letztgenannten Station, die

von fischreichen Seen und guten Weideplätzen umgeben, geräumig und reinlich, allen billigen Anforderungen entsprach. Auf der 415 Werst langen Strecke von da bis Saschiwersk, am rechten Ufer der Indigirka, das wir am 10. October erreichten, mußten wir bei einer Kälte von 16 bis 24½ Grad die Nächte in leeren, verfallenen Jakutenhütten und in den genannten Powarni, dem eisigen Wind und dem Rauche ausgesetzt, zubringen. Wir durchzogen auf diesem Wege die engen Thäler eines nicht beträchtlichen Gebirges, das die Wasserscheide zwischen der Jana und Indigirka bildet. An dem Flüßchen Dogdo aufsteigend, gelangten wir zu dem Todtenthale (Ubiènnoje pole), wo nach der Sage eine große Horde Rennthiertungusen, die sich vor den Eroberern des Landes, den Kosaken, hierher geflüchtet hatte, nach verzweifeltem Kampfe von diesen niedergemetzelt wurde. Auch mir wäre dies Thal beinahe verderblich geworden. Als ich über ein zugefrorenes Flüßchen reiten wollte, verschwand mein Pferd unter dem einbrechenden Eise und ich entging nur durch einen glücklichen Zufall dem gleichen Schicksal. Unsere Führer eilten jedoch lachend herbei, denn sie wußten aus Erfahrung, daß das Wasser unter dem Eise fast ganz abgeflossen war, und förderten das arme Thier unversehrt wieder zu Tage. Doch verlor ich leider bei diesem Vorfall meinen Vorrath an Thee, Zucker und Rum.

Saschiwersk besteht, seit es aufgehört hat eine Kreisstadt zu sein, nur noch aus einer Kirche und vier oder fünf Hütten. Die Umgegend hat schöne Wiesen und eine Menge fischreicher Seen. Daher beschäftigen sich die hiesigen Bewohner auch vorzugsweise mit der Pferde- und Viehzucht, sowie mit der Fischerei. Die Aermeren haben sich ganz an den Ufern der Flüsse angesiedelt, daher sie auch den Namen Retschnyn, d. h. Flußbewohner, führen. Sie halten viele Hunde, welche die gefangenen Fische in Schlitten nach den Wohnungen ziehen. Diese Hunde nähren sich nur von dem Abfall und den Gräten der Fische, und ihr Unterhalt kostet ihren Herren nichts. Ich fand hier gastfreundliche Aufnahme in der Hütte eines Mannes von seltenen Tugenden und Verdiensten. Es ist das der hier weit und breit unter dem Namen Vater Michail bekannte 87jäh-

rige Priester, der während seiner 60jährigen Amtsführung 15,000 Jakuten, Tungusen und Jukahiren nicht nur getauft, sondern wirklich in den Lehren des Christenthums unterwiesen, und durch seine Rathschläge, wie durch sein Beispiel den heilsamsten Einfluß auf sie geübt hat. Noch jetzt macht er, seines hohen Alters ungeachtet, jedes Jahr zu Pferde durch die öden Schneesteppen Reisen von 2000 Werst, um die neugeborenen Kinder seiner verstreuten Gemeinde zu taufen, sein heiliges Amt unter ihnen zu versehen und als Rathgeber, Lehrer und Arzt ihnen zu nützen. Dabei bleibt ihm noch Zeit und Kraft, selbst für seinen Unterhalt zu sorgen. Er erlegt mit der Büchse die im benachbarten Gebirge lebenden Argali (wilde Schafe) und fängt Federwild in Schlingen. Auch bearbeitet er emsig sein Gärtchen, in dem er Kohl, Rüben und Rettig zieht — für diese Gegenden eine große Seltenheit.

Von ihm noch mit einigen kleinen Mundvorräthen beschenkt, brachen wir mit seinem Segen nach dem höheren Norden auf, und erreichten nach einer Reise von 315 Werst den großen See Orinkino, der die Grenze zwischen dem Saschiwerskischen Bezirk und dem Kolymskischen Kreise bildet. Von hier bis zum Flusse Alasej, der, wie die früher genannten großen Ströme, in nördlicher Richtung dem Eismeere zufließt, mußten wir eine völlig unbewohnte Wüste von 250 Werst durchziehen. Bis zu dem etwa 100 Werst entfernten Alasejischen Bergrücken, welcher das Flußgebiet der Indigirka von dem des Alasej scheidet, breiten sich ungeheuere Moräste aus, die hier Badaràny genannt werden. Sie trocknen nie ganz aus; bei wärmerer Witterung bildet sich auf ihrer Oberfläche nur eine Art Rinde, die bei schweren Lasten durchbricht. Nur der in einer gewissen Tiefe ewig gefrorene Boden des Morastes bewahrt im Sommer die Pferde der Reisenden vor völligem Versinken. Nichts Oederes und Traurigeres, als diese mit halb verwestem Moos bedeckten Strecken, auf denen hin und wieder ein kümmerlicher Lerchenstrauch am Boden hinkriecht. Jenseits des Alasejischen Bergrückens trafen wir wieder große Landseen und dazwischen gutes Wiesenland und erblickten am 21. October zu unserer größten Freude den Rauch, der von der Poststation Sardach aufstieg.

Sie zeichnet sich vor allen andern auf dem ganzen Wege aus. Die von zierlichen Palissaden umgebene Besitzung enthält außer einem gut gebauten Wohnhause, in dem sich ein abgesondertes, reinliches Zimmer mit Tischen und Bänken befindet, eine Jurte, einen langen Waarenschuppen und Stallungen, auch eine Badestube und selbst ein Lusthäuschen mit einer Sonnenuhr, und ist die Besitzung des ehemaligen Wachtmeisters Atlassow, eines würdigen Urenkels des Eroberers von Kamtschatka.

Auf der 250 Werst langen Strecke zwischen hier und Sredne-Kolymsk (Mittel-Kolymsk) sah ich auf einem See die erste Heerde wilder Rennthiere, die, von zwei Wölfen verfolgt, dicht an uns vorüberschossen. Letztgenannte Stadt, an der Kolyma, ist der Hauptort des Kreises und zählt 13 verhältnißmäßig gutgebaute Häuser mit einer nicht unansehnlichen Kirche. Im Sommer beschäftigt die Jagd und Fischerei fast sämmtliche Bewohner auswärts. Die täglich zunehmende Kälte, die zwischen 18 und 29 Grad wechselte, nöthigte mich, mir einen vollständigen hiesigen Winteranzug zuzulegen. Man höre, was Alles dazu gehört! Ueber meine Reiseuniform zog ich ein Kamisol und einen Brustlatz, nagrúdnik, beides mit weißem Steinfuchs, und weite Beinkleider mit Hasenfell gefüttert. Die Füße bekleideten Socken aus jungem Rennthierfelle und hohe Stiefel, tòrbassy, von demselben Felle, und für die Kniee waren besondere Decken, nakoléniki, bestimmt, darüber eine Art weiten Sackes mit Aermeln, kuchlänka, aus gegerbtem doppelten Rennthierfelle, in- und auswendig rauh. Dann folgten, auch unter besondern Benennungen, kleinere Pelzstücken für die Nase, die Stirn, die Ohren, das Kinn u. s. w., und darüber war endlich noch eine ungeheuere Fuchsmütze mit langen Ohren gestülpt. Ich war Anfangs in dieser Vermummung so unbeholfen, daß ich nicht allein auf's Pferd konnte, und öfters in den Jurtenthüren stecken blieb. In dem 320 Werst weiter entfernten russischen Dorfe Omolònskaja am Flusse Omolòn vertauschten wir jubelnd die Pferde mit den von Hunden gezogenen schmalen Schlitten, Narty genannt, auf denen wir die letzten 120 Werst in zwei Tagen bei einer Kälte von 32 Grad zurücklegten, und langten den 2. November in dem elenden Fischerdörfchen

Nis'hne-Kolymsk (Unter-Kolymsk) an, das für drei Jahre unser Wohnort sein sollte. Wir hatten die ungeheuere Strecke von 11,000 Werst zwischen hier und St. Petersburg in 224 Tagen durchmessen.

Zweites Kapitel.

Ehe wi die Beschreibung unseres Lebens und unserer Thätigkeit in Nis'hne-Kolymsk beginnen, schicken wir einige allgemeine Bemerkungen über die untere Gegend der Kolyma und ihre Bewohner voraus. Die Kolyma entspringt unter dem 61. Breitengrade in dem Gebirge Stanowoj Chrebet und fließt in nord-nordöstlicher Richtung 1500 Werst an einem Zweige desselben hin, dessen jähe Felsen das rechte Flußufer bilden. In sie münden der große und kleine Aniuj und der Omolòn. Gleich nach dem Einfluß des Letzteren bildet sie eine 100 Werst lange, niedrige Insel, an deren südlichem Ufer Nis'hne-Kolymsk liegt, und ergießt sich dann etwa 70 Werst weiter nördlich in drei Armen, die mit den dazwischen liegenden Inseln eine Breite von 100 Werst haben, in das Eismeer.

Im Norden das Eismeer, im Osten eine unabsehbare nackte Haide, Tundra, ist das Land der ganzen Gewalt der rauhen Winde blosgestellt und bei Nis'hne-Kolymsk friert der Strom schon in den ersten Tagen des September zu, bei seiner Mündung oft selbst um den 20. August. Obwohl während 52 Tagen (vom 15. Mai bis 6. Juli) die Soune nicht untergeht, so scheinen doch ihre matten, schrägen Strahlen alle Wärmekraft verloren zu haben. Es giebt in Wahrheit nur zwei Jahreszeiten: Winter und Sommer, und der letztere ist nur ein Kampf zwischen Entstehen und Vernichten. Ende Mai zeigt sich einiges kümmerliche Grün und im Juni entfalten sich sogar einige Blumen und Blüthen. Im Juli, der heiter und mild zu sein pflegt, stellen sich ungeheuere Züge von Mücken ein, gegen welche Menschen und Thiere nur in dem dicken, bittern Rauche der

Dymokury (große Haufen von Blättern, Moos und feuchtem Holz) einigen Schutz finden. Und doch leisten in dem weisen Haushalte der Natur selbst diese Plagegeister dem Menschen einen wesentlichen Dienst. Vor ihnen nämlich flüchten sich die Rennthiere in Zügen von vielen Hunderten aus den Wäldern nach dem Meere und werden, namentlich wenn sie über die Flüsse und Landseen setzen, in großer Anzahl erlegt. Der Winter dauert volle neun Monate und steigt im Januar bis zu einer Kälte von 43 Grad. Dann wird das Athmen schwer, das Rennthier steht unbeweglich, wie leblos, in dem tiefsten Dickicht der Wälder und selbst der Schnee dampft! Mit dem 22. November tritt eine 38tägige Nacht ein, nach der erst am 28. December eine blasse Morgenröthe erscheint, die selbst um Mittag die Sterne noch nicht zu verdunkeln vermag. In dieser Jahreszeit deckt fast beständig ein dichter Nebel (Moròk) die weiten Schneegefilde. Eine merkwürdige Naturerscheinung, namentlich in den Thälern des Aniuj ist: »der warme Wind« (tèplot Wèter), der, von Ost-Süd-Ost wehend, in raschem Wechsel eine Kälte von 35 Grad in 1½ Grad Wärme verwandelt.

In diesem Klima und diesem Boden kann natürlich nur eine dürftige Pflanzenwelt kümmerlich ihr Leben fristen. Verkrüppelte Lerchenbäumchen und Weidengesträuch, Riedgras, Thymian, Wermuth, selbst die wilde Rose und Vergißmeinnicht, ferner Johannis-, Rausch-, Preisel- und Moltebeeren, sowie die duftreiche Mamura kommen noch, namentlich am rechten Ufer der Kolyma, vor, werden aber näher dem Meere immer seltener oder hören ganz auf. Keineswegs arm dagegen sind diese Wildnisse an vierfüßigen Thieren und Geflügel. Von den ersteren erwähne ich nur das Rennthier und Elennthier, den schwarzen Bären, den Wolf, Fuchs, Zobel und andere Pelzthiere, von den letzteren ungeheure Züge von Schwänen, Gänsen und Enten, ferner Adler, Eulen und Möven, weiße Schneehühner, Schnepfen und Krähen, ja um die Frühlingszeit hört man zuweilen den fröhlichen Finkenschlag und im Herbste das Zwitschern der kleinen Meise.

Aus welchem Lande die Vorfahren der jetzt hier lebenden Völkerschaften eingewandert sind, und was sie bewog, oder

vielmehr nöthigte, ihre wahrscheinlich freundlicheren Wohnsitze mit diesen unwirthbaren Einöden zu vertauschen, meldet uns kein Denkmal und hat keine Ueberlieferung aufbewahrt. Nur eine dunkle Sage geht unter dem Volke: »es seien ehemals an den Ufern der Kolyma mehr Feuerstätten der Omoki gewesen, als Sterne am klaren Himmel.« Dieser Volksstamm ist gänzlich verschwunden und ein anderer, der der Tschukotsch oder Tschuktschen ist theils weiter nördlich gezogen, theils bildet er, mit späteren Einwanderern vermischt, die jetzige geringe Bevölkerung. Dieselbe beläuft sich in dem ganzen Kolymskischen Bezirke nur auf 2498 Menschen männlichen Geschlechts, nämlich 325 Russen, 1034 Jakuten und 1139 Jukahiren und andere Völkerstämme. Sie zahlen als Abgabe (jassak) an die Regierung 803 Füchse, 28 Zobel und an Geld 10,847 Rubel. Die Russen sind meist Abkömmlinge von Verwiesenen und, obwohl sie sich zum Theil mit den Eingeborenen vermischt und viel von ihnen angenommen haben, so sind sie doch an dem höheren und kräftigeren Wuchse, der weißeren Hautfarbe und meist auch dem helleren Haare kenntlich. Auch die russischen Frauen und Mädchen sind von einer angenehmeren und regelmäßigeren Gesichtsbildung und besitzen viel Gemüthlichkeit und einen häuslichen Sinn, sowie eine gewisse Empfänglichkeit für die feineren Regungen des Gefühls. Sie lieben sehr den Gesang und pflegen in ihm ihre Stegreif-Lieder vorzutragen. Ein solches finde hier in der Uebersetzung seine Stelle:

Sag' mir an, du holde Nachtigall,
Sag' mir an, du braungefiederte,
Wo du trafest die im Meere Segelnden? —
Ich traf sie bei dem weißen Felsen an,
Wo sie eine schöne Insel fanden. —
Flieg' zurück, o Nachtigall, zum blauen Meere,
Hin zu meinem theuren Vielgeliebten,
Sag' ihm, daß daheim sein treues Liebchen
Bitt'rer Zähren viel um ihn vergießt u. s. w.

Solche Gesänge, Tanz und Spiel verkürzen ihnen in traulichen Kreisen die lange Winternacht, während die Eingeborenen den Frohsinn und Lebensgenuß gar nicht kennen. In ihren Woh-

nungen unterscheiden sich beide wenig von einander. Die Hütten sind gewöhnlich 12 bis 18 Fuß in's Gevierte und 9 Fuß hoch, die Wände aus Treibholz, das die Frühlingsüberschwemmungen vom Meere die Flüsse hinaufführen, aufgezimmert, mit Moos und Lehm verwahrt und außen mit einem hohen Erdwall beschüttet. Auch das flache Dach ist mit Erde bedeckt. Zwei einen Quadratschuh große Fensterchen, an denen im Sommer eine Fischblase, im Winter eine sechs Zoll dicke Eisplatte die Stelle des Glases vertritt, lassen nur einen Schimmer des Tageslichtes in das Innere fallen. In einer Ecke desselben befindet sich der Tschuwal mit einer Oeffnung darüber als Rauchfang, um die Wände laufen breite mit Rennthierfellen bedeckte Bänke und eine oder zwei niedrige Abtheilungen sondern die Schlafstätten von einander ab. An die Hütte schließen sich ein Vorhaus, eine Vorrathskammer, ein Hundestall und Gerüste zum Trocknen der Fische an. Reinlichkeit ist hier gar nicht und Wäsche nur bei den Reichen zu finden. Die Hauptbestandtheile der Bekleidung bilden ein Hemd (pàrka) aus weichem Rennthierfelle mit einem schmalen Besatz von Biber- oder Flußotterfell, Beinkleider von demselben Stoffe, ein mit einer Kapuze versehenes Oberkleid (kamlejà) von dickem Rennthierleder ohne Haar, dazu auf Reisen ein zweites, dem ganz gleiches, jedoch von doppeltem Fellwerk, die Kuchlänka, an deren Aermel große Fausthandschuhe genäht sind. Zu Hause tragen sie eine Art Schuhe aus braunem Juchten mit Schäften von rauchem Rennthierfelle, die mit Zierrathen besetzt und durch zwei, das Bein kreuzweis umwickelnde Riemen an die Beinkleider befestigt sind. Auf Reisen bedienen sie sich einer wärmeren Fußbekleidung und einer großen in- und auswendig rauchen Pelzmütze, sowie der früher genannten Gesichtsbedeckungen, unter denen das mit allerlei farbiger und goldener Stickerei verzierte Stirnband mehr zum Schmuck als zum Schutz bestimmt ist. An dem Gürtel hängt ein großes Messer, die kleine Gansa oder Tabakspfeife und ein Tabaksbeutel. Die Hauskleidung der Weiber unterscheidet sich von der der Männer fast in Nichts, als in der größern Leichtigkeit der Felle und einem um den Hals liegenden Kragen von feinem Rauchwerk. Als Gallaanzug tragen sie jedoch auch

baumwollene oder seidene Kleider, je großblumiger und buntscheckiger desto schöner.

Ich lebte fast drei Jahre unter diesen Uferbewohnern der Kolyma wie einer der Ihrigen, ihre ganze Lebensweise theilend, daher das Bild, was ich hier von denselben entwerfe, auf Wahrheit und Treue Anspruch machen kann. Um die Mitte Mai verlassen fast sämmtliche Bewohner Nis'hne-Kolymsk und suchen sich längs dem Strome zu ihrer Hauptbeschäftigung, dem Fischfang, günstige Stellen auf, an denen sie ihre Balagans oder leichte Sommerhütten aufschlagen. Im Frühling, wo die Wintervorräthe meist aufgezehrt sind, die Fische sich vor der Kälte in die Tiefen der Flüsse und Seen zurückgezogen haben und die ausgehungerten Hunde zur Jagd untauglich sind, pflegt sich der Hunger in seiner furchtbarsten Gestalt einzustellen. Blaß und kraftlos, gleich Gespenstern, kommen schaarenweise die Tungusen und Jukahiren zu den russischen Niederlassungen, deren Bewohner selbst zuletzt sich von den Ueberresten der für die Hunde bestimmten Vorräthe zu nähren genöthigt sind, und stürzen gierig über jeden Abfall von geschlachteten oder gefallenen Rennthieren, über Knochen, Felle oder Riemen her. Zwar hat die Regierung ein Vorrathsmagazin errichtet, allein da wegen der ungeheueren Entfernung und der Beschwerden der Zufuhr das Pud *) Roggenmehl, das zuweilen noch auf der langen Reise verdorben ist, mit 20 Rubel verkauft wird, so kommt diese Einrichtung nur sehr Wenigen zu Statten. Doch, wenn die Noth am höchsten, ist die Hülfe am nächsten. Plötzlich zeigen sich als Frühlingsboten große Schwärme von Zugvögeln und Alt und Jung eilt mit Flinten und Bogen, sie zu erlegen, herbei. Noch aber ist die Nahrung kärglich und die Natur scheint, wie ein erfahrener Arzt, die Ausgehungerten erst allmählig wieder an Speise gewöhnen zu wollen. Im Juni endlich gehen die Flüsse auf, aber — ein neues Ungemach — die ungeheueren Eismassen stemmen sich an manchen Stellen und verursachen dadurch große Ueberschwemmungen, die plötzlich die Gegend in

*) Ein Pud gleich 40 Pfund.

einen weiten See verwandeln, aus denen nur die Dächer der Häuser, wie Inselchen, hervorragen. Die Fische ziehen im Frühling stromabwärts und sobald die Gewässer fallen, beginnt die Hauptfischerei mit Netzen. Man fängt Storlette, eine Art großer Lachsforellen (nel'ma), große Seestinte (muksun) und eine hier Tschir genannte Fischgattung, die, weil sie noch sehr mager sind, zum Vorrathe für die Hunde dienen und als Juchala bereitet, d. h. gereinigt, platt auseinander geschnitten und an der Luft gedörrt werden. Später beginnt die kleine Fischerei mit Reusen und Setzkörben in den Nebenflüssen der Kolyma. Da fängt man viele, sehr fette Tschiri, die, sorgfältig zubereitet und gedörrt, unter dem Namen Jukola ein Hauptnahrungsmittel der hiesigen Bewohner ausmachen, während die fetteren Theile einen leckeren Zusatz zu den aus Fischen bereiteten Kuchen bilden. Dann ziehen die größeren Seefische stromaufwärts und werden in Netzen und Setzkörben gefangen. Während dem stellen sich die Zugvögel, Schwäne, Gänse und Enten, ein, die hier an den Seen nisten und brüten. Wenn sie mausern und, ihrer Federn beraubt, nicht fliegen können, vereinigen sich die Bewohner zu ihrer Jagd, scheuchen sie durch abgerichtete Hunde auf und erlegen sie mit Flinten, Pfeilen und Knitteln. Ein Theil der Beute wird geräuchert, das Meiste aber im Schnee für den Winter aufbewahrt. Andere Vorräthe liefert das Fleisch der Rennthiere, die man während ihres Sommerzuges an dem Aniuj oder an den Seen der Tundra aufsucht, durch die Hunde in's Wasser treibt und darin die schwimmenden Thiere mit einer Art Speer erlegt. Am Aniuj kann ein geschickter Jäger in guten Jahren wohl 100 Thiere erlegen, in der Tundra nur 5 bis 20, doch bleiben sie daselbst nie aus und sind besser genährt. Während dem feiern auch die Frauen nicht und sammeln allerlei Beeren ein, die jedoch nicht jedes Jahr gerathen. Es ist das für sie eine Art Fest, wie anderwärts die Weinlese, und sie belustigen sich dabei mit Gesängen, Tänzen und Spielen. Auch Thymian wird als Räucherwerk und Gewürz eingetragen und die Makarscha, eine mehlige Wurzel, welche aus den Vorrathskammern der Feldmäuse hervorgesucht und als eine Zugabe zu den Fleisch- und Fischkuchen gebraucht wird. — Im Sep-

tember beginnt der Fang der Heringe, die in günstigen Jahren in so ungeheueren Zügen stromaufwärts gehen, daß deren oft mit einem einzigen Zuge 3000 und mehr gefangen werden. Sie allein schützen häufig, wenn die übrige Fischerei nicht ergiebig war, die Bewohner vor Hungersnoth, und allein die 100 Familien in der Umgegend von Nis'hne-Kolyma bedürften deren zu ihrem Unterhalt nicht weniger als drei Millionen. Doch wird von ihnen nnr eine Million Heringe gefangen und die andern zwei Drittel müssen durch größere Fischgattungen ergänzt werden. Wenn die Flüsse zufrieren, beginnt die Herbstfischerei, indem man quer über den Fluß Löcher in das Eis hackt und die aus dem Meere durch Stürme in die Flüsse getriebenen Fische in Setznetzen fängt, so lange die zunehmende Kälte und Dunkelheit es gestatten. Mit dem Eintritt des Winters kehren auch die Rennthiere wieder von dem westlichen nach dem östlichen Ufer der Kolyma zurück und man fängt sie in Schlingen, die man in Engpässen oder an dem Ausgange engzulaufender Verzäunungen aufstellt. So reihet sich in regelmäßiger Aufeinanderfolge eine Beschäftigung an die andere. Dazu gehört auch das Aufstellen und die Besichtigung der Fallen für die Pelzthiere. Diese findet zuerst kurz vor dem ersten Schnee meist zu Pferde statt und wird dann im Laufe des Winters in mit Hunden bespannten Narten von sorgsamen Jägern wohl zehn Mal wiederholt. Diese Fallen, Past' genannt, sind eine Art länglicher Kasten, in denen sich zum Anlocken des Thieres ein Köder befindet und die sich, sobald dieser berührt wird, schließen und dasselbe gefangen halten. Bei jedesmaliger Besichtigung derselben darf man einen Fang auf zehn Fallen rechnen. Die es in dieser Art der Jägerei zu einer besondern Fertigkeit gebracht haben, stehen weit und breit in hohem Ansehen. Noch mehr aber die eigentlichen Jäger, die mit dem mächtigen Elennthier und den Bären den gewagten Kampf bestehen. Ihre Jagderzählungen bilden den Lieblingsgegenstand ihrer Unterhaltung und sind ungeachtet ihrer Uebertreibungen höchst merkwürdig.

Folgende zwei Vorfälle begaben sich während meines hiesigen Aufenthaltes. Zwei Jäger, Vater und Sohn, stießen auf

der Rückkehr von einer Fuchsjagd auf einen in seiner Höhle liegenden Bären. Obwohl für einen solchen Kampf nicht gewaffnet, beschlossen sie doch das gefährliche Abenteuer zu bestehen, und das auf folgende Weise. Der Sohn griff an der einen Oeffnung der Höhle mit einer Pocoliuga, einem leichten Speere, den Bären an, während der Alte mit seinem breiten Rücken sich vor den andern Ausgang stemmte und mit seinem dicken doppelten Pelze den Zähnen und Klauen des geängsteten Thieres so lange widerstand, bis dasselbe den fortgesetzten Angriffen seines andern Gegners unterlag.

Ein anderer ebenso ungenügend bewaffneter Jukahir schlich sich unbemerkt einem großen schwarzen Bären, der emsig in der Erde scharrte, so nahe, daß er ihn an dem einen Hinterbein erfassen konnte; ehe er aber noch sein Messer zu benutzen vermochte, ergriff das erschrockene Thier eiligst die Flucht und schleppte den beharrlichen Jäger so lange über Stock und Stein mit sich fort, bis dieser, ermattet und zerschlagen, seinen unbändigen Gefangenen loszulassen für gut fand. Ein ähnliches Schicksal hatte ein Russe, der auf der Kolyma auf ein über den Strom schwimmendes Elennthier stieß. Geschickt wirft er ihm eine Schlinge über das Geweih und rudert mit seiner Beute rüstig dem Ufer zu. Kaum aber fühlt das schwimmende Thier wieder Grund unter seinen Füßen, als auch das Gefühl seiner natürlichen Kraft wiederkehrt. In einigen Sätzen hat es das Ufer erreicht und schießt mit der Schnelligkeit des Windes dem Walde zu, indem es den leichten Kahn mit dem unglücklichen Jäger hinter sich her schleudert, der noch froh sein mußte, endlich aus demselben mit ziemlich heiler Haut geworfen zu werden.

Unter allen im hohen Norden einheimischen Thieren ist der Hund eins der unentbehrlichsten und hat für die ansässigen Bewohner dieser Gegenden dieselbe Bedeutung, wie für die nomadisirenden das Rennthier. Er hat hier viel Aehnlichkeit mit dem Wolfe, eine lange spitz auslaufende Schnauze, spitzige, aufrechtstehende Ohren und einen langen buschigen Schwanz. Sein Haar ist glatt oder auch kraus und von Farbe schwarz, weißlich, rothbraun oder gefleckt. Sein Bellen kommt dem

Wolfsgeheul sehr nahe. Ein guter Schlittenhund darf nicht unter 2 Fuß 8 Zoll hoch und 3 Fuß 2 Zoll lang sein. Im Sommer graben sie sich Gruben in die Erde, oder legen sich in's Wasser, um sich der Mücken zu erwehren, im Winter scharren sie sich tiefe Löcher in den Schnee. Ganz besondere Sorgfalt wird auf die Abrichtung der Leithunde verwandt. Gemeiniglich stürzt das ganze, gewöhnlich aus 12 Hunden bestehende Gespann, seinem angeborenen Triebe folgend, wenn es ein Wild wittert, demselben unaufhaltsam nach. Ein guter Leithund aber sucht mit bewunderungswürdiger Klugheit und List die anderen Hunde von der Verfolgung der Wildspur abzubringen. Er ist auch häufig auf Reisen über die weite Tundra, in dunkeln Nächten und dichtem Schneegestöber der Retter seines Herrn. Wenn das Thier nur einmal mit ihm die Gegend betreten und mit ihm in der schützenden Powarnä übernachtet hat, so bringt es ihn sicher zu der Stelle, wo die Hütte tief unter dem Schnee vergraben liegt, und zeigt durch sein freundliches Wedeln an, daß er hier nur nachzugraben brauche, um das gesuchte Nachtlager zu finden. Im Sommer ziehen sie die Boote stromaufwärts. Wenn das eine Ufer Hindernisse darbietet, schwimmen sie neben dem Boote, die Zugleine nach sich schleppend, nach dem andern Ufer und stellen sich dort wieder in gewohnter Ordnung auf, um auf einen zweiten Ruf das Fahrzeug weiter zu ziehen. In den Jahren 1821 bis 1823 raffte eine Seuche den größten Theil dieser nützlichen Thiere hinweg, und die Folge davon war eine allgemeine, furchtbare Hungersnoth. Es wird erzählt, daß in dieser Zeit in einer unglücklichen Jukahirenfamilie, die von 20 Hunden nur noch zwei eben erst geworfene übrig behielt, die Frau, um den letzten Rest ihres Reichthums zu retten, die beiden Hündchen an ihrer Brust gemeinschaftlich mit ihrem eigenen Kinde gesäugt habe und so die Stammältern eines neuen kräftigen Hundegeschlechtes aufgezogen habe.

Begleiten wir nun auch diese Polarmenschen nach Ablauf des Sommers wieder in ihre düstere Winterwohnung zurück. Nachdem sie dieselbe wieder ausgebessert und sorgfältig verwahrt haben, versammelt die lange Winternacht die Glieder der Familie

um den wärmenden Herd bei dem Scheine von einer oder mehreren Thranlampen. Ein schwacher Schimmer fällt durch die dicken Eisscheiben der Fenster in die Nacht und über den niedrigen Schornsteinen erheben sich hohe Säulen röthlichen Rauches mit majestätischen Funkengarben. Um die Wohnungen lagern auf oder unter dem Schnee die Hunde, die drei bis vier Mal des Tages die tiefe Stille durch ein furchtbares Geheul unterbrechen, das weithin über die öde Fläche erschallt. Die männlichen Hausgenossen sind mit der Verfertigung von Netzen aus Roßhaaren oder von Jagdwaffen beschäftigt, während die Weiber die Thierfelle zubereiten und daraus Kleidungsstücke verfertigen, indem sie sich dabei der Rennthiersehnen als Zwirn bedienen; oder sie bereiten die spärliche Mahlzeit, die vorzugsweise aus abgekochten, oder in Thran gebratenen Fischen und Rennthierfleische, als leckere Zugabe auch wohl aus etwas Fischkuchen besteht. Kommt ein reisender Gast, so wird er mit dem Besten, was man hat, bewirthet. Da werden auf dem dann mit einem alten, mehrfach zusammengelegten Fischnetz, statt des Tischtuches, bedeckten Tische die früher genannte Struganina, ausgesuchte Jukola, geräucherte Rennthierzungen, geschmolzenes Rennthierfett, gefrorene jakutische Butter und andere Leckerbissen aufgetragen, und man verabreicht auch wohl dünne, zusammengerollte Holzspähne statt der Servietten. Salz wird ebenfalls nur den Fremden vorgesetzt, da die Eingeborenen es nie bei der Zubereitung ihrer Speisen brauchen, ja sogar eine Abneigung dagegen zu haben scheinen. Auch bereiten die Reichern aus dem sehr theueren Roggenmehl ein warmes Getränk, indem man es röstet, mit Butter oder Fischthran anrichtet und mit kochendem Wasser verdünnt. — Eins der angenehmsten Geschäfte für die Mädchen ist das Wasserholen. Zu bestimmten Stunden des Tages fahren sie in ihrem besten Putze die Wassergeschirre auf einem Schlittchen nach den zu diesem Zwecke in den Fluß gehauenen Eislöchern. Diese bilden, wie bei uns die Dorfbrunnen, ihre beliebtesten Versammlungsörter, an denen sie ein Weilchen plaudern, auch wohl mit ihren nachmaligen Ehemännern Bekanntschaft anknüpfen.

Ein regeres Leben zeigt sich zur Weihnachtszeit, am Oster-

feste und besonders in der Massläniza (der Woche vor dem großen Osterfasten), die durch ganz Rußland durch Lustbarkeiten aller Art gefeiert werden. An den Hauptfeiertagen ziehen die Einwohner von Nis'shne-Kolymsk auf's Beste herausgeputzt auf den heisern Ton der Glocke zur Kirche und später besucht der Priester mit dem Kreuze jede Hütte und ertheilt unter Besprengung mit Weihwasser den Segen. Nachmittags versammeln sich die Nachbarn zuweilen zu sogenannten Wetscherinski, oder Abendkränzchen, bei denen man sich mit Gesprächen und Spielen, mit Gesang und Tanz unterhält. Eine Hauptrolle dabei spielt immer der Thee, der in fast unglaublicher Menge und zwar natürlich ohne Milch und fast ohne Zucker getrunken wird. Daneben wird auch Branntwein, oft im Uebermaße, genossen. Alle diese Genüsse sind aber sehr kostspielig, denn ein Pfund des geringsten Thees kostet wenigstens 9 Rubel, ein Pfund Zucker 4½ Rubel, ein Maß Fruchtbranntwein 13½ Rubel. So zieht sich einförmig und freudeleer, wie die Steppen, die sie bewohnen, das Leben dieser Menschen hin, die zu ihrem Glücke kaum eine Ahnung anderer Lebensgenüsse haben, und die, wenn sie nur das Nothdürftigste zu ihrem Unterhalt besitzen, sich ganz zufrieden, ja in gewissem Sinne glücklich fühlen.

Nis'hne-Kolymsk besteht außer dem Ostrog, worunter man sich nur einen hölzernen Zaun mit vier kleinen Eckthürmchen zu denken hat, und der Kirche aus 42 Häusern und Jurten. Das größte derselben, welches als angeblicher Wohnort böser Geister einige Jahre unbewohnt war, wurde mir angewiesen. Es bestand aus zwei Zimmern von je zwölf Fuß in's Gevierte. Das vordere mit einem Backofen bezogen meine Leute, das hintere mit einem Tschuwal ich selbst. Eine dicke Eisplatte ließ nur ein spärliches Licht in diesen kleinen Raum fallen, in dem eine mir als Bett dienende Bank, ein kleiner wackeliger Tisch und ein hölzerner mit Riemen zusammengebundener Stuhl den einzigen Hausrath bildete. Doch habe ich darin drei Winter ganz erträglich verbracht.

Eine halbe Stunde nach meiner Ankunft kehrte Herr von Matiuschkin von einer Fahrt nach der Mündung der Kolyma zurück. Von ihm erfuhr ich zu meinem nicht geringen Erstaunen

und Verdruß, daß bei seiner Ankunft von Seiten der hiesigen Unterbehörde durchaus noch gar Nichts für die Bedürfnisse unserer Expedition geschehen war. Doch war es seiner unermüdeten Thätigkeit gelungen, die Hälfte der nöthigen Wintervorräthe anzuschaffen und auf dem Dache meines Hauses einen kleinen Thurm mit vier Fenstern nach den vier Himmelsgegenden zur Anstellung der nöthigen astronomischen Beobachtungen zu errichten. Eine meiner ersten Maßregeln war, daß ich die wohlhabenderen Einwohner des Städtchens, sowie die Knäski oder Stammältesten der an den Flüssen Omolòn und Aniuj lebenden Jakuten, Jukahiren und Tschuwanzen am 25. November bei mir versammeln ließ. Es wurden genau die Preise für alle einzelnen Gegenstände, deren wir bedurften, festgesetzt, die Lieferungen derselben unter die Einzelnen vertheilt und zugleich die Zeit der Ablieferung bestimmt. Ein wichtiger Umstand war dabei auch die Besorgung tüchtiger, gut eingefahrener Hunde für unsere Narten. Leider mangelte es dem hiesigen Kreiscommissair durchaus an gutem Willen, uns behülflich zu sein, und seine übertriebenen Schilderungen von der Armuth der Bewohner und von der Roheit und Wildheit der Tschuktschen waren nur darauf berechnet, unsere Forderungen herabzustimmen und uns kleinmüthig zu machen. Unter Erkundigungen über den Zustand des Landes und mancherlei Vorbereitungen verfloß uns die Zeit und selbst die mit dem 22. November eingetretene Nacht ziemlich schnell. Einen hohen Genuß gewährten uns die fast jeden Abend an dem tiefen Blau des klaren Polarhimmels spielenden Nordlichter durch die unendliche Mannigfaltigkeit in ihren Gestaltungen. Bald zog sich ein matter bogenförmiger Schein vom Rande der Erde hinauf, bald gleiteten, rascher oder langsamer, hohe Feuersäulen am Himmelsbogen dahin; bald erhoben sich hell leuchtende Strahlenbüschel bis über unsere Häupter und bildeten verschiedene Kreise um den in seinem ruhigen Glanze am Himmel schwimmenden Vollmond. Die tiefe Stille der Nacht erhöhte die Reize dieses prächtigen Schauspieles. Doch hörten wir dabei ein leichtes Zischen, wie wenn der Wind in eine Flamme bläst. »Viele Beobachter haben davon Nichts vernommen und vielleicht ist es nur das Rauschen eines wirklichen

Windes.« Die Nordlichter zeigen sich öfter und stärker in der Nähe der Meeresküste, am stärksten bei dem Eintritte heftiger Winde im November und Januar, bei der größten Kälte aber sind sie seltener. Das Gefrieren des Meeres scheint ihrem Entstehen förderlich zu sein. »Noch haben die Gelehrten keine genügende Erklärung für diese wunderbare Himmelserscheinung gefunden, die zunächst nur den Polargegenden der nördlichen wie der südlichen Halbkugel eigenthümlich, doch auch bei uns zuweilen, namentlich am 7. Januar 1831, beobachtet worden ist. Nur so viel stellt sich als höchst wahrscheinlich heraus, daß sie mit dem Magnetismus der Erde in enger Verbindung steht und für diesen etwa dasselbe zu sein scheint, was das Gewitter für die Electricität der Luft ist.«

Am letzten Tage des Jahres erhielt unser kleiner Kreis einen recht angenehmen Zuwachs durch die unerwartete Erscheinung des bekannten englischen Fußgängers Capitain John Cochrane. Noch währte die lange Nacht, als am 5. Januar die Kälte bis auf 40 Grad stieg. Das Athmen wurde uns schwer, die dicken Eisscheiben platzten in den Fenstern und nur in unserer Pelzumhüllung am lodernden Kaminfeuer war es erträglich, während die Gassen wie ausgestorben waren. — Die fast wagerechte Strahlenbrechung der wieder erscheinenden Sonne bewirkte eine Art von Luftbild oder Fata morgana. Die südlichen näheren Berge erschienen uns unter allerlei seltsamen Gestalten in der Luft schwebend, die entfernteren zeigten sich uns verkehrt und der 3 Werst breite Strom verengte sich dem Anscheine nach so sehr, daß das jenseitige Ufer dicht vor uns zu liegen schien. — Man erzählt hier viel von den Lustbarkeiten, in denen man früher, als die Jagd und Fischerei noch ergiebiger war, den Winter verbrachte. Am heiligen Dreikönigstage (6. Januar) lud ich die angeseheneren Familien des Ortes auf ein Wetscherinska feierlich ein. Ich hatte ein geräumigeres Zimmer fegen, die Wände und Bänke mit Zeug überhängen und den Boden mit gelbem Sande bestreuen lassen. Mit Staunen über die Pracht des Festes betraten die Geladenen in ihrem besten Staate den von einigen Thranlampen erhellten Raum. Die älteren Frauen nahmen längs der Wände Platz, wurden mit Thee und etlichen Stücken weißem

Zucker nebst einigen Tellern mit Cedernüssen bewirthet und sangen ihre Volkslieder; die jüngeren spielten und tanzten schwerfällig und langsam nach den seltsamen Tönen, die ein aller Reunthierjäger einer geborstenen, schlecht besaiteten Violine entlockte. Die Männer standen um den Tschuwal und ließen sich den Thee mit einem Zusatze von Spiritus köstlich schmecken. Darauf wurde eine aus hiesigen Leckereien bestehende Abendmahlzeit eingenommen und gegen 10 Uhr ging die beglückte Gesellschaft mit endlosen Dankbezeigungen für das herrliche Fest auseinander, das ihnen noch nach Jahren als ein Lichtpunkt in der düstern Einförmigkeit des hiesigen Lebens erschien.

Am 2. Februar führte der Steuermann Kosmin uns eine große Sendung von Vorräthen und Bedürfnissen zur ferneren Reise aus Jakutsk zu. Um diese Zeit kehrt ein reges Leben in das sonst so öde Nis'hne-Kolymsk ein. Es trifft nämlich die aus Jakutsk nach dem großen Tschuktschen-Jahrmarkte zu Ostrownoje ziehende Karawane von etwa 20 Kaufleuten, deren Jeder 10 bis 40 mit Waaren beladene Pferde führt, hier ein und verkauft einen Theil ihrer Ladung. Dazu kehren die hiesigen Kaufleute von der Mündung des Omolòn zurück, wo sie, die Leidenschaft des Tungusen für den Branntwein benutzend, oft gegen ein Glas dieses Getränkes seinen ganzen Pelzvorrath erhandelt haben. Weit und breit strömt die ganze Bevölkerung der Umgegend herzu, um die nöthigsten Bedürfnisse einzuhandeln, die oft schon gleich nach Beendigung des Marktes das Doppelte kosten. Die Häuser werden zum Empfange der ankommenden Handelsgäste eingerichtet, auf den sonst leeren Straßen wimmelt es von Narten und Fahrhunden. Alles harrt mit Sehnsucht der erwarteten Kaufleute. Eine Dampfwolke verkündigt ihr Nahen. Alles eilt ihnen mit Gesang und Jubel entgegen, die aus den Häusern noch bis spät in die Nacht ertönen. Der Umtausch wird theils in Geld, theils durch Tausch gegen Pelzwerk abgemacht. Letzteres wurde in diesem Jahre folgendermaßen bezahlt:

ein rother Fuchsbalg mit	8—10 Rubel,
ein schwarzer „ „	50—150 „
ein weißer Steinfuchsbalg mit . .	2½—3 „

ein blauer Steinfuchsbalg mit . . 7—10 Rubel,
ein Zobelfell mit . . . . 10—25 „ ,
andere Jahre letzteres um wohl 40 Rubel.

Bald nach Ankunft dieser Karavane trifft auch aus Sredne-Kolymsk der Isprawnik oder Kreisaufseher ein, um die Abgaben für die Regierung in Empfang zu nehmen und die Rechtsstreitigkeiten der Bewohner zu schlichten. Da regt sich denn bei Allen die angeborene Streitsucht, jeder Anlaß zur Klage wird hervorgesucht, und es liegt nicht eben im Vortheil des Richters, zum Frieden zu mahnen. Indessen trat die Massläniza, die russische Fastnachtszeit, ein. Um sie in volksthümlicher Weise zu feiern, errichteten wir einen Rutschberg von Schnee und Eis mit einer für die Zuschauer bestimmten Gallerie und verzierten sie mit verschiedenen bunten Flaggen. Anfangs thaten die jungen Damen verschämt und wollten nicht hinabrutschen. Als wir aber für die Fahrlustigen einige Eimer Thee und einen Sack mit Cedernüssen aufstellten, schwanden alle Bedenklichkeiten. Bald war der Berg mit Weibern, Mädchen und jungen Burschen bedeckt, die sowohl einzeln, als in kleinen Gruppen, nach hiesigem Brauche auf Rennthierhäuten statt der Schlitten sitzend, unter lautem Jubel und Gelächter hinabrutschten.

Endlich erschien der erwartete Eilbote aus Ostrownoja, der das Herannahen der Tschuktschen-Karawane zum dortigen Jahrmarkte verkündigte, und schleunigst brachen die Kaufleute unter Anführung des Isprawnik dahin auf. Am 4. März sandte ich auch Herrn von Matiuschkin eben dahin ab, theils um mit den dort sich einfindenden Tschuktschen Bekanntschaft anzuknüpfen und das argwöhnische Volk durch Darlegung unserer wohlmeinenden Absichten, sowie durch Geschenke auf unseren Besuch vorzubereiten, theils um von ihnen die für unsere Narten nöthigen Wallroßriemen, die ganz die Stelle des Eisenbeschlags vertreten, und Wallfischrippen einzuhandeln. Die Beschreibung seiner Reise und des dortigen Marktes soll in einem späteren Abschnitte mitgetheilt werden. Unsere für die zweite Hälfte des Februar beabsichtigte große Eisfahrt mußte, namentlich weil es noch an der erforderlichen Anzahl von Fahrhunden fehlte, um einen Monat hin-

ausgeschoben werden. Ich beschloß, diese Zwischenzeit zu benutzen, um einen Theil der Meeresküste nach Osten hin zu untersuchen.

Drittes Kapitel.

Nachdem ich schon Tags vorher sechs mit Reisevorräthen beladene Narten vorausgesandt hatte, brach ich am 19. Februar 1821 selbst mit Herrn Kosmin auf. Unsern Nartenführern hatten wir die Baranow-Felsen als das Ziel unserer Reise angegeben, weil die tief eingewurzelte Furcht vor den Tschuktschen sie sonst abgehalten haben würde, uns zu begleiten. Auf der von der Kolyma bis an das Kap Schelagskoj ganz unbewohnten Küste wagen sich die Russen nicht weiter, als bis zu den genannten Felsen, die Tschuktschen hingegen überschreiten auf ihren Streifzügen, wie es scheint, nie den großen Baranow-Fluß. Dazwischen liegt ein Landstrich von ungefähr 80 Werst, den beide nicht betreten. Oestlich von diesem dehnen sich die weiten, moosreichen Ebenen aus, auf denen die kriegerischen Tschuktschen, mit ihren zahllosen Rennthierheerden umherziehend, bis jetzt ihre Unabhängigkeit erhalten haben. Am dritten Tage erreichten wir nach einer Fahrt von 120 Werst S u c h a r n o j e. Diesen Namen führen zwei Scheunen oder Balagany, die auf einer flachen, nackten Insel am Ausfluß der ö s t l i c h e n oder s t e i n i g e n K o l y m a von den Bewohnern von Kolymsk als Zufluchtsstätte erbaut sind. Hierhin hatten wir schon früher bedeutende Vorräthe an Fischen geschafft und die 6 mit Reisebedarf beladenen Narten vorausgeschickt, auch warteten unser dort drei kräftige Gespann Hunde mit ihren Führern zum Wechsel für die Weiterreise. Schon 50 Werst vorher hörten selbst die elenden, krüpplichen Sträucher auf und Nichts unterbrach mehr die furchtbare Einförmigkeit der unabsehbaren Schneefläche. Der erste Eindruck, den dieses riesenhafte Leichentuch macht, ist durchaus mit Nichts zu vergleichen, und man freut sich der einbrechenden Nacht, die doch wenigstens eine Art von Abwechselung herbeiführt. Sie war schon eingetreten, ehe wir Sucharnoje erreichten; aufsteigende Funken ver-

kündigten uns dessen Nähe. Bald hielten die ermüdeten Hunde auf einem Schneehügel, und während ich mich auf allen Seiten nach etwas einer Wohnung Aehnlichem umsah, krochen aus demselben, Einer nach dem Andern, unsere drei mit den Reisenarten vorausgeschickten Kosaken hervor. Sie führten uns durch ein in den Schnee gegrabenes Loch zu einem kaum 5 Fuß hohen, von einem lodernden Feuer erhellten Raum. Wir befanden uns in dem ersten der beiden Balagany, in dem wir, nachdem wir uns durch Thee und ein gutes Abendessen gestärkt hatten, trotz dem bittern Rauche, die Nacht recht gut verbrachten. Der ganze folgende Tag verging unter den Vorbereitungen zu unserer Fahrt. Wie viel Gepäck wir mit uns nahmen, läßt sich ermessen, wenn man erwägt, daß wir in dieser ungeheueren Eiswüste von dem Zelt und den Fellen, unter denen wir schliefen, bis zu der Eisenplatte, auf der wir unser Feuer anzündeten, alle unentbehrlichen Geräthschäften und Werkzeuge, und außer den Mundvorräthen auf einen Monat für 5 Menschen, auch noch das Futter für die Hunde *) im Betrage von 10,550 Heringen mit uns führen mußten. Jede Narte trug etwa 25 Pud an Gepäck, das mit einer großen, ledernen Decke überdeckt und so fest mit Riemen angeschnürt war, daß Schlitten und Ladung auch beim Umwerfen beisammen bleiben. Dieses nur dem Norden von Sibirien eigenthümliche Fuhrwerk besteht aus einem flachen, aus Weidenzweigen dicht geflochtenen Obertheile und der sogenannten Sohle von Birkenholz, deren untere, von Zeit zu Zeit mit Wasser begossene Fläche eine etwa 6 Linien dicke Eiskruste bildet, die auf dem festgefrorenen Schnee so leicht hingleitet, daß man die schwerbepackte Narte mit einer Hand fortschieben kann und die Hunde bei gutem Wege mit ihr 10 bis 12 Werst in der Stunde zurücklegen. Die einzelnen Theile sind blos durch Riemen mit einander verbunden und erhalten dadurch etwas Elastisches, das sie bei heftigen Stößen vor dem Zerbrechen bewahrt. Bei geringerer Kälte, wo die Eisrinde sich an den Sohlen nicht mehr hält,

*) Dasselbe wird nach Heringen berechnet, deren ein Fahrhund täglich 8 bis 10 zu seiner Nahrung bedarf. So gilt z. B. ein als Juchala bereiteter Seestint gleich 5, eine Rennthierrippe gleich 8 getrockneten Heringen.

befestigt man Wallfischrippen unter die letzteren. In der Mitte, doch etwas seitwärts, sitzt der Führer, den Leitriemen in der einen und einen mit Eisen beschlagenen und mit Schellen behängten Stecken in der andern Hand, stets bereit, herabzuspringen, um den Schlitten aufzuhalten oder wieder in's Gleichgewicht zu bringen.

Am 22. Februar erreichten wir Nachmittags die Powarnä am kleineren Baranow-Felsen *). Dieselbe war ganz mit Schnee und Eis gefüllt, das wir mit vereinten Kräften nach Verlauf einer Stunde daraus entfernten. Leider konnte der enge Raum nur vier Menschen fassen, und wir waren dem Feuer so nahe, daß die herumsprühenden Funken Pelze und Decken versengten, während an den Balkenwänden Ströme von aufthauendem Schnee und Eis herabrieselten. Längs dem flachen, dann immer steiler werdenden Meeresufer hinfahrend, erreichten wir am folgenden Tage eine geräumigere, aber auch viel luftigere Powarnä unweit des großen Baranow-Felsen. Das darauffolgende Nachtlager schlugen wir an der Mündung eines Flüßchens auf, dessen klares Eis uns schmackhaftes Wasser versprach. Dies ist der fernste östliche Punkt, zu dem seit Schalaurows Reise im Jahre 1765 ein Russe am Eismeere vorgedrungen ist. Aus dem Treibholze, das sich in großer Menge an der Küste vorfand, erbauten wir eine sogenannte Sajba, einen auf vier 9 Fuß hohen Pfosten ruhenden, oben mit Balken und Schnee bedeckten Kasten. In diesem bargen wir alle unsere für die Rückfahrt nöthigen Vorräthe, um einen Theil der Narten wieder zurückschicken zu können. Binnen wenig Minuten war auch unser Zelt aufgeschlagen. Dieses und unsere Lebensweise unter demselben, wie sie nun täglich wiederkehrte, finde hier eine genauere Beschreibung.

Ueber sechs lange, in dem Schnee befestigte und an den obern Enden zusammengebundene Stäbe wurde die aus leichten Rennthierfellen zusammengenähte Zeltdecke ausgespreizt. Der innere, runde Raum hatte 10 Fuß Höhe und 12 Fuß im Durchmesser.

*) Dikie barany heißen die auf demselben in großer Menge lebenden wilden Schafe; daher der Name.

In der Mitte brannte auf einer eisernen Platte das Feuer, dessen Rauch, unsere Augen beizend, nur zum Theil durch die darüber befindliche kleine Oeffnung abzog. Bei dem hier gewöhnlichen stürmischen Wetter war unser luftiges Obdach in steter Bewegung und drohte mehr als ein Mal den Einsturz, bis wir ihm in der Folge durch einen außen aufgehäuften Schneewall eine größere Festigkeit zu geben lernten. Nun war unser erstes Geschäft, den Theekessel mit Flußeis zu füllen, denn der Thee war uns immer das angenehmste und stärkendste Labsal, das bald wieder Leben und Munterkeit in die erstarrte Gesellschaft brachte. Nachdem wir nicht weniger als 10 bis 12 Tassen davon zu uns genommen hatten, beschäftigten wir uns mit der Vergleichung unserer Beobachtungen und der Eintragung der im Laufe des Tages befahrenen Strecke auf unsere Karte, während die Führer die um das Zelt lagernden Hunde sorgfältig anbanden und fütterten. Unterdessen war die Abendmahlzeit, eine Suppe aus Fisch oder Fleisch, fertig, die für Alle gemeinschaftlich in einem Kessel gekocht und aus demselben verzehrt wurde. Darauf, nachdem wir zur Vorsicht gegen das Erfrieren der Füße Strümpfe und Stiefel gewechselt hatten, die während der Nacht oben an den Zeltstangen austrockneten, legten wir uns in unserer vollständigen Reisekleidung auf die über den gefrorenen Boden ausgebreiteten Bärenfelle und schliefen, von des Tages Arbeit ermüdet, gemeiniglich recht fest und gut. So lange noch alle Nartenführer bei uns waren, mußten wir aus Mangel an Raum, wie die Speichen eines Rades, mit den Füßen gegen die Feuerstätte und mit den Köpfen nach der Zeltwand liegen, später lagerten wir uns im Kreise um das Feuer, welches dann während der Nacht nicht weiter unterhalten wurde. Morgens pflegten wir uns um 6 Uhr zu erheben, wuschen uns an dem schnell wieder angezündeten Feuer mit frischem Schnee, und nachdem wir unsern Thee getrunken und ein der Abendsuppe gleiches Mittagsmahl eingenommen hatten, wurden die Geräthschaften gereinigt und aufgepackt, und schon um 9 Uhr brachen wir gemeiniglich auf.

Am 25. Februar nöthigte uns bei einer Kälte von 25 Grad ein schneidender Ostwind mit dichtem Schneegestöber schon nach einer Fahrt von 24 Werst an der flachen Küste Halt zu machen.

Unser Zelt war am Morgen völlig im Schnee vergraben und wir hatten nicht wenig Mühe, dasselbe von der es umgebenden Eiskruste zu befreien. Der Wind hatte sich gelegt und unsere Narten glitten auf den festen Schneeflächen des Meeres in einer Entfernung von 50 bis 300 Faden von der flachen Küste rasch dahin. Die weite, öde, erstorbene Eiswelt mit ihrer tiefen Grabesstille äußerte einen höchst niederschlagenden Eindruck auf uns. In der folgenden Nacht gesellte sich zu einer Kälte von 31 Grad ein schneidender Südwestwind, der auch im Zelte so fühlbar war, daß wir mehrmals das wohl unterhaltene Feuer verlassen mußten, um im Freien durch Laufen und Springen den Körper etwas zu erwärmen. Die immer steigende Kälte nöthigte unsere Führer, den Hunden eine Art Stiefel über die Füße zu ziehen und ihnen die empfindlichsten Theile des Leibes in Stücke Fell zu hüllen, um sie vor dem Erfrieren zu sichern, und der durch den Frost körnicht gewordene Schnee hemmte den Lauf der Narten, so daß wir nur kleine Tagereisen machen konnten. Auch unsere Beobachtungen mit Instrumenten wurden uns durch die große Kälte sehr erschwert. Das Messing an ihnen mußten wir mit Leder umwickeln, weil sonst augenblicklich bei Berührung derselben die Haut an das Metall fror; an der Oberfläche des Quecksilbers bildeten sich Krystalle; über die Gläser und Spiegel legte sich durch einen einzigen Hauch eine dünne Eiskruste und unsere Uhren stockten.

Immer der Küste entlang reisend, übernachteten wir den 27. Februar an der Mündung des großen Baranow-Flusses, den 28. unter dem Schutze einer hohen Landzunge, auf der wir Balken, Rennthiergeweihe und Kohlen fanden, ja am folgenden Tage stießen wir zum nicht geringen Schrecken unserer Führer auf eine unlängst erst verlassene Tschuktschenhütte mit den Spuren ihrer Schlitten und Feuerstellen, so daß ich es für gut fand, fortan Nachts eine Schildwache außerhalb des Zeltes aufzustellen, um vor einem plötzlichen Ueberfall gesichert zu sein. — Am Morgen des 2. März glaubte Herr Kosmin in der Ferne auf dem Meere Land zu sehen, von dem hohen Uferrande aber, den wir erstiegen, wurden wir gewahr, daß hohe Torossen ihn getäuscht hatten. So werden nämlich die großen, unregel-

mäßigen Eismassen genannt, die sich im Eismeere gleich Felsen über das ebene Eis zuweilen bis zu einer Höhe von 100 Fuß aufthürmen und die Fahrt auf demselben sehr erschweren, oft auch ganz versperren. Abends schlugen wir unser Nachtlager unter 79° 57′ nördlicher Breite und 168° 41′ westlicher Länge auf und erbauten hier wiederum eine Sajba oder Vorrathskammer, die vierte auf unserem Wege, so daß wir nun die übrigen Narten und deren Führer bis auf drei zurückschicken konnten. — Wir beobachteten hier ein außerordentlich schönes Nordlicht. Es bildete eine gewaltige Lichtsäule, deren breite, leuchtende Strahlen am klaren, sternenhellen Himmel bis über unsere Häupter aufschossen. Wir mußten den ermüdeten Hunden einen Rasttag geben, der uns aber sehr beschwerlich wurde. Wir fanden nur so viel Treibholz, als zum Kochen unserer Speise nöthig war, und die übrige Zeit mußten wir bei 25 bis 29 Grad Kälte und scharfem Nordostwinde auf einer durch Nichts geschützten Fläche ohne Feuer zubringen. Dazu beunruhigte uns die Ungewißheit über die wahre Lage des Kap Schelagskoj, des eigentlichen Zieles unserer Reise. Doch zu unserer Freude zeigten sich bei Sonnenuntergang am östlichen Himmel zwei bedeutende Hügel, in denen wir das ersehnte Kap zu erblicken hofften.

Unsere geringen Vorräthe erlaubten uns nicht, den zwar sicheren, aber viel weiteren Weg längs der Küste der Tschaun-Bai zu wählen und wir fuhren daher am 4. Mai bei nicht mehr als 13½ Grad Kälte auf dem festen Schnee des Meeres zwischen hohen Eismassen in möglichst gerader Richtung auf die erwähnten Berge zu und verbrachten die Nacht zwischen hohen Torossen. Wir erkannten jetzt deutlich das Vorgebirge, auf welchem drei kegelförmige Berge standen und von dem längs der Küste eine steile Hügelreihe nach Süden lief. In den Felsenbruchstücken an deren Fuße erblickte die Einbildungskraft unserer furchtsamen Begleiter ein großes Lager wider uns gerüsteter Tschuktschen. Von dem Gipfel eines hohen Eiswürfels, neben dem wir am Abend unser Zelt aufschlugen, glaubten wir in der Ferne offenes Wasser zu sehen, das sich bald in eine glatte Eisfläche verwandelte, dann bedeckte sie sich mit großen Eisschollen, die bald zu einer Reihe der ungeheuersten Torossen anwuchsen. Solche Augen-

täuschungen und Verwandlungen sind bei der gewaltigen Strahlenbrechung auf dem Eismeere sehr gewöhnlich und verleiten nur zu leicht die Reisenden zu irrigen Behauptungen. Es fehlte uns völlig an Holz und wir mußten, um eine Suppe zu kochen, einige Zeltstangen und Schlittensohlen preisgeben. Nadem wir am 5. März gegen 30 Werst zwischen haushohen Torossen zurückgelegt und uns mit der größten Anstrengung über einen langen Rücken spitziger Eisschollen hinüber gearbeitet hatten, befanden wir uns endlich der Nordwestspitze des ersehnten Schelagskoj-Noß gegenüber. Unsere gefahrvolle Fahrt um dasselbe führte uns bald über 90 Fuß hohe, jähe Eisberge, bald über große Strecken, auf denen wir bis über den Gürtel durch angewehten Schnee waten mußten, bald über mit scharfem, krystallisirtem Seesalze bedeckte Eisflächen, welche die Eissohlen der Narten wegschliffen und den Hunden das Ziehen so erschwerten, daß wir uns selbst mit anspannen mußten. Düster stieg über dem blendenden Weiß der ungeheueren Eismassen die Küste in schwarzen, senkrechten, regelmäßigen Säulen von 250 und mehr Fuß Höhe auf, über die der Hauptberg des Kap fast noch 3000 Fuß emporragte. In einer kleinen Bucht, die noch die deutlichen Spuren eines kürzlichen Besuches der Tschuktschen zeigte, brachten wir die Nacht behaglich zu. Obwohl unsere Vorräthe zu Ende gingen, drang ich doch noch eine Strecke längs der Küste vor und überzeugte mich, daß sie noch wenigstens 40 Meilen in südöstlicher Richtung fortläuft. An einem Vorgebirge, dem ich den Namen Kap Kosmin beilegte, machten wir Halt und errichteten da auf dem östlichsten Punkte unserer diesjährigen Eisfahrt aus großen Steinen eine Pyramide, welche unter 70° 00′ nördlicher Breite und 171° 47′ östlicher Länge liegt, 538 Werst von Nis'hne-Kolymsk.

Spät Abends trafen wir wieder bei unserem Zelte am Kap Schelagskoj ein und halfen den zurückgelassenen Kosaken ein großes Kreuz vollenden, das wir mit eingebrannter Jahreszahl auf einer der höchsten Klippen aufrichteten. Unsern Rückweg nahmen wir bis zu dem von mir Kap Matiuschkin benannten Vorgebirge längs der Küste und fuhren dann quer über die Tschaun-Bai und erreichten das Land wieder an der Stelle, wo

wir unsere vierte Sajba mit all ihren Vorräthen wiederfanden. Die drei andern hatten dagegen Steinfüchse und Vielfraße geleert, so daß wir uns auf das Kümmerlichste behelfen mußten, bis wir am 14. März Nis'hne-Kolymsk nach einer Abwesenheit von 23 Tagen wieder erreichten. Am 19. traf auch Herr von Matiuschkin von Ostrownoje wieder ein, dessen hier folgender Bericht uns mit dem höchst eigenthümlichen Volksstamme der Tschuktschen bekannt macht.

Viertes Kapitel.

Begleitet von dem früher erwähnten englischen Reisenden Cochrane erreichte ich nach einer viertägigen Nartenfahrt am 8. März Ostrownoje. Es liegt 250 Werst von Nis'hne-Kolymsk auf einer Insel des kleinen Aniuj unter 196° 1′ der Länge und 68° der Breite. Außer der sogenannten Festung, welche in nichts Anderem besteht, als in einigen Hütten, die als Kasernen dienen und von einem morschen, hölzernen Zaune umschlossen sind, gehören zu diesem Flecken eine kleine, baufällige Kapelle und etwa 20 bis 30 regellos umhergestreute Hütten. Diese sind jetzt alle vollgepfropft mit Marktgästen, von denen noch die größere Hälfte im Freien lagern muß. Ueberall zeigt sich Leben und Thätigkeit. Abends verschwinden die schmutzigen Schneehaufen ähnelnden Hütten und man sieht nur noch den matten Lichtschimmer, der durch die Eisscheiben der Fenster bricht, die Feuer der unter freiem Himmel campirenden Gäste und den rothen, mit großen Funken gemischten Rauch, welcher aus den Zelten der Tschuktschen an dem gestirnten Himmelsgewölbe aufsteigt, das gewöhnlich in dem Glanze eines strahlenden Nordlichts leuchtet. Die Tschuktschen hatten sich in neun Lagern auf den Inseln des Flusses niedergelassen und waren wie zu Hause. Sie kommen von der äußersten Ostspitze Asiens, dem Tschukotskoy-Noß, mit Weibern, Kindern, Hausrath, Waffen und Wohnungen auf Rennthierschlitten wie eine kleine Völkerwanderung hierher gezogen. Zu diesem Zuge brauchen sie auf

vielen Umwegen fünf bis sechs Monate, so daß sie fast immer auf der Reise sind. Eine solche Karawane ist gemeiniglich bis 300 Köpfe stark. In der Tschaunbucht vertauschen sie gewöhnlich bei den dort lebenden Tschuktschen ihre ermatteten Rennthiere mit frischen und holen auf der Rückreise dort die ihrigen wieder ab. In dem Handel zwischen den Bewohnern der Nordwestküste von Amerika und den Russen sind sie eigentlich nur die Fuhrleute. Auf ledernen Böten über die Behringsstraße setzend, tauschen sie von den Ersteren Wallroßzähne und Pelzwerk gegen Tabak, Eisengeräthe, Glasperlen u. dergl. ein, die sie für jene Waaren von den Russen erhalten. In diesem Handelsverkehr gewinnen sie nicht weniger als 300 Procent, indem sie die Felle, die sie für ein halbes Pud Blättertabak einkaufen, für zwei Pud desselben Tabaks wieder verkaufen. Den russischen Kaufleuten, die diesmal mit 125 Packpferden gleich nach uns hier eintrafen, ist es verboten Branntwein an die Tschuktschen zu verkaufen. Doch führen sie heimlich einigen Vorrath für diese leidenschaftlichen Liebhaber des »wildmachenden Wassers«, wie diese ihn nennen, mit sich und verkaufen ihn zu unsinnig hohen Preisen. Außerdem besuchen den Markt auch zahlreiche Eingeborene wohl 1000 und mehr Werst im Umkreise, Jukahiren, Camuten, Tungusen, Tschuwanzen und Koräken, die vorzugsweise Pelzwerk gegen Schlittensohlen eintauschen.

Nachdem als Maßstab für den diesjährigen Handel festgesetzt worden war, daß zwei Pud Tscherkessischen Tabaks 16 Fuchs- und 20 Marderbälge gelten sollten, wurde nach einer feierlichen Messe in der Kapelle am 11. Februar der Markt eröffnet. Das Zeichen hierzu gab das Aufziehen einer Flagge über dem Thürmchen des Ostrogs. Sogleich setzten sich die Tschuktschen, vollständig mit Spießen, Bogen und Pfeilen bewaffnet, in einem ziemlich wohlgeordneten, feierlichen Zuge in Bewegung und stellten sich mit ihren Schlitten in einem Halbkreise um die Festung auf. Ihnen gegenüber nahmen die russischen und andern Marktgäste ihre Plätze; Alle erwarteten mit Ungeduld die Glocke, welche die Erlaubniß zum Beginn des Tauschhandels giebt. Kaum ertönt diese, so scheint es, als hätte ein elektrischer Schlag die ganze Russenseite getroffen; Alt und

Jung, Männer und Weiber, Alles stürzt im tollsten, buntesten Gewimmel über die Tschuktschen-Reihe her. Die Lebendigsten und Eifrigsten waren die Russen; mit der einen Hand einen schweren Tabakssack schleppend, in der andern ein paar Kessel, am Gurt und über den Schultern Beile, Messer, Tabakspfeifen, Glasperlen u. dergl. hängend, rennen diese wandernden Waarenlager von einem Schlitten zum andern und preisen in einem Kauderwelsch von russischen, tschuktschischen und jakutischen Wörtern lautschreiend ihre Waaren an. Der Lärm, das Drängen und Stoßen ist über alle Beschreibung. Mancher wird in den tiefen Schnee niedergeworfen; funfzig, hundert Nebenbuhler rennen über ihn weg; er verliert Mütze und Handschuhe, vielleicht auch ein paar Zähne — das schadet aber weiter nichts. Er rafft sich wieder auf, rennt, trotz der 30 Grad Kälte, mit bloßem Kopfe und Händen weiter, um durch verdoppelte Thätigkeit das Versäumte einzuholen. Einen höchst auffallenden Gegensatz zu dieser ungeheueren Geschäftigkeit der Russen bildet der Ernst und die unerschütterliche Ruhe der Tschuktschen, die, unbeweglich bei ihren Schlitten stehend, höchstens mit ein paar einsylbigen Worten auf die unversiegbare Beredtsamkeit ihrer Gegner antworten und, wenn sie handelseinig sind, kaltblütig ihre Waare mit der ihnen dafür dargebotenen vertauschen. Merkwürdig ist es dabei, wie sie, ohne die Waage zu kennen, die Säcke auf ihren Händen wiegen, und ziemlich genau zu bestimmen wissen, ob sie das angegebene Gewicht haben. Dieses Treiben dauert selten länger als drei Tage; dann sind die Waaren *) ausgetauscht und Alle kehren wieder heim. Nach einem tüchtigen Schneegestöber bleibt höchstens noch der Flaggenstock als Wahrzeichen der blühenden Handelsstadt sichtbar.

Die Tschuktschen haben ihre Selbstständigkeit behauptet und zahlen hier nur eine geringe Marktabgabe, die in diesem Jahre nicht mehr als 30 Stück Fuchsbälge betrug. Ohne Zweifel würden sie sich aber gleich den übrigen Völkerschaften der russi-

---

*) Ihr Gesammtwerth beträgt durchschnittlich nach hiesigen Preisen gegen 200,000 Rubel.

schen Regierung unterworfen haben, wenn die zahllosen Mißgriffe und die niedrige Habsucht der hiesigen Commissaire nicht stets einen solchen Erfolg vereitelten. Ich hielt mit einigen der angesehensten Tschuktschen-Häuptlinge eine Besprechung. Nachdem sie reichlich mit Tabak bewirthet und beschenkt waren, erklärte ich ihnen, wir hätten vom Kaiser den Auftrag, das Eismeer und dessen Küsten zu untersuchen, um auszumitteln, ob? und wie? man ihnen ihre Bedürfnisse billiger und in größerer Menge zu Schiffe zuführen könne. Wir hofften, wenn wir ihre Küsten bei diesen Forschungen besuchen müßten, freundliche Aufnahme und Unterstützung bei ihnen zu finden, wofür sie reichlich belohnt werden sollten. Dieser Nachsatz schien sie etwas zu beleidigen, und einer von ihnen, Waletka, von der Bai des heiligen Laurentij, sagte unter Anderem: »Wir sind ja auch Unterthanen des Sonnensohnes (des Kaisers), der uns die Waffen gegeben hat, nicht um damit zu schaden, sondern um dadurch nützlich zu werden.« Dabei schlug er mit stolzem Selbstgefühle auf seinen mit Silber beschlagenen Hirschfänger, den sein Vater einmal im Namen der Kaiserin Katharina II. zum Geschenke erhalten hatte. Das Ergebniß unserer langen Verhandlung war, daß sämmtliche Häuptlinge mit Wort und Handschlag gelobten, uns nicht nur freundlich aufzunehmen, sondern auch auf alle Weise zu unterstützen. Zur Bekräftigung dieses Vertrages erlabte ich sie zuletzt noch durch einige Gläser Branntwein. Die Unterhandlungen meines Reisegefährten Cochrane hatten einen weniger günstigen Erfolg, was ihn bewog, seinen bisherigen Reiseplan aufzugeben und nach Nis'hne-Kolymsk zurückzukehren.

Die Tschuktschen sind noch sehr wenig gekannt. Auch mir bot mein kurzes Zusammensein mit ihnen, zumal da sie sogleich Anschläge auf ihre Freiheit argwöhnen, nur wenig Gelegenheit dar, mich mit ihrer Eigenthümlichkeit vertraut zu machen. Unter allen Völkerschaften Nordasiens haben sie ihre Nationalität am reinsten erhalten. Friedliebend nur im Gefühle ihrer Schwäche, nomadisiren sie in den eisigen Einöden und Felsenklüften ihres durch die Eroberer Sibiriens sehr beschränkten Vaterlandes. Zur Befriedigung aller ihrer Lebensbedürfnisse, der Wohnung,

Kleidung und Nahrung, dient ihnen das Rennthier, und alle Entbehrungen ertragen sie mit Gleichmuth im stolzen Gefühle ihrer unbeschränkten Freiheit. Lange Zeit verging, ehe sie sich von den friedlichen Gesinnungen der Russen überzeugten und mit ihnen in Handelsverkehr traten. Erst hierdurch sind sie mit dem Gebrauch des Tabaks und Eisens vertraut geworden und haben sich ihre Sitten gemildert. Die Mehrzahl unter ihnen hat sich taufen lassen, sie sind aber nichts mehr als getaufte Heiden, da sie gar keinen Begriff von den Lehren und dem Geiste des Christenthums haben und zunächst nur das Versprechen eines Geschenkes sie zur Taufe bewegt. Eine solche hatte auch in diesen Tagen mit einem jungen Tschuktschen Statt, dem dafür einige Pfunde Tabak zugesichert waren. Der Neubekehrte stand ruhig und ziemlich anständig vor der zahlreichen Versammlung in der Kapelle und ließ den Priester und die Taufzeugen gewähren. Als er aber in den als Taufbecken dienenden, großen, hölzernen Bottich steigen sollte, um nach dem Brauche der russischen Kirche dreimal unterzutauchen, wollte er gar nicht daran, schüttelte sehr ernsthaft mit dem Kopfe und brachte eine Menge Gegengründe vor, von denen Niemand etwas verstand. Nach langem Zureden des Dolmetschers, wobei wahrscheinlich der Tabak wieder eine Hauptrolle spielte, entschloß er sich doch endlich dazu und sprang herzhaft in das kalte Wasser, aber auch gleich wieder heraus und rief am ganzen Leibe vor Kälte zitternd: »Den Tabak her, meinen Tabak!« Nichts vermochte ihn, zur Beendigung der Taufhandlung noch ein Mal in den Kübel zu treten; zähneklappernd rannte er umher und schrie beständig: »'s ist schon genug, ich will Nichts mehr, gebt mir nun meinen Tabak!« Endlich ließ er die ganze Versammlung in Stich und rannte, um sich wieder zu erwärmen, nach seinem Zelte. Dergleichen Auftritte fallen hier nicht selten vor und lassen nicht nur das Werthlose, sondern auch das Unwürdige der hiesigen Tschuktschen-Bekehrungen ermessen, denen gar kein vorbereitender Unterricht vorausgeht, da die Priester der Sprache dieses Volkes unkundig sind. Die Getauften unter ihnen haben bis jetzt von der christlichen Religion Nichts angenommen, als einige äußere Gebräuche, sofern sie ihnen nicht unbequem waren.

Dagegen aber ist unter ihnen z. B. die Vielweiberei noch allgemein, und die Reicheren haben zwei, drei und mehr Frauen, die sie nach Willkür mit andern vertauschen, obwohl dieselben eine gewisse Art von Achtung genießen. Auch haben sie noch die unmenschliche heidnische Sitte beibehalten, gebrechliche Kinder und ihre Alten, welche die Beschwerden des Nomadenlebens nicht mehr ertragen können, umzubringen. So wurde vor zwei Jahren einer der angesehensten Tschuktschen-Häuptlinge, weil er sich schwächlich und lebensmüde fühlte, auf sein eigenes Verlangen von seinen Anverwandten erschlagen, die das für ihre heilige Pflicht erachteten.

Eine sehr wichtige Rolle spielen unter ihnen, trotz der christlichen Taufe, die Schamanen. Jeder Stamm und jede Karawane hat deren einen oder mehrere bei sich, deren Entscheidung in allen wichtigen Angelegenheiten von der größten Geltung ist. Dieselben pflegen gewöhnlich als grobe, gemeine Betrüger dargestellt zu werden und ihre Verzuckungen als ein schnöden Gewinnes halber angestelltes Gaukelspiel. Das gilt allerdings von den unter dem Namen Schamanen im Lande herumziehenden Gauklern, nicht aber von den wahren Schamanen, welche bei ihren Verzückungen, in die sie ihre auf's Höchste gereizte Einbildungskraft versetzt, wohl schwerlich die Absicht zu täuschen haben. Sie bilden keine eigene Kaste und haben keine besonderen Lehrer, ja außer einigen märchenhaften Ueberlieferungen nicht einmal besondere Lehren, sondern jeder Einzelne kann durch feurige Einbildungskraft und reizbare Nerven bei dem herrschenden Glauben an Geister und Schamane zu einem solchen gleichsam von sich selbst werden, indem er sich seiner düstern Schwärmerei ganz preisgiebt. Die sie umgebende große, düstere Natur, Einsamkeit, Wachen, Fasten, erhitzende und betäubende Mittel thun das Uebrige, und bald sieht er nun selbst die Erscheinungen und Geister, von denen er in früher Jugend hörte. Zuletzt wird ihm unter gewissen Feierlichkeiten in der Stille der Nacht die Weihe ertheilt. So oft ich einen Schamanen in dem Zustande der Verzückung sah, ließ er immer einen lange dauernden, düstern Eindruck in mir zurück. Der wilde Blick, die blutrünstigen Augen, die heisere Stimme, die sich aus

der krampfhaft zusammengepreßten Brust gewaltsam einen Weg zu bahnen schien, die unnatürliche, krampfhafte Verzerrung des Gesichtes und des ganzen Körpers, das emporgesträubte Haar, ja selbst der hohle Ton der Zaubertrommel — alles Das hat etwas Grauenhaftes und Geheimnißvolles, das rohen Naturmenschen sehr begreiflicher Weise als das finstere Werk böser Geister erscheint.

Folgender schrecklicher Vorfall, der sich im Jahre 1814 auf dem Markte in Ostrownoje zutrug, bezeugt den großen Einfluß der Schamanen. Unter den dort versammelten Tschuktschen brach plötzlich eine Art Seuche aus, die, trotz der Beschwörungen der Schamanen immer weiter um sich greifend, viele Menschen und noch mehr Rennthiere wegraffte. Die Schamanen versammelten sich und beschlossen, daß Kotschen', einer der angesehensten Häuptlinge, den erzürnten Geistern geopfert werden müßte. Das Volk aber wollte den allgemein beliebten Führer nicht preisgeben. Als jedoch die Seuche nicht nachließ, und die Schamanen weder durch Geschenke, noch durch Drohungen und Mißhandlungen zu Abänderung ihres Ausspruches bewogen werden konnten, so erklärte endlich Kotschen', ein zweiter Curtius, selbst, er wolle zur Rettung seines Volkes sein Leben hingeben. Doch Keiner wollte Hand an das Opfer legen, bis endlich sein eigener Sohn, durch die Ermahnungen seines Vaters erweicht, und durch Androhung seines Fluches erschüttert, ihm den Mordstahl in's Herz stieß, und den Leichnam den Schamanen übergab.

Einen malerischen Anblick boten die Lager der Tschuktschen dar. Ein jedes besteht aus 10 bis 20 Zelten, in deren Mitte sich das des Häuptlings, größer, höher und zierlicher, gewöhnlich neben einem Baume, erhebt. Dabei sind einige auserlesene Hausrennthiere angebunden, die vor den andern ein besseres Futter von feinem Moos erhalten. An den Zelten und Baumästen hängen in malerischer Unordnung Bogen, Pfeile, Köcher, Kleidungsstücke und Felle von allen Farben. Rauchsäulen steigen aus den Zelten, auch lodert hin und wieder im Freien ein Feuer, und zwischen durch bewegen sich die vom Kopf bis zu den Füßen dick in Felle vermummten, über und über bereiften

Menschenfiguren, die ungeachtet der 34 Grad Kälte so lustig ihr Wesen treiben, als wäre es Sommer. Die Reisezelte sind aus Rennthierfellen zusammengenäht und von einigen Stangen gehalten. Unter diesen befindet sich ein Feuer mit einem eisernen Kessel und die eigentliche Wohnung, Polog. Dies ist ein großer aus den feinsten Fellen der Rennthierkälber doppelt zusammengenähter Sack, der durch Stäbe die Gestalt eines viereckigen Kastens erhält. Er hat durchaus keine Oeffnung für Luft und Licht und ist so niedrig, daß man auf allen Vieren hineinkriechen muß und darin nur sitzen, höchstens knieen kann. Zur Erleuchtung und Erwärmung steht in der Mitte ein großer, irdener Topf, in welchem Wallfischthran und statt des Dochtes ein Büschel dürres Moos brennt. Dieses Feuer bringt in dem luftdicht verschlossenen Raume eine solche Hitze hervor, daß die Bewohner selbst bei dem stärksten Froste fast ganz nackt darin sitzen.

Sehr willkommen war mir die Einladung eines der reichsten und gebildetsten Stammältesten, Namens Ceutt. Kaum aber war ich auf die oben beschriebene Weise in den Polog gekrochen, so wäre ich auch gern gleich wieder hinaus gewesen. Man denke sich die Stickluft, welche der dicke, stinkende Dampf des faulen Thranes und die Ausdünstungen von sechs halb nackten Tschuktschen und Tschuktschinnen in dem luftdichten Kasten verursachten. Die Wirthin und ihre Tochter empfingen mich mit einem lauten Gelächter, wahrscheinlich wegen meiner Ungeschicklichkeit beim Hereinkriechen und wegen der Todesangst auf meinem Gesichte. Sie hießen mich Platz nehmen und fuhren dann unbefangen fort, sich mir zu Ehren einige Schnüre Glasperlen in die struppigen Fetthaare zu flechten. Darauf stellte Madame Ceutt einen hölzernen, schmutzigen Trog mit abgekochtem Rennthierfleisch ohne Salz vor mich hin, worüber sie, um es angenehmer zu machen, eine verschwenderische Fülle ranzigen Thranes schüttete, und mich freundlich einlud, ohne Umstände zuzulangen. Mich schauderte vor diesem Gastmahle, doch aber mußte ich ein paar Bissen hinunterwürgen, während mein Wirth mit unglaublichem Appetite mit den Fingern Fleisch und Brühe verschlang und mir immer dabei in gebrochenem Russisch die seltene Geschick-

lichkeit seiner Gattin anpries, dem Thran gerade diese liebliche Bitterkeit zu geben. Heilfroh war ich, als ich mich verabschieden und wieder frische Luft schöpfen konnte, den Geruch des Polog aber konnte ich während mehrerer Tage nicht aus meinen Kleidern vertilgen. Hiernach kann man sich einen ungefähren Begriff von den Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens der Geringeren machen. Doch ungeachtet der Unsauberkeit und verpesteten Luft, in der sie leben, sind die Leute doch gesund und kräftig, ja es ist ein schöngewachsener Menschenschlag, der sich auch durch seine Gesichtsbildung sehr merklich von allen andern asiatischen Völkerschaften unterscheidet. Sie selbst nennen sich Tschatko, d. h. Leute.

Ein anderer Häuptling lud mich zu einem Wettrennen ein, das er in der Nähe des Lagers vor zahlreichen Zuschauern veranstaltete. Die drei Siegespreise bestanden in einem Blaufuchs, einem Biber und zwei sehr schönen Wallroßzähnen. Bewunderungswürdig war die ungeheuere Schnelligkeit der Rennthiere und die Gewandtheit ihrer Lenker. Darauf folgte ein Wettlauf zu Fuß, bei dem die Läufer in ihrer schwerfälligen, steifen Fellkleidung rasch und behende in dem tiefen Schnee mit außerordentlicher Ausdauer eine Strecke von wohl 15 Werst durcheilten. Nach Beendigung der Spiele wurde die Versammlung mit abgekochtem Rennthierfleisch bewirthet, das zerschnitten in großen hölzernen Mulden auf den Schnee gestellt wurde. Das Alles ging mit einer Ruhe und Ordnung vor sich, wie sie bei unsern Volksfesten selten stattfindet.

Am folgenden Tage wurde ich von einer zahlreichen Tschuktschen-Gesellschaft, Männern und Weibern, besucht. Zwar nahmen die Damen von den ihnen vorgesetzten Thee und Kandiszucker nur den letzteren an, doch brachte sie die Vertheilung einiger bunten Glasperlen in so heitere Laune, daß sie sich erboten, mir vorzutanzen. Die vom Kopf bis zu den Füßen in ihre unförmliche, steife Pelzkleidung gehüllten Tänzerinnen stellen sich in einen engen Kreis, bewegen, ohne von der Stelle zu gehen, die Füße langsam vor- und rückwärts, und fechten dabei gewaltig mit den Händen in der Luft. Dabei verzerren sie mit unzähligen Veränderungen auf die tollste Weise das Gesicht und

begleiten diese Bewegungen mit einer Art von Gesang oder vielmehr Grunzen, das aus lauter einzeln ausgestoßenen, unharmonischen Tönen besteht. Zuletzt führten noch drei ganz ausgezeichnete Künstlerinnen einen besonders beliebten Tanz auf, der die Bewunderung ihrer anwesenden Landsleute in hohem Grade erregte. Wir Andern sahen weiter nichts als drei thranige Mißgestalten, die, sich an den Händen haltend, mit den furchtbarsten Gesichtsverzerrungen auf einander losfuhren und zurückprallten, bis sie im heftigsten Schweiße vor Ermüdung dem Ball ein Ende machten. Darauf wurde diesen ein Schälchen Branntwein und etwas Tabak gereicht, und die ganze Gesellschaft verließ uns sehr befriedigt. — Am sechsten Tage nach unserer Ankunft endete der Markt. Die Tschuktschen-Häuptlinge statteten uns noch einen letzten feierlichen Besuch ab, um mich nochmals der freundlichen Aufnahme in ihrem Lande zu versichern, und zogen dann in fünf bis sechs Karawanen heimwärts. Auch wir brachen auf und erreichten am 19. März wohlbehalten Nis'hne-Kolymsk.

Fünftes Kapitel.

Unsere Zurüstungen zu der zweiten Fahrt waren im Wesentlichen die gleichen, wie bei der früheren, nur waren sie umfassender wegen der weiteren Reise und der zahlreicheren Begleitung und für eine längere Fahrt auf dem Eismeere eingerichtet. Unsere 6 Reise- und 14 Packnarten, die mit 240 Hunden bespannt waren, hatte ich nach der Insel Sucharnoj vorausgeschickt. Von da brachen wir am 25. März auf, verließen am folgenden Tage bei dem kleinen Baranow-Felsen die Küste des Festlandes und begannen in gerade nördlicher Richtung unsere Fahrt auf dem Eismeere. Unsere Narten bildeten eine über eine halbe Werst lange Karawane. Bald stellte sich eine Kette hoher Torossen entgegen und erst nach drei mühevoll in dem Eislabyrinthe zugebrachten Stunden gelangten wir wieder auf gutes Fahreis. An einem Haltpunkte hatten wir einen Kampf mit

einem ungeheueren weißen Bären zu bestehen. Drei Mal wurde er mit Pfeilen verwundet und hatte zwei Kugeln im Leibe. Nur um so wüthender griff er uns an und warf sich schnaubend auf einen der Jäger. In diesem entscheidenden Augenblicke jagte ein Kosake dem Ungethüm eine Kugel durch die Brust. Als es sich wüthend gegen ihn wandte, stieß er ihm seine Lanze in den weit aufgesperrten Rachen und warf es mit bewunderungswürdiger Kraft zu Boden, worauf die Andern ihm das Garaus machten. Es war ein gewaltiges Thier, über 9 Ellen lang und so schwer, daß 12 Hunde es kaum fortzuziehen vermochten. Dieser Kampf hatte drei Stunden gedauert, und wir schlugen daher hier unser Nachtlager auf. Im Mittelpunkte errichteten wir unser kegelförmiges Zelt, um dieses herum vier kleine, viereckige. Darauf wurde das kleine Lager rings mit unsern Narten umstellt und an diese befestigten wir innerhalb des Umkreises die Hunde. So waren wir bei der Wachsamkeit dieser treuen Thiere vor jedem unverhofften Besuche der Eisbären gesichert. Am Abend stellten wir noch eine Schießübung an. Eine etwas behauene Eisscholle stellte den Bären vor; Augen, Schnauze und Herz wurden bezeichnet, und wer einen dieser Flecke traf, wurde dadurch berechtigt, an der nächsten Bärenjagd Theil zu nehmen. — Schon am zweiten Tage unserer Eisfahrt entzündeten sich durch die von der blendenden Schneefläche zurückprallenden Lichtstrahlen unsere Augen und verursachten uns heftige Schmerzen. Zu deren Linderung streuten sich die Eingeborenen Abends Schnupftabak in die Augen und fühlten sich nach einer qualvollen Nacht bedeutend erleichtert. Wir mußten durch mit Flor überzogene Brillen und kleine Florschleier unsere Augen schützen.

Am dritten Tage erblickten wir, die nördliche Richtung verfolgend, eine kleine Insel, welcher wir wegen der vier auf ihrer Höhe emporragenden Felsenpfeiler den Namen der Vier-Pfeiler-Insel beilegten, doch ist es ohne Zweifel dieselbe, welche ein früherer Reisender, Leontjew, als die östlichste der Bäreninseln bezeichnet. In einer Bucht derselben fanden wir einiges Treibholz, so daß wir wieder einmal an einem ordentlichen Feuer uns erwärmen konnten, denn da wir den ganzen Bedarf an Brennholz mit uns führen mußten, so wurde die größte Spar-

samkeit in dessen Verbrauch uns zur gebieterischen Nothwendigkeit. Alle Vorgebirge der Insel, die Herr von Matiuschkin während eines Rasttages umfuhr, bestehen, wie die genannten vier Pfeiler, aus senkrechten Granit-Porphyrfelsen. — Am 31. März setzten wir unsere Fahrt in nordöstlicher Richtung fort. Das scharfkörnige Salz scheuerte bald die Eiskruste von den Nartensohlen weg, so daß wir zu Fuß durch den weichen Schnee nebenher gehen mußten. Ein dichter, feuchter Nebel durchnäßte unsere Pelzkleidung und ließ vermuthen, daß das Meer, das er zugleich immer mehr uns verhüllte, in unserer Nähe offen sein müsse. Dazu kam ein heftiger Nordostwind, der das Eis zu brechen drohte und in wachsendem Ungestüm Nachts unser Zelt, das wir unter dem Schutze einer hohen Torosse errichtet hatten, umwarf.

Obwohl wir Wallfischrippen unter die Schlittensohlen banden, so arbeiteten wir uns doch an den folgenden Tagen nur sehr mühsam zwischen den Torossen und über den mit Salzkrystallen bedeckten, feuchten Schnee hindurch. Am 3. April nahm das Salz so überhand, daß wir uns endlich in einem tiefen Salzmoor befanden, in dem wir nicht vorwärts kommen konnten. Die darunter befindliche Eisschicht war nur 5 Zoll dick und sehr mürbe. Wir eilten, augenblicklich diesen verderbendrohenden Ort zu verlassen, und schlugen 7 Werst südöstlich davon unser Lager auf. Der zunehmende Nordwind mußte das Wasser im offenen Meere in große Bewegung gesetzt haben, denn wir fühlten die beinahe wellenförmige Bewegung der dünnen Eisdecke, auf der wir lagen, und hörten unter uns das heftig bewegte Element. Unsere Lage war höchst bedenklich und ließ keinen Schlaf in unsere Augen kommen.

Sobald am andern Morgen sich der Wind gelegt und der Himmel etwas aufgeklärt hattte, belud ich zwei der besten Narten mit Lebensmitteln auf 24 Stunden und mit unserem tragbaren, ledernen Boote und fuhr gegen Norden, um die Beschaffenheit des Eises zu untersuchen. Nach einer mühsam zurückgelegten Strecke von 7 Werst trafen wir auf eine Menge Risse und Spalten im Eise, dessen Dicke kaum einen Fuß betrug. Zugleich hatte es sich in einzelnen kleinen Höckern gehoben, zwischen denen graues, schlammiges Seewasser rieselte, so daß die zerstörte Eis-

fläche das Ansehen eines ungeheueren Morastes gewann. Endlich wurden aber der Spalten und offenen Stellen so viel, daß man nicht wohl unterscheiden konnte, ob es eine Eisdecke oder herumschwimmende Eisstücke waren, und daß es wenigstens nur eines Windstoßes bedurfte, um sie in solche zu verwandeln. Ich gab es daher auf, weiter vorzudringen und eilte zurück zu unsern hinterlassenen Gefährten. Mit ihnen wandten wir uns nun nach Süd-Ost. Unsere nördlichste Breite war 71° 43′, 215 Werst in gerader Linie von dem kleinen Baranow-Felsen. — Bewunderungswürdig ist die Geschicklichkeit, mit der die Nartenführer mitten in diesen verwickelten Eisklippenlabyrinthen, bald rechts, bald links wendend, hier eine große Eismasse umgehen, dort über eine kleinere wegfahren, und doch diese unaufhörlichen Aenderungen in der Richtung so einzurichten wissen, daß sie sich gegenseitig ausgleichen und wir nie unsere Hauptrichtung verloren. Auf den ebenen Flächen beobachteten wir außer dem Compaß häufig auch die in der Richtung des herrschenden Windes wellenförmig hinziehenden Schneestreifen (sastrùgi), die auch oft den Bewohnern der Tundra auf Reisen von mehreren Hundert Werst als einzige Führer dienen.

Wir hatten uns durch eine Reihe zackiger und scharfkantiger Eismassen von grünlichblauer Farbe und stark salzigem Geschmack durchzuarbeiten. Es waren sogenannte Wintertorossen, die im letzten Winter oder auch im Frühling und Herbst entstanden sind, indem bei heftigen Stürmen das Meereis gebrochen, aufgewühlt und dann durch wieder eintretende starke Fröste gefestigt wurde. Gleich darauf geriethen wir in eine Gruppe weit älteren Ursprungs und von wesentlich verschiedener Beschaffenheit. Sie bestand aus einer Menge theils kegel-, theils kugelförmiger Hügel, verschieden an Höhe und Umfang, die zuweilen längliche oder runde Thäler einschlossen, so daß wir Anfangs glaubten, auf eine bergige Insel gestoßen zu sein. Dieses Eis hatte eine weißlichgraue, in's Schwarze übergehende Farbe und einen reinen Geschmack, daher es sich nicht aus Seewasser gebildet haben kann, sondern aus gefrorenem Regenwasser, Nebel und Dünsten entstanden sein mag. Diese Gattung von Torossen nennt man uraltes oder adamitisches Eis. Die Behauptung unserer

Führer, daß dasselbe selbst am Feuer nicht schmelze, ließ sich aber leicht thatsächlich widerlegen. Durch die beschwerliche Fahrt drohte ein Theil unserer Schlitten, wie auch unserer Hunde ganz unbrauchbar zu werden, wir hieben daher eine Grube in einen Eisberg, in der wir einen Theil unserer Vorräthe bargen, schickten 8 geleerte Packnarten zurück und setzten am 6. April auf unsern 6 Reiseschlitten mit Mundvorräthen auf 14 Tage die Fahrt in der eingeschlagenen Richtung längs hohen Torossenreihen, neben offenen Stellen und über breite Spalten, fort.

Am 10. April fiel das heilige Osterfest ein, das in ganz Rußland besonders feierlich begangen wird. Wir hielten einen Ruhetag und beschlossen, obgleich von allen Erfordernissen für eine solche Feier entblößt, uns zum Gebete zu vereinigen. Ein möglichst regelmäßig behauener Eiswürfel vertrat die Stelle des Altars, vor dem darauf gestellten Bilde des heiligen Nikolaus brannte auf einem Stabe die einzige Wachskerze, die wir hatten; der Kaufmann Bereshnoj aus Nis'hne-Kolymsk, der sich uns mit zwei eigenen Narten angeschlossen hatte, verlas, in Ermangelung eines Priesters, die kirchlichen Ostergebete, und die Kosaken und Nartenführer stimmten die gebräuchlichen Gesänge an. Wie prunklos und einfach auch unser Gottesdienst war, so war doch die Andacht der kleinen Versammlung von Schicksalsgefährten herzlich und wahrhaft erbaulich. Das hierauf folgende, eben so einfache Festmahl zeichnete sich nur durch einige Rennthierzungen und durch eine doppelte Portion Branntwein aus; das Wohlthuendste aber war ein kleines, länger als gewöhnlich unterhaltenes Feuer, um das gelagert wir den Rest des Tages in traulichen Gesprächen verbrachten. Aus der Ferne hörten wir das donnerähnliche Getöse der zusammenstürzenden Eisberge, das uns stündlich näher rückte. Die offenen Stellen wurden immer häufiger und ihre Umgehung immer schwieriger. Die mit jedem Tage wachsenden Hindernisse bewogen uns, zu unserem Vorrathskeller zurückzukehren, und wir schlugen, um die Torossen zu umgehen, eine rein westliche und dann eine nördliche Richtung ein. In ihr zogen sich zahlreiche Spuren von Bären und Steinfüchsen hin, welche letztere recht eigentlich die Kostgänger der Bären zu nennen sind, indem sie durch Schnelligkeit und Gewandtheit immer

einen Theil der Beute sich zuzueignen verstehen. Wider Erwarten und zu allgemeiner Freude fanden wir unsern Vorrathskeller unversehrt.

In der Nacht des 16. April weckten uns unsere Hunde und wir erblickten in geringer Entfernung von uns zwei Bären von ungewöhnlicher Größe. Im Eifer wurde fehlgeschossen, die Hunde waren in ihrem Angriffe auch nicht glücklich, und die beiden Gegner suchten ihr Heil in der Flucht. Meine Leute zerstreuten sich bei deren leidenschaftlicher Verfolgung bis auf Zwei und ließen mich mitten in einer wilden Torossengruppe zurück. Da trat plötzlich in meiner Nähe ein dritter Bär hervor. Mein Nartenführer, der nur noch eine einzige Ladung hatte, ließ ihn bis auf 9 Schritte an sich herankommen und zerschmetterte ihm mit einem Schusse das Schulterbein, worauf das blutende Thier schnaubend zwischen den Eisschollen verschwand. Zum Theil erst spät am Morgen trafen die Uebrigen ermattet und unmuthig über das vergebliche Umherirren wieder im Lager ein. — Nach einer westlichen Fahrt wandten wir uns den 18. April nach Süden, um zu der Vier-Pfeiler-Insel, in deren Meridian wir uns befinden mußten, zurückzukehren. Ein heftiger Wind, begleitet von starkem Schneegestöber, drohte uns alle Augenblicke umzuwerfen und verwehte jede Spur. Ich sah mich genöthigt, je zwei Narten zusammenbinden und die Leithunde der nachfolgenden an die vorausfahrenden Narten anknüpfen zu lassen. So fuhren wir den ganzen Tag, ohne zu sehen wohin, fast nur nach dem Compasse uns richtend, und mußten endlich unser Nachtlager auf der platten Eisfläche nehmen, wo wir, dem anhaltenden Sturme preisgegeben, weder unser Zelt aufschlagen, noch ein Feuer anmachen konnten. Einige Mund voll Schnee, etwas trockener Zwieback und verdorbener Fisch war unsere Mahlzeit. Bei einer Kälte von 11 Grad brachten wir so sechs peinlich lange Stunden unter freiem Himmel in unseren Narten zu. Erst mußten wir uns selbst, unsere Schlitten und Hunde aus dem tiefen Schnee hervorschaufeln, ehe wir aufbrechen konnten. Dafür ward uns die Freude, Abends nach einer Fahrt von 52 Werst glücklich die nördliche Bucht der erzielten Insel zu erreichen und dort so viel Treibholz vorzufinden, daß wir einmal wieder bei ein paar tüch-

tigen Feuern unsere Glieder und Magen erwärmen und unsere durchnäßten Kleider trocknen konnten. Nur der Gedanke, daß das gesuchte, vermeintliche Land nicht zu finden gewesen war, trübte unsere Zufriedenheit. Wir fuhren darauf nach einer von uns in nordwestlicher Richtung gesehenen Insel, auf der wir zu unserer unbeschreiblichen Freude den Schlag einiger munterer Finken, der heiteren Verkündiger des herannahenden Frühlings, vernahmen. Sie gehört zu der Gruppe der Bären-Inseln, die Herr von Matiuschkin und ich gemeinschaftlich untersuchten und aufnahmen. Dieselbe wird, die Vier-Pfeiler-Insel mitgerechnet, von sechs Inseln gebildet, von denen die westlichste und größte den Namen Krestowoj führt. Sie haben meist hohe, felsige Ufer und zeigen viele Lager von Steinfüchsen, Wölfen und Bären. Auf jeder der beiden größten erheben sich zwei ansehnliche Berge. In einigen Buchten findet sich Treibholz. Auf der dritten entdeckten wir eine Art in die Erde gegrabener Keller, ein altes Ruder, Rennthiergeweihe und Menschenknochen. Das südliche Ufer der vierten war ganz mit Mammutsknochen übersäet. Wir fuhren von der ersten dem Kap Krestowoj bei dichtem Schneegestöber zu und wurden erst inne, daß wir uns wieder auf dem Festlande befanden, als einer unserer Nartenführer eine seiner Fuchsfallen entdeckte. Wir fuhren nun längs dem Ufer in südlicher Richtung, setzten über den großen Tschukotschje, berührten den jakutskischen See und gelangten am 27. April zu dem Dörfchen Pochodsk. Das freundliche, russische: »Seid uns willkommen!« erschallte aus jedem Pförtchen; wir waren wieder unter Menschen und hatten das Wonnegefühl, uns wieder einmal an einem Ofen in einer menschlichen Wohnung zu erwärmen. Am folgenden Tage trafen wir wieder in Nis'hne-Kolymsk ein, nach einer Abwesenheit von 36 Tagen, während welcher wir größtentheils auf dem Meere eine Strecke von 1210 Werst befahren hatten.

Sechstes Kapitel.

In Nis'hne-Kolymsk war schon der Frühling eingekehrt, mit ihm aber auch wie gewöhnlich großer Mangel an Lebensmitteln und in dessen Gefolge Noth und Krankheit. Sobald sich die Eisdecke auf den Strömen löste, schickte ich eine Anzahl Fischer mit Netzen und Setzkörben aus, die namentlich in dem fischreichen, kleinen Tschukotschje ansehnliche Vorräthe für die Expedition sammelten. Indessen hatte Herr Kosmin mit unendlicher Ausdauer und seltener Geschicklichkeit an einem großen, vierruderigen Boote gearbeitet, das im Mai vollendet war, und für welches wir aus den hier noch vorgefundenen Segeln von den Schiffen des Capitain Billings die Segel zusammennähten und uns aus altem Brucheisen den Anker schmiedeten. Am 25. Mai ging endlich die Eisdecke des Stromes auf und nach dem ersten Regen begann das Gras und Weidengebüsch zu grünen, dazu trat eine Wärme von 10 bis 16 Grad ein. Doch unsere Freude war von kurzer Dauer. Schon am 4. Juni stellten sich die ungeheuern Mückenschwärme ein, die uns vor den Fenstern und Thüren einen immerwährenden, dicken Rauch zu unterhalten nöthigten. Nach 10 schrecklichen Wintermonaten wehte endlich einmal ein Frühlingslüftchen, wir aber mußten, in die dumpfe Winterstube eingesperrt, stinkenden Rauch einathmen. Ein rauher Nordwind befreite uns nach einigen Tagen wieder von diesen Plagegeistern, und froh der freien und warmen Luft, durchstrichen wir mit unseren Flinten die Umgegend, erst spät Abends mit einer reichen Beute von Geflügel zurückkehrend. Wir kamen über folgende Beschäftigungen für den kurzen Sommer überein: Eine Abtheilung unserer Expedition sollte unter der Leitung der Herren Matiuschkin und Kosmin zu Pferde die Küste zwischen den Mündungen der Kolyma und Indigirka aufnehmen, ich selbst wollte zu Boote eine genaue Aufnahme der Kolyma-Mündung veranstalten, während unser Arzt, Doctor Kyber, eine Untersuchungsreise an den kleinen und großen Aniuj beabsichtigte. Auch sollte am Ausflüsse der großen Baranicha ein kleines Wohnge-

bäude nebst einem Vorrathsmagazin für unsere Winterexpedition erbaut werden. Doch diese Pläne sollten mannigfache Umgestaltungen und unvorhergesehene Hindernisse finden.

Am 17. Juni fuhren wir gemeinschaftlich auf unserem neuerbauten Boote, das den Namen Kolyma erhalten hatte, den Fluß hinab. Nachdem wir erst fünf Meilen zurückgelegt hatten, verletzte sich Herr von Matiuschkin mit einem Messer so bedeutend den Daumen, daß ich ihn mit dem Arzte zurückschicken mußte, in dessen Gesellschaft er nach seiner Wiederherstellung den Aniuj bereisen sollte. Daher mußte der Steuermann Kosmin allein die Aufnahme der Küste übernehmen. Die hierfür von den Jakuten zu liefernden Pferde sollten uns an dem Flüßchen Maloja Tschukotschja erwarten. Nach langem Harren kamen deren endlich fünf, von denen jedoch nur zwei zu Packpferden kräftig genug waren. Doch unterzog sich Herr Kosmin mit nur zwei Begleitern diesem beschwerlichen und gefahrvollen Unternehmen und verabschiedete sich von uns am 2. Juli. Einige meiner Leute, die ich in dem Boote den Tschukotschja genannten, mittleren Arm der Kolyma hinabgeschickt hatte, um Gänse und Schwäne zu schießen, brachten mir die unangenehme Nachricht, daß die Bai Tschukotskaja und selbst die Mündung des Flusses noch fest zugefroren sei; nachdem wir geraume Zeit vergeblich auf den Eisgang gewartet hatten, sah ich mich zur Umkehr genöthigt. Es schien auf dieser Fahrt ein besonderer Unstern über uns zu walten. Als wir auf der Rückreise am 15. Juli von unserem Lagerplatze aus in die Mitte des Stromes fuhren, um gutes Trinkwasser zu holen, erblickten wir plötzlich am Ufer unser Zelt in hellen Flammen, was durch das in seiner Nähe brennende Rauchfeuer verursacht war. Nur mit Mühe konnte ich noch den in Felle vernähten Kasten retten, der alle meine Tagebücher, Karten und Instrumente enthielt, alle andern Sachen wurden ein Raub der Flammen. Zur schleunigen Rückfahrt genöthigt, trafen wir am 20. Juli wieder in Nis'hne-Kolymsk ein. Doch verließ ich dasselbe schon wieder am 26. Juli, um mich nach Sredne-Kolymsk zu begeben, da mir für meinen Gesundheitszustand das weniger rauhe Klima dieser Gegend der Arzt anempfahl. Dieser trat am selbigen Tage mit dem inzwischen wiederhergestellten

Herrn von Matiuschkin die Reise nach dem Aniuj an, auf die wir später zurückkommen werden.

Ich fuhr mit günstigem Winde die Kolyma hinauf und je mehr ich mich von der unter dem tödtenden Einflusse des Eismeeres stehenden Gegend entfernte, desto freundlicher ward der Anblick des Landes, das von einem zwar noch nomadisirenden, aber arbeitsamen und gutmüthigen Volke, den Sredne-Kolymskischen Jakuten, bewohnt wird. Bei dem Flecken Nisowoj-Albut verließ ich am 2. August mein Boot und setzte meine Reise zu Pferde landeinwärts fort. Aus dem ewigen Eise fühlte ich mich auf den mit üppigem Graswuchse bedeckten Wiesen, mit kräftigen Lerchenbäumen, Pappeln und Weidenbüschen, mit zahlreichen Heerden und menschlichen Niederlassungen in ein Paradies versetzt. Besonders üppig ist der Pflanzenwuchs auf den sogenannten Albuty. Es sind dies eigentlich flache Thäler, die sich im Frühlinge beim Austreten der Ströme mit Wasser füllen und unzählige, fischreiche Landseen bilden. Nach dem Ablaufe desselben überzieht sich der durch den zurückbleibenden Schlamm gedüngte Boden des Sees schnell mit dem schönsten Grase. Hier entstehen alsbald Familienniederlassungen, die daher auch gemeiniglich Albuty heißen. — Unter allen diesen Sommerwohnungen zeichnete sich die eines wohlhabenden Jakutenhäuptlings aus, der mit seinem ganzen Stamme und seinen zahlreichen Viehheerden und Pferdetabunen sich hier niedergelassen hatte. Um seine Wohnung standen mehre kleinere Hütten, in welchen sich die nächsten Angehörigen, Hausgenossen und Knechte aufhielten, und das Ganze war von einer Umzäunung eingefaßt. Alles verkündigte eine gewisse Wohlhabenheit, mit patriarchalischer Eintracht und Sittenreinheit verbunden. Die gastfreundliche Aufnahme, die ich hier fand, die milde Luft, der Ueberfluß an Milch und andern frischen Nahrungsmitteln bestimmten mich, hier den Rest des Sommers zu verweilen. Unter den von mir besuchten Albuty der Umgegend war mir besonders der Sulyi Etar (Pferdetrift) genannte anziehend. Hier lebte ein 82jähriger, für sein Alter noch sehr rüstiger und thätiger Jakut, ein der russischen Sprache ganz mächtiger und in seiner Art gebildeter Greis, mit dem ich sehr angenehme Stunden verbrachte. Er klagte

über die jetzige Unwissenheit seines Volkes, das früher den Gebrauch der Schriftzeichen gekannt haben solle, und über den zunehmenden sittlichen Verfall desselben. Zum Beweis, daß sie aus dem Süden eingewandert seien, führte er an, daß in ihren Volkssagen von Gold und Edelsteinen, Löwen und Tigern die Rede sei. Vor ihnen hätten schon die zum Theil ausgestorbenen Omoken, Schelagen, Tungusen und Jukahiren hier ihre Wohnsitze gehabt. Den Jakuten gebührt das Verdienst, in diesen unwirthbaren Gegenden Vieh- und Pferdezucht und allerlei andere landwirthschaftliche Betriebsamkeit eingeführt zu haben. Sie sind jetzt alle getauft und die russischen Geistlichen wirken auf's Eifrigste dem Einflusse der Schamanen entgegen, doch treiben diese noch immer als Aerzte und Wahrsager ihr Wesen. In Sprache, Sitte und Lebensweise sind übrigens die hiesigen Jakuten denen um Jakutsk ganz ähnlich. Sie sind zunächst ein Hirtenvolk, ihr ganzer Wohlstand beruht auf den Heerden und deren Erhaltung auf der Heuernte, die sie in den kurzen Sommerwochen machen. — Am 22. August fiel nun schon ein dichter Schnee, der schnell alles noch auf den Wiesen liegende Heu bedeckte und die armen Bewohner um einen großen Theil ihres Winterfutters brachte. Dabei trat starke Kälte ein, die Seen froren zu und aus den Wäldern kamen große Schaaren von Wölfen, die binnen einem Monate 80 Kühe raubten. Dazu trat durch häufige Regengüsse die Kolyma aus und der Fischfang mißrieth. So sah das sonst so heitere Hirtenvölkchen mit großen Sorgen dem kommenden Winter entgegen. Sein unverhofft frühzeitiger Eintritt nöthigte mich zur Rückkehr, und schon am 1. September traf ich neugestärkt wieder in Nis'hne-Kolymsk ein. Hier bildeten ein bejahrter Kosak und eine alte Frau die ganze Bevölkerung des Orts und erst nach und nach kehrten die andern Bewohner von ihren Sommerbeschäftigungen zu ihren schon tief verschneiten Häusern zurück. Ihre Jagdberichte lauteten unerfreulich und stellten allgemeinen Mangel und Hungersnoth in Aussicht. Am 29. September langten auch die Herren von Matiuschkin und Kyber von ihrer Reise am großen und kleinen Aniuj wieder bei uns an, deren anziehenden Reisebericht wir hier im Auszuge mittheilen.

Siebentes Kapitel.

Wir fuhren am 20. Juli 1821 in die Mündung des großen Aniuj ein, welcher sich gegenüber dem Ostrog von Nis'hne-Kolymsk in die Kolyma ergießt. Am 23. Juli gelangten wir durch einen Fluß, welcher den großen Aniuj mit dem kleinen verbindet, in den letzteren, und fanden nach einer dreitägigen Regenfahrt, ganz durchnäßt, einen halb zerfallenen Balagan, in dessen Schutze wir einen Rasttag hielten. Weiter stromaufwärts laufen dicht am rechten Ufer gegen 200 Fuß hohe, zum Theil überhängende Sandberge hin, in deren Gerölle sich häufig Mammutsknochen zeigen. Die mit diesem allgemeinen Namen bezeichneten, wahrscheinlich verschiedenen Thiergattungen angehörenden Knochen und Gerippe, unter denen wir hier auch den Schädel eines dem Nashorn verwandten Thieres fanden, sind nicht gleichmäßig überall auf der ganzen Oberfläche Sibiriens vertheilt, sondern so zu sagen in ungeheuern Gruppen zusammengeschoben, die je weiter nach Norden desto größer und reichhaltiger werden. Der ganze Boden der ersten Lächowschen Insel scheint aus solchen vorweltlichen Knochenüberresten zu bestehen. Schon seit 100 Jahren werden von da durch die Promyschlenniki (Pelzjäger) ganze Ladungen von Mammutsknochen jährlich abgeholt, und noch ist daselbst keine Verminderung bemerkbar. Der Strom wurde immer reißender und seine Ufer höher und felsiger. Nach einer dreitägigen, beschwerlichen Fahrt erreichten wir den Ort Plotbischtsche, wo im Anfange des Herbstes der Zug der Rennthiere über den Fluß zu setzen pflegt. Es wimmelte hier von Jukahiren, welche die Ankunft dieser Thiere erwarteten. Ein alter Jukahirenhäuptling nahm uns gastfreundlich auf und bewirthete uns unentgeldlich. Bei dem allgemeinen Mangel und der wohlbegründeten Sorge für die nächste Zukunft kann diese Freigebigkeit Manchem wohl unüberlegt und unvorsichtig erscheinen, aber gerade hierin zeigt sich die echte Gastfreundschaft, die als eine auszeichnende Eigenschaft der Nomaden-Völker Sibiriens zu preisen ist. Auch in diesen Gegenden ist die Bevölkerung seit

der russischen Eroberung sehr zusammengeschmolzen, doch wohnen in ihnen auf einem nicht sehr großen Flächenraume acht bis zehn kleine Völkerstämme, oder vielmehr Trümmer derselben. Sie bestehen nämlich zum Theil nur aus zwei oder drei Familien, die aber in Sprache, Sitte und Volksthümlichkeit, ja selbst in ihrem Aeußern sich von einander unterscheiden. Unser freundlicher Wirth rühmte sich, noch von dem verschollenen Volke der Omoki abzustammen.

Jetzt bilden am kleinen Aniuj einige Jukahiren-Familien die ganze Bevölkerung. Diese, durch Seuchen ihrer Rennthierheerden beraubt, haben sich hier in festen Niederlassungen angesiedelt und in Religion, Sitte und Sprache sich den Russen anbequemt. Selbst in ihrer Gesichtsbildung sind sie von diesen kaum merklich unterschieden. Doch haben sie sich den fröhlichen Sinn der Nomaden-Völker bewahrt und sind leidenschaftliche Liebhaber der Musik. Alle spielen auf der Violine oder Balalajka. Ihre Gesänge sind meist Stegreiflieder uud haben etwas ganz Eigenthümliches, Ungeregeltes, beinahe Wildes. Auch in ihnen ist von der braunbefiederten Nachtigall, dem blauen Täubchen und andern Gegenständen die Rede, die sie nie mit Augen gesehen haben. Die Fischerei ist unbedeutend, die Viehzucht fehlt ganz, und so sind sie, gleich den Lappländern, fast allein auf das Rennthier angewiesen, das ihnen Nahrung, Kleidung, Fuhrwerk und Wohnung liefert. Daher entscheidet die Zeit des Rennthierzuges, wie in der übrigen Welt die der Ernte oder Weinlese, ob in dem Jahre Hungersnoth oder Ueberfluß unter ihnen herrschen wird.

Solcher Züge giebt es jährlich zwei, von denen der eine im Frühling, der andere im Herbst stattfindet. Ende Mai ziehen die Rennthiere nach dem höheren Norden, um Schutz gegen die Mücken und auf der Moostundra besseres Futter zu finden. Da alsdann die Flüsse meist noch zugefroren sind, so werden die Thiere nur in geringer Anzahl mit Flinten erlegt und in Schlingen gefangen; zudem sind sie noch sehr mager und durch die Bisse der Insekten ganz mit Beulen bedeckt, so daß ihr Fleisch fast nur zum Hundefutter benutzt wird. Die wahre Ernte ist im August oder September, wenn die Rennthiere wiederum in

den Wäldern Schutz vor der Kälte suchen. Dann sind sie gesund und wohlgenährt und geben eine schmackhafte Speise; auch hat ihr mit neuem Winterhaar bewachsenes Fell einen vier- bis fünffach höheren Werth. Dieser Herbstzug, bei dem wir zugegen waren, ist höchst merkwürdig. Er besteht in guten Jahren aus mehren Tausend Rennthieren, und nimmt zuweilen eine Breite von 50 bis 100 Werst ein. Obgleich sie in Heerden von 200 bis 300 Stück gehen sollen, so bleiben sich doch diese immer so nahe, daß das Ganze nur Eine ungeheure Masse ausmacht. Ihr Weg ist immer unabänderlich derselbe. Der Anführer, dem einige wenige folgen, schreitet langsam mit hocherhobenem Kopfe voran und scheint die Oertlichkeit genauer prüfen zu wollen. Sobald er in den Fluß setzt, folgt ihm in dichtem Gedränge der ganze Haufe nach und in wenigen Minuten ist die ganze Wasserfläche mit schwimmenden Thieren bedeckt. Nun stürzen auch die Jäger in ihren kleinen Kähnen pfeilschnell hinter den Buchten, Steinen, Gesträuch, wo sie sich unter dem Winde verborgen gehalten, hervor, umringen den Zug und suchen ihn aufzuhalten, während Zwei oder Drei der Gewandtesten unter ihnen, mit einem kurzen Spieße, Pokoljuga, bewaffnet, in den schwimmenden Haufen hineinfahren und in unglaublich kurzer Zeit eine große Menge tödten, oder doch so schwer verwunden, daß sie den am Ufer wartenden Weibern, Kindern und Mädchen in die Hände fallen. Dieses Geschäft ist übrigens mit großer Gefahr für den Jäger verknüpft. In dem ungeheuern Gewühl ist der kleine, leichte Kahn jeden Augenblick dem Umwerfen nahe; außerdem wehren sich auch die Verfolgten auf alle mögliche Art, die Männchen mit ihrem Geweihe, mit den Zähnen und mit den Hinterläufen, die Weibchen hingegen pflegen mit den Vorderfüßen auf den Rand des Kahnes zu springen, um ihn auf diese Art umzuwerfen. Gelingt ihnen das, so ist der Jäger verloren, wenn er sich nicht an ein starkes Thier anzuklammern und, von ihm getragen, das Ufer zu erreichen weiß. Doch die Leute besitzen eine bewunderungswürdige Gewandtheit, sowohl ihr Fahrzeug im Gleichgewicht zu erhalten, als auch mit jedem Streiche ein Thier zu erlegen, so daß ein guter Jäger in weniger als einer halben Stunde deren hundert und mehr erlegt. Wenn die

Heerde einmal in Unordnung geräth, so verwickeln sich die Thiere mit ihren breiten Geweihen in einander und werden dadurch an der Gegenwehr verhindert. Die gleich Getödteten und auf dem Flusse Schwimmenden sind nun Gemeingut, alle diejenigen aber, die verwundet das Ufer erreichen und dort fallen, gehören den Jägern. Diese haben es daher zu einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit gebracht, mitten in dem ungeheueren Kampfgewühle ihre Streiche so einzurichten, daß sie die kleineren und schwächeren Thiere gleich tödten, die großen aber nur stark verwunden, so daß dieselben noch das Ufer erreichen können. Eine solche Jagd bietet ein nicht zu beschreibendes Schauspiel dar. Das Gewühl der Tausende von schwimmenden Rennthieren, das klappernde Aneinanderstoßen ihrer Geweihe, die zwischen den geängsteten Thieren mit Blitzesschnelle und eigener Lebensgefahr sich durchwindenden Würgengel, das Schreien und Rufen der Uebrigen, welche Beifall, Warnung, Rath ertheilen, die vom Blut dunkelroth gefärbten Wellen des Stromes — nur ein Augenzeuge kann sich einen Begriff davon machen. Die erlegten Thiere pflegt man, um sie vor Fäulniß zu bewahren, auf einige Tage, bis man Zeit sie auszuweiden findet, in's Wasser zu senken. Das Fleisch wird dann an der Luft gedörrt, oder geräuchert, oder man läßt es auch, wenn bald Fröste eintreten, einfrieren.

Nach einem zweiwöchentlichen Aufenthalte setzten wir am 13. August unsere Fahrt stromaufwärts weiter fort. Sie führte uns an flächeren und freundlicheren Ufern bei Argunowo und bei der Mündung des Poginden', der eben so breit und wasserreich wie der Aniuj ist, vorüber, und am 17. August gelangten wir zu dem am linken Ufer gelegenen, jetzt fast menschenleeren Obromskischen Sommerdorfe, welches gerade gegenüber dem Felsen Obrom, dem Ziele unserer Reise, liegt. Ich bestieg denselben in Begleitung eines Jukahiren. Anfangs mußten wir uns mit Händen und Füßen über jähe Felsenspalten forthelfen, doch nach einer Stunde traf ich auf eine Rennthierfährte, der folgend wir auf einem minder halsbrechenden Wege nach dreistündigem Steigen den mit Schnee bedeckten Gipfel erreichten. Großartig und nicht ohne eigenthümliche Schönheit war das Rundgemälde, das sich hier vor meinen Blicken aufrollte. Vor

mir lagen wellenförmig mit Schnee gekrönte Gebirge, die sich in das bläuliche Eis und die Nebel des ewig gefrorenen Meeres verloren; die untergehende Sonne warf ihre dunkelrothen Strahlen, die Vorboten eines nahen Sturmes, auf die Gipfel der Berge und bildete in den flimmernden Eistheilchen, mit denen die Luft angefüllt ist, unzählige Regenbogen. Hie und da springen zackige, schwarze Felsen hervor, die wie Inseln in einem unabsehbaren, weißlichgrauen Ocean aussehen und einige Abwechselung in die Einförmigkeit des Ganzen bringen. Ein plötzlich hervorbrechender, heftiger Ostwind, der heulend und zischend durch die Bergschluchten und Felsenklüfte wirbelte und hohe Säulen von Schnee und Sand emportrieb, nöthigte uns zu schleunigem Rückzuge.

Regen und Schnee hielten uns mehrere Tage in der Sommerniederlassung zurück, worauf wir wieder stromabwärts nach Plotbischtsche fuhren. Diese ganze Strecke ist mit einer Menge kleiner Inseln, Sandbänke und Klippen besäet, welche die Fahrt sehr gefährlich und weiter aufwärts unmöglich machen. Der Aniuj ist ein Bergstrom und ein einziger Regen schwellt ihn ungeheuer an. Dann wäscht er Inseln weg, setzt neue an, führt große Steinmassen Stunden weit hinab und bildet Untiefen und Wasserfälle; oft verändert er auch seinen Lauf auf etliche Werst, so daß selbst die Uferbewohner ihn nie recht kennen lernen.

Von Plotbischtsche traten wir am 25. August zu Pferde unsere Reise nach dem großen Aniuj an, die theils wegen des heftigen Windes und Schneegestöbers, theils wegen der großen Moräste sehr beschwerlich war. Nach einem Ritte von 30 Werst erreichten wir den nackten Gipfel des ziemlich hohen Bergrückens, der die beiden Aniuj von einander trennt. Hier bewillkommte uns ein großer, schwarzer Bär: unsere Pferde scheuten, und er, nicht minder erschrocken, kehrte eilig in's Dickicht zurück, ehe wir nach unsern Flinten greifen konnten. Die Ufer des kleinen wie des großen Aniuj sind besäet mit einer zahllosen Menge von Selbstschüssen, Schlingen und Fallen für die Zobel, Hermeline, Graumarder, Vielfraße und Füchse, und häufig werden in einem Herbste 200 bis 300 Zobel gefangen. Ein fleißiger Jukahir stellt gewöhnlich mit dem ersten Schnee bis 500 verschiedene Fallen auf, die er im Laufe des

Winters 5 bis 6 Mal umgeht, und in guten Jahren findet er gewöhnlich in der achten oder zehnten Falle einen Fang. In dem Bau und der Anlage dieser Fallen findet eine große Mannigfaltigkeit statt. Sie sind so vollkommen auf die Eigenthümlichkeit, den Gang und die Stärke jeder einzelnen Thiergattung berechnet, daß an ihnen eine zweckmäßige Verbesserung wohl kaum noch möglich ist. Die Noth, diese große Lehrmeisterin, hat die Jukahiren, in Ermangelung jedes anderen Erwerbszweiges, veranlaßt, auf diesen einen Gegenstand ihre ganze Erfindungskraft zu verwenden.

Am 26. August erreichten wir zur Nacht einen kleinen Ort, Tigischka, am großen Aniuj, wo wir Niemand fanden als ein paar halbverhungerte Weiber. Nach einem zweitägigen Aufenthalte erreichten wir unter viel Beschwerden Labasnoje am großen Aniuj, wo ein reicher Rennthierfang stattzufinden pflegt. Wir stießen auf diesem Wege öfter auf alte Grabstätten der ehemaligen Bewohner dieser Gegend. Sie bestehen aus kleinen hölzernen Gebäuden, in welche die Leichen völlig gekleidet, mit Bogen, Pfeilen und Spieß niedergelegt wurden; den Schamanen gab man ihre Zaubertrommeln in die Hand.

Als wir uns dem letztgenannten Orte nahten, schallten uns Flintenschüsse und Gesang entgegen. Zwei Jukahiren-Häuptlinge bewillkommten uns am Ufer und erzählten uns, daß hier der Namenstag des Kaisers, wie sie ihn hier gewöhnlich nennen, des beloj tsar, des weißen, d. h. freien Zaars, oder lyrik jerim, des Sonnensohnes, gefeiert werde. Wir schlossen uns ihnen an und vertheilten Tabak und Branntwein unter das Volk. Die allgemeine Fröhlichkeit wurde dadurch noch erhöht. Die Männer zeigten ihre Geschicklichkeit im Zielschießen mit Flinten und Bogen und stellten Wettrennen zu Fuß und in Kähnen an; die Weiber sangen und tanzten, und so dauerte der Jubel bis zum Anbruch des Tages. Fast ununterbrochenes, dichtes Schneegestöber nöthigte uns zu einem Aufenthalte von 14 Tagen, in denen zahlreiche Kranke die ärztliche Hilfe des Dr. Kyber in Anspruch nahmen. — Die Hungersnoth erreicht in diesen Gegenden oft schon in der zweiten Hälfte des Sommers einen so hohen Grad, daß die Aermern sich nur noch von den Fellen, auf

denen sie schlafen und die ihnen zur Kleidung dienen, nähren. Dann ist ein zufällig erlegtes Rennthier eine höchst glückliche Begebenheit; es wird gleich zerlegt, unter den ganzen Stamm vertheilt und fast buchstäblich mit Haut und Haar verzehrt, denn nur letzteres wird abgebrüht, die Haut aber, die Eingeweide, ja selbst die klargestampften Geweihe werden verschlungen, um nur den vor Hunger eingeschrumpften Magen mit irgend Etwas zu füllen. Das war auch jetzt der Fall und mit Sehnsucht erwartete man den Rennthierzug. Endlich am 12. September zeigte er sich am andern Ufer. Noch nie habe ich eine so ungeheuere Menge dieser Thiere beisammen gesehen; alle Anhöhen waren davon bedeckt und ihre Geweihe bildeten in der Ferne einen wandelnden Wald. Bald strömten von allen Seiten Jakuten, Tschuwanzen, Tungusen und Lamuten in ihren Kähnen herbei. Freudige Hoffnung belebte alle Gesichter, für diesmal das Ende ihres Elendes durch eine reiche Jagd zu finden, Alles schickte sich an und erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo der unabsehbare Zug über den Fluß setzen würde. Aber die Thiere, vielleicht durch die Menschenmenge erschreckt, verließen nach kurzem Besinnen wieder das Ufer und verloren sich in den Bergen. Die Verzweiflung der Unglücklichen war über alle Maßen, und äußerte sich bei diesen rohen Naturmenschen auf die verschiedenartigste Weise. Einige jammerten laut und rangen die Hände, Andere warfen sich zur Erde und wühlten den Schnee auf, noch Andere standen stumm und leblos da und starrten mit thränenvollem Blicke nach der Gegend hin, wo ihre Hoffnung ihnen entschwunden war. Da wir nicht helfen konnten, so eilten wir diesen Ort der Verzweiflung zu verlassen und fuhren am folgenden Tage trotz des widrigen Windes weiter. In den Niederlassungen längs des Flusses, die wir berührten, suchten die Bewohner in der Fischerei einigen Ersatz, aber auch diese fiel in diesem Unglücksjahre nur sehr kärglich aus. So war die allgemeine Hungersnoth unausbleiblich, und gewiß hat sie, wie in so manchen früheren Jahren, viele Hunderte der ohnehin zusammengeschmolzenen Bevölkerung hinweggerafft. In der That haben diese Stiefkinder der Natur sich nicht Glück zu wünschen, unter russische Herrschaft gekommen zu sein. Sie

waren früher Nomaden, die mit ihren zahmen Rennthieren weit und breit, wie es eben das Weidebedürfniß erheischte, in den Tundry umherzogen. Nach der Eroberung Sibiriens wurden ihnen feste und beschränkte Weideplätze angewiesen. Es fehlte ihnen da oft an dem nöthigen Futter; wenn eine Seuche in einer Heerde ausbrach, so durften die anderen nicht, wie früher, sich von dem Orte der Ansteckung entfernend, das Weite suchen, und so starben ihnen nach und nach ihre zahmen Rennthiere aus. Im Laufe der Zeit nahmen sie in ihrer Lebensweise, Kleidung und Wohnung Manches von den Russen an, auch ersetzten sie ihr Zugvieh, die Rennthiere, durch Hunde, doch behielten sie die allen Nomaden eigene Sorglosigkeit für die Zukunft bei. Sie sammeln nie Vorräthe, und so sind sie nach einem mißglückten Rennthierzuge dem tiefsten Elende preisgegeben. Dazu kommen die mörderischen Gefechte mit den noch nicht unterworfenen Koräken und Tschuktschen und mancherlei ansteckende Krankheiten, so daß nur ein geringer Theil der ehemaligen Bevölkerung am Aniuj noch übrig ist. Wenn dieselbe dennoch der Zahl nach seit einiger Zeit zugenommen hat, so rührt das allein daher, daß Rennthiernomaden sich durch den Verlust ihrer Heerden zu festen Niederlassungen am Aniuj genöthigt sahen. Ein alter Häuptling erzählte mir, daß das wiederholte Gesuch der Tschuwanzen, nach den unbewohnten, aber fruchtbaren Gegenden längs dem Anadyr und dem Pens'hen' hinüber ziehen zu dürfen, von den Beamten wegen des vortheilhaften Pelzhandels mit diesen Völkerschaften hintertrieben werde. Nicht viel besser ist das Loos der Jakuten, die von den Ufern des Aldan, um zum Dienste der Regierung verwandt zu werden, hierher versetzt worden sind. Bei der großen Entfernung kann die Regierung in diesen ungeheueren Wüsten freilich wenig oder nichts thun, den traurigen Zustand dieser Völker zu verbessern, aber eben darum sollte sie auch Keinem die dürftigen Mittel zu seinem Unterhalt noch schmälern und verkümmern. Sie sind alle getauft, und jährlich macht bei ihnen der Priester aus Nis'hne-Kolymsk die Rundreise, um die Gebräuche der russischen Kirche unter ihnen zu vollziehen. Für seinen beschwerlichen Dienst bringt derselbe gewöhnlich zwei bis drei schwerbeladene Narten mit den kost-

barsten Pelzwerken als Geschenke mit zurück. Doch ist unter ihnen der Glaube an den Einfluß guter und böser Geister und an die Schamanen noch sehr im Schwunge, dem sogar die hiesigen Russen nicht ganz fremd geblieben sind, obwohl diese die Künste der Schamanen mehr wie eine Art Zeitvertreib und Abendunterhaltung betrachten, etwa wie wir uns bei denen eines geschickten Taschenspielers kurzweilen.

Indessen stieg mit jedem Tage die Kälte; an den Ufern setzten sich immer breitere Eisränder an, und an einigen Stellen fror der Strom völlig zu, so daß wir uns mit Beilen und Stangen eine Durchfahrt brechen mußten. Unter viel Beschwerden gelangten wir endlich zu der Sommerwohnung eines jakutischen Knäs oder Häuptlings, wo wir, bis der Strom ganz zugefroren war und der eigentliche Winterweg sich eingestellt hatte, ein erträgliches Unterkommen fanden. Am 24. September endlich konnten wir auf Narten weiter fahren. Unsere Hunde waren ausgehungert und matt und führten uns nur langsam vorwärts. So fuhren wir noch fünf Tage meist auf dem gefrorenen Strom durch eine öde, einförmige, mit Landseen und Morästen bedeckte Gegend, bis wir nach einer Abwesenheit von 70 Tagen am 29. September Nis'hne-Kolymsk wieder erreichten.

Von den Uferbewohnern der beiden Aniuj läßt sich im Allgemeinen sagen, daß sie, ungeachtet des russischen Einflusses, in ihrer Gestalt und ihrem Wesen viel Eigenthümliches beibehalten haben. Sie sind, wie fast alle Bewohner des hohen Nordens, zwar von kleinem Körperwuchs, aber dabei breitschulterig und von starkem Muskelbau, wogegen die Füße und Hände sehr klein sind. Ihr Kopf ist verhältnißmäßig groß, das Gesicht breit und platt; die großen Backen drücken gewissermaßen den Mund zusammen und geben ihm eine mehr runde Form. Das Haar ist schwarz und struppig, und die kleinen, tiefliegenden Augen sind ohne Feuer und Leben. Ihr Körper scheint durch Hunger und Kälte in seinem Wachsthum aufgehalten und gewissermaßen nicht völlig ausgebildet zu sein. Unter diesen Einflüssen hat auch die geistige Entwickelung dieser Eismenschen leiden müssen. Ihr Blut rollt langsamer in den Adern, das

Herz schlägt ruhiger und alle ihre Gefühle sind wie erstarrt und gelähmt. Kaum fähig einer regeren Gemüthsbewegung in Freude und Leid, in Liebe und Haß, führen sie ein Scheinleben in der geisttödtenden Einförmigkeit ihrer Beschäftigungen und im ununterbrochenen Kampfe gegen Mangel, Hunger und Kälte, und verlassen endlich ohne Ueberwindung ein Leben, das sie kaum lieben konnten.

Achtes Kapitel.

Auf den kurzen, für die Bewohner von Nis'hne-Kolymsk an Mißgeschick aller Art reichen Sommer von 1821 folgte ein langer, für sie höchst qualvoller Winter, der auch uns bei der Unfähigkeit, dem allgemeinen Elende abzuhelfen, in eine peinliche Lage versetzte. Die größtentheils verunglückte Rennthierjagd und die durch die Ueberschwemmungen und den frühzeitigen Winter auch sehr kärglich ausgefallene Fischerei hatten über das ganze Land eine unvermeidliche Hungersnoth herbeigeführt. Dazu kam noch ein neues und in dieser Gegend fast unerhörtes Unglück, eine verheerende Seuche unter den Hunden, welche den größten Theil dieser nützlichen, ja unentbehrlichen Thiere wegraffte. Schon im Sommer zeigte sie sich längs den Flüssen Indigirka, Jana und Lena, und erreichte mit Eintritt des Winters auch die Ufer der Kolyma. Ich ließ schleunige Anstalten treffen, zu der bevorstehenden dritten Eisfahrt 96 gesunde Hunde zu erlangen, um sie nach dem großen und kleinen Tschukotschja-Flusse zu bringen und sie so vor der ansteckenden Seuche zu bewahren. Aber ehe wir das in Ausführung zu bringen vermochten, griff dieselbe so furchtbar um sich, daß wir mit aller Mühe nur 36 Hunde auftreiben und abschicken konnten. Die Sterblichkeit unter den Hunden wuchs mit der steigenden Kälte von Tag zu Tag und wüthete bald in allen Dörfern und Niederlassungen des Kolymskischen Kreises so heftig, daß da, wo es sonst von Hunden wimmelte, die Erscheinung eines dieser

Thiere eine Seltenheit war. Jetzt mußten die Bewohner sich selbst vor die Narten spannen, um ihr Brennholz aus dem Walde und die längs der Kolyma aufbewahrten Fischvorräthe herbeizufahren, und sahen sich überdies genöthigt, ihren Haupterwerbszweig während des Winters, die Jagd der Pelzthiere, aufzugeben, bei der sie der Narten nicht entbehren konnten. So war gleichsam ihr ganzes Dasein durch den Verlust der Hunde auf's Schwerste bedroht, und der Jammer unter den unglücklichen Besitzern grenzenlos. Unter solchem Elende traten wir in das Jahr 1822. Mit der abnehmenden Kälte schien auch die Seuche an Kraft zu verlieren, bis sie endlich ganz nachließ, aber die unglücklichen Bewohner von Kolymsk hatten über vier Fünftel ihrer einzigen und unentbehrlichen Hausthiere verloren. — Die Kosaken der hiesigen Staniza, bei denen verhältnißmäßig noch die meisten Hunde am Leben geblieben waren, boten mir freiwillig mit der lobenswerthesten Selbstentsagung 20 Narten, jede mit 12 Hunden bespannt, an. Ferner hatte ein Kosak in meinem Auftrage mit großer Mühe an der Indigirka 45 Hunde aufgetrieben und ebenfalls an den großen Tschukotschje gebracht. So besaßen wir zwar mit den dort befindlichen gegen 300 Hunde, doch waren leider darunter nur 60 zu einer weiteren Fahrt tauglich und zuverlässig, welche nur für fünf Schlitten ausreichten, die übrigen waren alle kraftlos und durchaus unbrauchbar. — Wir konnten nun nicht nach dem ursprünglichen Plane unsere Expedition in zwei Abtheilungen vornehmen, auch die Reisevorräthe nur nach Sucharnoje und nicht bis zu dem neuen Vorrathsmagazin an der großen Baranicha schaffen lassen.

Endlich war Alles so weit in Bereitschaft, daß ich am 10. März 1822 in Begleitung des Mitschmannes Matiuschkin, des Steuermannes Kosmin und eines Matrosen aufbrechen konnte, und wir erreichten am 12. Sucharnoje. Wir hatten nur fünf eigentliche Reisenarten, von besonderer Güte, für die ganze Dauer der Fahrt, und außerdem 19 Packnarten, die, wie früher, sobald sie geleert waren, zurückgeschickt werden sollten. Nachdem wir sie dort mit Lebensmitteln auf 40 Tage und Futter für die Hunde auf 35 Tage beladen hatten, begannen wir am 14. unsere Fahrt auf dem Eismeere. Am folgenden Tage erreichten wir den

großen Baranow-Felsen, wo wir uns mit so viel Treibholz versorgten, als unsere Narten Holz nur tragen konnten. Außerdem führten wir schon von Kolymsk aus Birkenholz mit uns und 4 Pud Fischthran, welcher nach hiesiger Weise mit Moos und Holzspähnen gebrannt wird, so daß wir auf beinahe 40 Tage mit Brennmitteln versorgt waren. Von der nördlichsten Spitze des genannten Felsen begannen wir unsere Meerfahrt in nordöstlicher Richtung. Mein Plan war, dieselbe beizubehalten bis zu der Mittagslinie des Vorgebirges Schelagskoj, daselbst, 150 Werst nördlich von demselben, einen Vorrathskeller anzulegen und dann meine Untersuchungen nach Osten, Norden und Nordwesten fortzusetzen. So wurde diese Reise eine Fortsetzung der vorjährigen und wir konnten hoffen, zu einem befriedigenden Ergebniß über das Dasein des vorgeblichen Landes im Norden zu gelangen. — Schon am ersten Tage litten unsere Packschlitten durch die Fahrt in den Torossen so sehr, daß wir einen ganzen Tag Zeit und einen großen Theil unseres Birkenholzes zu der Ausbesserung derselben verwenden mußten. Am 18. hörten die Torossen auf, dagegen ging unsere Fahrt über eine große, von 12 Fuß und darüber hohen Schneewellen durchfurchte Fläche, die unsere Hunde sehr ermüdete. In der Nacht stieg die Kälte bis auf 25 Grad. Am 20. langten bei heftigem Winde und Schneegestöber die Packnarten erst spät nach uns in der Nacht im Lager an, und zwei blieben ganz aus. Wir verbrachten die Nacht in der peinlichsten Unruhe wegen unserer armen Gefährten, zumal da es hier von weißen Bären wimmelte, deren einer Nachts in unser Lager einbrach und erlegt wurde. Erst am Morgen trafen die Vermißten bei uns ein. Durch das dichte Schneegestöber von uns getrennt, waren sie genöthigt gewesen, bei einbrechender Dunkelheit Halt zu machen, und hatten die sehr kalte Nacht ohne Feuer und fast ohne Nahrung in beständiger Furcht vor den Bären zugebracht, die sie nur durch ihr Geschrei und das Bellen der Hunde von sich abgewehrt hatten. Wir legten hier einen Vorrathskeller an und schickten drei Narten zurück. Am folgenden Tage erlegten wir einen Bären, der uns nachzog und schon drei unserer besten Hunde verwundet hatte. Einige unserer Nartenführer entschlossen

sich, ungeachtet des herrschenden Widerwillens gegen das Bärenfleisch, einige Stücke davon zu braten, und fanden es sehr wohlschmeckend. Am 23. erhob sich der früher beschriebene warme Wind, der die Kälte plötzlich bis auf 1½ Grad verminderte. Wir benutzten diese günstige Gelegenheit, unsere Wäsche und die vom Schnee durchnäßten Kleider zum Trocknen aufzuhängen. Die Geschäftigkeit, mit der ein Jeder das günstigste Fleckchen zu erwischen suchte, um seine Lumpen aufzuhängen, das Jubeln über den Genuß einer Luft, die man doch einathmen konnte, ohne zu erfrieren, — das Alles gab ein so seltsam komisches Bild, daß wir selbst es nicht ohne Lachen ansehen konnten.

In der Hoffnung, eine freiere Bahn zu finden, schlugen wir nun eine westliche Richtung ein, stießen aber bald auf nicht minder hohe und steile Torossen. Auf einer derselben riß der Anspann-Riemen; die Hunde flogen die Höhe hinab und ließen mich mit der Narte oben sitzen. Unglücklicher Weise trafen sie auf eine frische Bärenspur und ihrem Naturtrieb folgend, stürzte das ganze Gespann ihr nach. Alles Rufen war umsonst, und nach langem Suchen fanden wir sie endlich in einer Entfernung von vier Werst, wo sie mit dem nachschleppenden Riemen zwischen zwei Eisschollen hängen geblieben waren. — Die Mühseligkeiten, die wir am folgenden Tage, den 24., zu bestehen hatten, überstiegen alle früheren. Nur mit Hilfe von Brechstangen konnten wir uns durch eine dichte und hohe Torossen-Gruppe arbeiten, deren Eis von unglaublicher Festigkeit war. Bei jedem Schritte fast brach oder riß etwas an den Narten, die häufig in die tiefen Spalten und Schründe hinabstürzten. Menschen und Thiere wurden ungeheuer angegriffen und Keiner von uns blieb ohne Beschädigung. Nach fünfstündiger Anstrengung hatten wir erst fünf Werst zurückgelegt und mußten vor Erschöpfung schon Halt machen. Um uns daher noch der übrigen 13 Packnarten entledigen zu können, ließ ich wieder zwei große Vorrathskeller im Eise aushauen und die gefüllten mit Eisblöcken schließen, deren Fugen mit Schnee verkittet und mit Wasser übergossen wurden, das, bald gefroren, das Ganze zu einer den Bären unzugänglichen Masse verband. Die rückkehrenden Nartenführer waren voll Jubels und brachten, trotz aller

Ermüdung, den Rest des Tages unter Gesang, Tanz und allerlei Spielen hin.

Um einen nördlichen Ausweg aus den Torossen zu finden, theilten wir uns hier, und mit der Verabredung, nach drei Tagen bei den Vorrathskellern wieder zusammenzutreffen, schlug Herr von Matiuschkin eine mehr östliche und ich eine mehr westliche Richtung am 26. ein. Nach 14 Werst kam ich aus den Torossen des ewigen Eises zu jüngern, die sich durch ihre grünlich-blaue Farbe, nackte, spitze Gipfel und eine regelmäßigere Lage von den früheren unterschieden. Zu meinem großen Erstaunen erblickte ich alte Schlittenspuren, die ich bald für die von unserer vorjährigen Fahrt erkannte. Da wir aber noch wenigstens 35 Werst von dem westlichsten Punkte derselben nach unserer Berechnung entfernt waren, so ist es wahrscheinlich, daß jene ganze Eisfläche so weit nach Osten vorgeschoben worden ist. Am 27. glaubten wir nach Nord-Osten zwei Hügel zu erblicken. Je weiter wir in dieser Richtung vorrückten, desto mehr gewannen sie das Ansehen eines nicht sehr entfernten, flachgebirgigen Landes. Bald unterschieden wir deutlich die dazwischen liegenden Thäler und sogar einzelne Felsparthien. Wir wünschten uns schon gegenseitig Glück, das mit so vielen Beschwerden gesuchte Land endlich gefunden zu haben. Doch unsere schönen Hoffnungen fielen bald in ihr Nichts zurück. Mit der veränderten Abendbeleuchtung rückte unser neuentdecktes Land plötzlich in der Richtung des Windes fort, dann dehnte es sich nach allen Seiten aus, so daß wir in der Mitte eines rings von Bergen eingeschlossenen Landsee's zu stehen schienen. Es war eins der schon beschriebenen Trugbilder, die sich aus den dem Meere entsteigenden Dünsten und aus den feinen Eistheilchen bilden. — Da ich am folgenden Tage durchaus keine Verminderung der Torossen bemerken konnte, trat ich die Rückfahrt an, und erreichte am Abend des 29. wieder unsere Vorrathsniederlage, wo ich den Herrn von Matiuschkin schon vorfand, dessen Fahrt besonders durch vielen tiefen Schnee erschwert gewesen war.

Nach einer zweitägigen Rast schlugen wir daher, mit Vorräthen auf 20 Tage versehen, den von mir soeben befahrenen nördlichen Weg am 31. ein. Mit den schwerbeladenen Schlitten

ging unsere Reise nur langsam und unter mancherlei Ungemach vorwärts, so daß wir erst am siebenten Tage (den 6. April) den Punkt erreichten, an dem ich am 28. März umgekehrt und zu dem ich damals in nur 2½ Tagen gelangt war. Wir drangen von da weiter nördlich vor durch höhere und dichtere Torossen. Durch die anhaltenden starken Anstrengungen, deren wir, um uns Bahn zu machen, bedurften, wurde der uns begleitende Tschuktschen-Dolmetscher von so heftigen Magenkrämpfen befallen, daß wir uns entschließen mußten, ihn nach der Kolyma zurückzuschicken, obwohl wir wenigstens 250 Werst vom festen Lande entfernt waren. Ich fertigte den Kranken mit zwei Begleitern auf einer tüchtigen Narte mit doppeltem Vorspann ab und gab ihnen unser großes Reisezelt mit, während wir nur ein paar kleine Sommerzelte (pològi) zurück behielten. Unsere ganze Gesellschaft war jetzt auf fünf Personen mit drei Narten eingeschmolzen. Am 8. fuhren wir, nachdem wir Tags zuvor unter fünfstündigen Anstrengungen uns durch ein unabsehbares Labyrinth dichtstehender Torossen, deren tiefe Zwischenräume verrätherisch mit lockerem Schnee angefüllt waren, mit Hilfe unserer Brechstangen hindurch gearbeitet hatten, über eine ebene, mit Salzkrystallen bedeckte Fläche und erstiegen dann den Gipfel eines Eisberges, der uns eine weitausgedehnte Aussicht verstattete. Gegen Norden erblickten wir neue Torossenreihen von frischem Bruche und grünlicher Farbe, die den aufgethürmten Wellen des sturmbewegten Oceans glichen, und nach Süden zu, jenseits der eben zurückgelegten Ebene, die wie ein Fluß zwischen den Eisfeldern hinlief, hohe mit Schnee bedeckte Eisberge alter Bildung, deren Unebenheiten diesem Theile des Meeres das Ansehen eines von tiefen Schluchten durchfurchten Landes gaben. Der Gegensatz, den diese südlichen alten zu den nördlichen neuen Torossen bildeten, ließ uns vermuthen, daß wir hier die äußerste Grenze des sibirischen festen Ufereises erreicht und vor uns ein Meer hatten, das von keinem noch nördlicheren Lande begrenzt war.

Als wir am 9. wieder in einer der wildesten Torossen-Gruppen nach siebenstündiger, schwerer Arbeit doch nicht mehr als drei Werst vorgerückt waren, hielt ich, da der Zustand un-

serer Narten und Hunde uns täglich mit deren gänzlichem Verluste bedrohten, mit den beiden mich begleitenden Offiecieren eine Berathung. Sie erklärten, daß wenn das Eis auch noch weiterhin sicher wäre, wir doch unter diesen Umständen in einer ganzen Woche kaum 30 Werst vorwärts gelangen könnten. Ich beschloß daher unsere Umkehr, doch zuvor sollte Herr von Matiuschkin erst weiter nördlich das Eis prüfen und sich überzeugen, ob es wirklich unmöglich sei, weiter zu fahren. Am 10., nachdem wir in der Nacht das Krachen der sich lösenden Eismassen gehört hatten, kehrte er nach sechs Stunden wieder zurück und erzählte uns, daß, als er zehn Werst in gerader nördlicher Richtung vorgedrungen sei, der völlige Bruch des Eises und das offene Meer ihm jedes Weitergehen verboten habe. Dort war er Zeuge des großen Naturschauspiels gewesen, das nur in den Polargegenden stattfindet, und mit dem gewöhnlichen Eisgange der größten und reißendsten Flüsse durchaus gar nicht zu vergleichen ist. Er sah, wie das Eismeer sich seiner Fesseln entledigte, wie die ungeheueren Eisfelder von den tobenden Meereswogen fast senkrecht in die Höhe gerichtet, fortgetrieben, mit furchtbarem Krachen auseinander geschleudert und dann durch die Gewalt der schäumenden Wellen in die Tiefe hinabgeworfen wurden, von wo sie, durch das aufgeregte Element wieder gehoben, bedeckt mit dem durch sie aufgewühlten grünlichen Lehm des Meeresbodens, auf's Neue an der Oberfläche erschienen. Diese ungeheuere, in wilde Bewegung versetzte Eiswüste, diese Hunderte von Klaftern großen Eismassen, die wie leichte Brettchen auf- und abgeschleudert werden, das unaufhörliche donnerähnliche Krachen der berstenden dicken Eismassen, das Rauschen der dazwischen wüthenden Meereswogen, das Alles bildet ein Schauspiel, einzig in seiner Art, mit Nichts zu vergleichen, durchaus nicht zu beschreiben!

Wir befanden uns in 71° 52′ nördlicher Breite und 3° 23′ östlich vom großen Baranow-Felsen. Es war an kein Weitergehen zu denken; wir eilten zu unserem nächsten Vorrathskeller zurück, ehe der Eisbruch auch dahin gelangte, und versuchten nun in west-nord-westlicher Richtung vorzudringen. Doch schon am folgenden Tage (den 11. April) vernahmen wir ein dem

entfernten Donner ähnliches Getöse und sahen nördlich an vielen Punkten dichte, blaue Dünste säulenartig sich erheben — ein deutliches Anzeichen von dem Aufbrechen des Meereises, und am 12. wurde das Eis zuletzt sehr dünn, stark geborsten und mit Salzwasser bedeckt. Wir befanden uns jetzt in 72° 2′ nördlicher Breite und 262 Werst in gerader Richtung vom großen Baranow-Felsen. Die Meerestiefe betrug 14½ Faden, und der Grund bestand nicht, wie insgemein, aus grünlichem Lehm, sondern aus Kies. So mußten wir auch diese Richtung verlassen, aber auch in ihr hatte sowohl die Beschaffenheit des Eises als die regelmäßig zunehmende Tiefe des Meeres unsere fortschreitende Entfernung vom festen Lande angezeigt, und wir glaubten daraus den Schluß machen zu dürfen, daß, wenn das gesuchte Land wirklich vorhanden wäre, wir von der sibirischen Küste aus höchstens die Hälfte des Wegs zu ihm zurückgelegt hätten, obwohl, wie später die Erfahrung uns lehrte, nicht immer das Meer je näher dem Lande desto mehr an Tiefe abnimmt. Auf dem gleichen Wege zurückkehrend, langten wir am 13. April da an, wo wir am 6. übernachtet hatten. Nach einem Rasttage nahmen wir nun eine ost-süd-östliche Richtung in der Absicht, die Mittagslinie der Landspitze Schelagskoj zu erreichen, von der das angebliche Land gerade nach Norden liegen sollte. Nach einer siebentägigen beschwerdevollen Fahrt, auf der uns hohe Torossenreihen und offene Stellen im Meere öfter die eingeschlagene Richtung zu ändern nöthigten, erblickten wir endlich am 22. April, nachdem ein dichter Nebel sich zertheilt hatte, südlich in einer Entfernung von 87 Werst die schwarzen, schroffen Felsen des Kap Schelagskoj. Wir konnten uns hier überzeugen, daß in der Mittagslinie dieses Kaps wenigstens in einer Strecke von 130 Werst nördlich von demselben kein Land liegt.

Die Vorräthe neigten sich zu Ende und wir waren noch 200 Werst von unserem Vorrathskeller entfernt. Nach einer viertägigen Fahrt in westlicher Richtung erreichten wir ihn am 27. An den starkbenagten Eisblöcken und dem aufgewühlten Schnee war deutlich zu sehen, daß die Bären indessen viele ernstliche, aber zum Glücke vergebliche Versuche gemacht hatten,

sich unserer vergrabenen Schätze zu bemeistern. Nach einem Rasttage fuhren wir auf unserem alten Herwege durch den indessen fester gewordenen Schnee so rasch vorwärts, daß wir binnen zwei Tagen 105 Werst zurücklegten und den 1. Mai Abends glücklich die Küste erreichten, wo wir unser Nachtlager zwischen dem großen und dem kleinen Baranow-Felsen aufschlugen.

Trotz unserer Ermüdung waren wir doch schon mit der ersten Morgendämmerung wach, um uns an dem lange entbehrten Anblick der schon von ihrer Schneedecke befreiten Erde zu erfreuen; ein Gefühl, das sich nicht beschreiben läßt! Schon der Seemann freut sich, wenn er nach langer Fahrt wieder einmal Land erblickt, wie viel mehr wir, die wir 49 Tage auf dem todten, starren Eismeere umhergeirrt waren, und, von ewigem Eis und Schnee umgeben und unaufhörlich mit Gefahren, Kälte und Mangel an allen Lebensbedürfnissen und Bequemlichkeiten kämpfend, als einziges Obdach gegen Polarfrost und Stürme nur ein leichtes Zelt und oft nicht einmal Feuer zur Erwärmung unserer erstarrten Glieder gehabt hatten. Das Alles war nun glücklich überstanden und wir begrüßten froh die heimische Erde und die Uferberge, die trotz ihrer Nacktheit unserem ermüdeten Blicke malerisch und freundlich erschienen. Das kümmerliche, falbe Moos, der niedrige, blätterlose Strauch, das Gezwitscher der hier und da umherflatternden Vögelchen — Alles dünkte uns köstlich und schön, denn es verkündigte uns den Frühling und unsere Wiederkehr in eine belebte Natur, und freudig wünschten wir uns gegenseitig Glück zu dem Ende unserer diesmaligen Mühseligkeiten.

Am 4. Mai langten wir in Pochodsk an. Hier wartete meiner in dem unerwarteten Zusammentreffen mit meinem Freunde und Dienstgefährten, dem Lieutenant Anjou, der eben von Neu-Sibirien kommend mit seiner Expedition hier eingetroffen war, eine frohe Ueberraschung. Diese Freude aber wurde leider durch den Anblick des uns umgebenden Jammers sehr getrübt. Sechs halbverhungerte Tungusen-Familien hatten in der höchsten Verzweiflung ihre Steppen verlassen und waren mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte hierher gekommen, in der Hoffnung, Rettung

vor dem Hungertode zu finden. Aber auch die hiesigen wenigen Einwohner waren fast in einer ähnlichen Lage und fristeten ihr elendes Leben mit den widernatürlichsten Gegenständen. Wir theilten den ganzen Rest unserer Vorräthe unter diese Unglücklichen aus mit dem lohnenden Bewußtsein, viele derselben von dem Hungertode zu erretten. Am 5. Mai zogen wir wieder in Nis'hne-Kolymsk ein, nach einer Abwesenheit von 57 Tagen, während welcher wir 1355 Werst zurückgelegt hatten. Die Bewohner hatten den Ort verlassen, um ihren Sommerbeschäftigungen nachzugehen, und wir fanden auch diesmal nur einen wachhabenden, invaliden Kosaken und eine alte Bürgersfrau, die beständige Hüterin des Ortes, vor, die uns nach alter Sitte mit einem frischgebackenen Kuchen empfing. Am 22. Mai begann hier der Eisgang, nachdem der Strom 259 Tage mit Eis bedeckt gewesen war. Darauf trat die gewöhnliche Ueberschwemmung ein, die uns auf die platten Dächer der Häuser zu flüchten nöthigte, wo wir, die einzigen lebenden Wesen der ganzen Gegend, umringt von allen unseren Sachen, Vorräthen und Hunden, unter freiem Himmel das Ende dieser Sündfluth erwarteten. Derselben alljährlich gewärtig, ermangeln die Bewohner nie, ehe sie im Frühling den Ort verlassen, alle ihre Habseligkeiten auf die Dächer zu bringen, die dann, mit allerlei Hausrath, Schlitten und Kisten bedeckt, nebst den dazwischen herumrudernden Böten einen höchst sonderbaren Anblick gewähren. Am 31. Mai begann das Wasser zu fallen, unsere Wohnungen aber blieben noch lange naßkalt und dumpf, bis sie das eingesaugte Wasser allmählig verdunstet hatten.

Neuntes Kapitel.

Ich hatte diesen Sommer zu Vorbereitungen für die Eisfahrt des nächsten Winters bestimmt, deren Mittelpunkt unser neuer, am Ausflusse der großen Baranicha erbauter Balagan sein sollte, sowie zur Aufnahme der Meeresküste vom Ausflusse der

Kolyma bis zum großen Baranow-Felsen und zur nochmaligen astronomischen Bestimmung der vornehmsten Küstenpunkte.

Nach dem genannten Balagan schickte ich am 11. Juni vier zuverlässige Leute mit dem Auftrag ab, dort einen Karbaß (großes Boot) zu erbauen, einen möglichst großen Vorrath von Fischen für die Winterexpedition zu fangen und aufzubewahren, und daneben auch mit der Gänse- und Schwanenjagd sich zu beschäftigen. Ich selbst fuhr mit dem Lieutenant Anjou, dem Mitschmann Matiuschkin und dem Steuermann Kosmin am 23. Juni auf unserem Boote Kolyma den Strom hinab. Nachdem in Pochodsk Herr von Anjou sich von uns getrennt hatte, um mit drei Begleitern zu Pferde seine Reise nach der Indigirka fortzusetzen, erreichten wir am 26. am rechten Ufer der Kolyma die felsige Landspitze Krest, das Kreuz genannt, wo sich einige russische Familien der Fischerei wegen niedergelassen hatten. Die Lage dieses Punktes ist so sehr vor der von Nis'hne-Kolymsk begünstigt, daß die Versetzung dieses Städtchens hierher von dem größten Nutzen für dessen Bewohner sein würde. Das hochgelegene Uferland ist nie den Ueberschwemmungen ausgesetzt, an ihm giebt es Treibholz von vorzüglicher Gattung und in der Umgegend schöne Weideplätze, die selbst für den Winter hinlänglich Heu für die Pferde liefern können. Ueberhaupt ist die Pflanzenwelt hier weit kräftiger und mannigfaltiger, und es gedeihen allerlei nützliche Kräuter und Beeren. Endlich liegt auch Krest ziemlich im Mittelpunkte der Dörfer und Niederlassungen, die mit dem Städtchen in Verkehr stehen, und die Lage und Umgebung ist viel freundlicher, geschützter und gesunder als die von Nis'hne-Kolymsk.

Nach einer Fahrt von 15 Werst gelangten wir zu der Mündung des kleinen, an den sogenannten Weißen Felsen entspringenden Flusses Pantelejewka, den uns 12 vor unser Boot gespannte Hunde 17 Werst bis zu dem Dorfe Pantelejewa aufwärts zogen. Es liegt auf dem linken Ufer des Flüßchens in einer mit fischreichen Seen bedeckten und mit üppigem Grase bewachsenen weiten Fläche, während auf dem rechten sich der Berg Pantelejew mit seinen beiden Gipfeln in einer Entfernung von acht Werst erhebt. In dem zur Winterszeit

von sieben Familien bewohnten Dorfe trafen wir den rastlos thätigen Kaufmann Beres'hnoj, meinen Reisegefährten auf der zweiten Eisfahrt, der uns aus einer großen Verlegenheit half, indem er uns zu unserer ferneren Reise zehn seiner Pferde überließ, ohne dafür eine Entschädigung anzunehmen. »Sie reisen auf Befehl des Kaisers und zum allgemeinen Nutzen,« sprach der wackere Russe, »wie sollte ich da Bezahlung nehmen; Gott hat mich gesegnet — ich brauche das nicht.« Dabei blieb er. Er war auf einer Reise nach der Tschaunbucht begriffen, um dort Mammutsknochen zu suchen, und da Herr von Matiuschkin auch jene Gegenden besuchen sollte, so machten sie die Reise zusammen. Von ihr ist im folgenden Abschnitte die Rede.

Wir benutzten die heitere und milde Witterung zur Besteigung des Pantelejew-Berges, zu dem das Land allmählig aufsteigt. Bis auf die Spitze führt ein gebahnter Fußsteg, den die Mädchen gehen, um die an den Berghängen reichlich wachsenden Rauschbeeren zu sammeln. Leider ist der dichte Lerchenwald, welcher einst die Südseite bedeckte, vor 50 Jahren durch einen furchtbaren Waldbrand verzehrt worden, der sich von den beiden Aniuj-Flüssen bis an die nördlichste Grenze der Waldungen erstreckte. Merkwürdiger Weise hat hier vor 2 Jahren ein neuer Lerchenanwuchs begonnen, durch dessen lichtes Grün eine Menge buntfarbiger Blumen hervorschimmerten. Weiter hinauf wuchs Thymian, Kamille und andere Kräuter und noch höher rankte längs dem steinigen Boden die sibirische Zwergceder und niedriges Gesträuch, welches zuletzt kaum noch von dem dazwischen stehenden Grase zu unterscheiden ist. Den nackten Boden des Gipfels endlich bedeckten nur noch einige graue Moosgattungen. Reichlich wurden wir für unsere Anstrengung durch die ausgedehnte Aussicht entschädigt, die sich fast nach allen Richtungen 300 Werst weit erstreckt. Von Nordwest nach Süden dehnte sich von den Mündungen der beiden Aniuj und dem linken Ufer der mit Inseln besäeten Kolyma, deren Lauf wir bis in das Meer verfolgen konnten, die weite, unabsehbare Tundra mit ihren zahllosen Landseen aus. Im Norden ragte über flachen Höhenzügen die Berggruppe von Sucharnoj mit ihren von ewigem Eis und Schnee bedeckten Gipfeln hervor, und noch weiter hinauf wur-

den die schwarzen, zackigen Spitzen der längs der Meeresküste hinlaufenden Felsen sichtbar. Gegen Osten erhoben sich die weißen Felsen, und im Süden und Südosten schweifte das Auge über eine weite Fläche zu den fernen, längs den Ufern der Aniuj und Tunkina hinlaufenden Berge. — Der Berg erhebt sich nach unserer Messung 1491 Fuß über Nis'hne-Kolymsk. Die Nacht darauf legten sich schwarze Wolken um denselben und am Morgen war die obere Hälfte mit dichtem Schnee bedeckt, während unten der Regen in Strömen herabfiel.

Dieses Unwetter hielt bis zum 1. Juli an, wo ich meine Reise nach der Meeresküste und den Baranow-Felsen fortsetzte. Im unerfreulichsten Gegensatze zu der freundlichen Gegend, die wir nun verließen, bildete der den Nordwinden blosgestellte Landstrich jenseits des Pantelejew eine traurige Wüste, zwischen deren falbem Moose und vom Frost-gegilbtem, spärlichem Grase die von den Waldbränden übrig gebliebenen schwarzen Baumstümmel hervorragten. Am 2. erreichten wir das Ufer der kleinen, aber reißenden Philippowka, die an den weißen Felsen entspringt und deren Lauf wir nun verfolgten. Hier fanden sich wieder ziemlich kräftige Lerchenbäume und Lerchenweiden, auch Rauschbeeren und die sogenannte Knäscheniza (rubus arcticus), deren Pflanze der Erdbeere, die Frucht aber an Gestalt der Brombeere gleicht und der ein überaus feiner, würziger Geschmack und Geruch eigen ist, wie man ihn unter diesem Himmelsstriche nicht erwarten sollte. Früher war das Flußthal durch die Menge der in ihm einheimischen Elennthiere berühmt. Durch den großen Waldbrand im Jahre 1770 wurden sie fast ganz verscheucht, fanden sich aber in der Folge wieder so zahlreich ein, daß im Winter 1812 allein die Bewohner des Dorfes Pantelejewa 70 Stück schossen. Doch das war die letzte glückliche Jagd, und jetzt ist im ganzen Kolymskischen Kreise die Erscheinung eines Elennthieres eine große Seltenheit. Das Verschwinden dieses Thieres ist für die an Nahrungsmitteln so höchst arme Gegend ein großer Verlust. In der Breite von 69° 5′ hört aller Wald auf und es beginnt die sogenannte steinige Tundra, eine von Bäumen ganz entblößte und mit großen Steinen und Felsen besäete Haide, die nach allen Seiten von hohen, mit ewigem Schnee

bedeckten Bergen umgeben ist. Das genannte Flüßchen verlassend, schlugen wir über sie am 4. unsern Weg ein. Endlich erschloß sich uns am 6. von einem Hügel eine weite Aussicht auf das Meer, wo nach Norden hin große Eisberge umherschwammen, während im Osten die Wasserfläche bis an die Küste des Festlandes mit einer unbeweglichen Eisdecke überzogen war.

Wir erreichten den Strand bei dem kleinen Baranow-Felsen, da wo der Capitain Billings während seiner Expedition gelandet war, und fanden das von ihm errichtete Kreuz mit der einfachen Inschrift: »Im Jahre 1787 am 12. Juli«, noch ganz unversehrt. Hier, wo jener Seefahrer seine Breitenbeobachtungen vor 55 Jahren anstellte, ließ ich unser Lager aufschlagen, um dieselben zu wiederholen. Darnach ergab sich die nördliche Breite dieses Ortes 69° 38′ und die östliche Länge 162° 49′. Auch an drei andern Punkten, wo Capitain Billings am kleinen und am großen Baranow-Felsen seine Breitenbeobachtungen angestellt hatte, that ich ein Gleiches, und es ergab sich dabei durchschnittlich ein Unterschied von 15′. — Von einem Bergrücken gewahrten wir in einem grasreichen Thale ansehnliche Heerden wilder Schafe, die sich vorzugsweise gern bei diesen Felsen aufhalten, deren steile, fast senkrechte Wände sie mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit ersteigen. Inzwischen machten wir auch aus Mangel an Nahrungsmitteln einen Abstecher nach einem der zahlreichen Landseen mehr landeinwärts, wo gewöhnlich viele wilde Gänse nisten, und erlegten deren in kurzer Zeit 17 Stück. Weit zahlreicher sind sie aber seit einigen Jahren an den Ufern der Indigirka, wo deren jeden Sommer mehrere Tausende erlegt werden. Man pflegt sie dort gewöhnlich heerdenweise in eine leere Sommerwohnung hineinzutreiben und dort zu schlachten. Um sie auf freiem Felde mit Knitteln zu erschlagen, müssen die Jäger sehr behende sein, denn obwohl die mausernden Gänse wegen der mangelnden Schwingfedern nicht fliegen können, so sind sie doch bei ihrem schnellen Laufe über die Tundra kaum einzuholen. Wenn sie sich gefährdet glauben, so recken sie den Hals aus und stecken, wie der Strauß, den Kopf zwischen die kleinen Mooshügelchen. Dabei liegen sie so unbeweglich da, daß ein ungeübter Jäger sie für todt hält. Gemeiniglich halten sie

sich in ziemlich großen Heerden zusammen, deren jede ihren eigenen Führer hat, den die übrigen nur in der größten Gefahr verlassen. Noch stießen wir an der Mündung eines Flüßchens auf eine große Heerde dieser Vögel. Als sie uns aber ansichtig wurden, erfüllten sie die Luft mit ihrem kreischenden Angstgeschrei und schwammen an der Mündung über eine offene Stelle bis nach der das Meer bedeckenden Eisfläche, auf welcher sie mit unglaublicher Schnelligkeit weiter liefen. Auch die Renuthiere flüchten sich auf diese Art vor ihren Verfolgern auf die Eisfläche des Meeres. Desgleichen sahen wir auch eine zahllose Menge wilder Rennthiere an der Südseite des großen Baranow, die bei dem Gebelle unserer Hunde eiligst die Flucht ergriffen. Die mit Rennthierhaaren bedeckte Ebene bestätigte uns die Versicherung unserer Führer, daß diese Thiere, wie die Gänse, an der Seeküste ihre Haarungszeit abwarten, um sich vor den Mücken zu bergen.

Nach Beendigung unserer Untersuchungen zogen wir längs der Küste östlich vom großen Baranow-Felsen hin, dessen Umgebungen unwillkürlich zum Trübsinn und zur Schwermuth stimmen. Rauhe, düstere Felsenberge und Eisblöcke, von denen landeinwärts sich der durch die unsägliche Einförmigkeit ermüdete Blick in öden, unübersehbaren Ebenen ohne Baum und Strauch verliert und nach Norden über die noch ödere, unbegrenzte Eisfläche des Meeres schweift, Todtenstille, die selten ein Zeichen thierischen Lebens und sonst nur das Brausen des Sturmes und der dumpfe Donner berstender Eismassen unterbricht, das Alles übt einen niederschlagenden Einfluß auf das Gemüth, dessen es sich auf die Dauer nicht erwehren kann. Unser Weg führte uns auf der mit zahlreichen Landseen bedeckten Tundra über drei Flüsse, die in geringer Entfernung von einander und in fast gleicher Richtung ihres Laufes sich zwischen großen Eisblöcken in's Meer ergießen. Als wir am 14. Juli über den breitesten und tiefsten derselben zogen, wurde das Pferd des Herrn Kosmin scheu und warf ihn mitten im Strom ab. Schwimmend erreichte er das Ufer und wechselte sogleich Kleider und Wäsche. Um aber sein Blut wieder in gehörigen Umlauf zu bringen und eine ernstliche Erkältung zu vermeiden, ritten und gingen wir die ganze Nacht

hindurch und erreichten nach einem 18stündigen Marsche den am linken Ufer der großen Baranicha bei ihrer Mündung erbauten Balagan der Expedition. Er besteht aus einer geräumigen Wohnstube mit einem Feuerherde und einer daran gebauten Scheune für allerlei Vorräthe. Der Fluß ist hier 1 Werst breit, aber so flach, daß sich in seiner Mitte öfter trockene Sandbänke zeigen. Im Süden erblickt man eine Kette mit ewigem Schnee bedeckter Gebirge, aus denen sowohl die große, als die 35 Werst weiter östlich in's Meer mündende kleine Baranicha entspringen. Beide Flüsse haben von den Eingeborenen diesen Namen erhalten, weil sich an deren Ursprunge sehr viel wilde Schafe (barány) einfinden, die ihnen im Winter eine einträgliche Jagd gewähren. Etwa 1 Werst abwärts von unseren Gebäuden fanden wir die Spuren einer ehemaligen Tschuktschen-Ansiedelung, große Haufen halbverbrannter Rennthierknochen und Geweihe, einiges zerbrochene Hausgeräth und unter anderen eine recht gut aus Basalt gearbeitete Thranlampe.

Unsere hierher geschickten Leute trafen wir alle gesund und wohlbehalten an. Sie erzählten uns zwar von allerlei Streifereien der Tschuktschen und sogar von nächtlichen Besuchen derselben, die aber bei der allgemeinen Furcht vor diesem Volke wohl nur in der Einbildung der guten Leute stattgefunden hatten. Erst folgenden Tages spät in der Nacht langten unsere Jakuten mit den Packpferden an. Die durch die Erscheinung eines großen, schwarzen Bärs erschreckten Pferde hatten sich losgerissen und auf der Tundra verlaufen, so daß die Leute nur mit vieler Mühe ihrer habhaft werden konnten. Das sämmtliche Gepäck war dabei in's Wasser gefallen und Vieles verdorben. Wir benutzten die Zeit unseres hiesigen Aufenthalts theils zur Fischerei, theils zu zahlreichen Ausflügen, um die Gegend kennen zu lernen und zu jagen. Auf einem derselben fuhren wir mit unserem neuerbauten Boote in die 20 Werst östlich von uns befindliche Mündung des Flüßchens Kosmina ein. Trotz des Sommers war nur in der Mitte Fahrwasser, während an den Ufern noch starke und feste Eisränder standen. Diese lösten sich aber bald nach unserer Einfahrt und versperrten den ganzen Fluß so, daß wir nicht zurück konnten und ganze drei Tage ohne Obdach und Schutz

gegen den häufig herabströmenden Regen zubringen mußten, bis endlich ein günstiger Südwind die Eisschollen auseinandertrieb und uns einen Durchweg eröffnete. In dieser Gegend hat das Eismeer seine vormaligen Reichthümer verloren, von denen man nur noch die verwesenden Ueberreste längs der Küste antrifft. Hier stößt man auf ganze Haufen altes Fischbein, dort auf halb verwitterte Wallfischgerippe und dann wieder auf halb verweste Stämme Treibholz. Wahrscheinlich war das Meer an dieser Küste früher vom Eise freier und gestattete daher besser die Annäherung dieser schwimmenden Gegenstände.

Während dieser ganzen Zeit war das Wetter mehr trübe und nebelig als heiter. Der wärmste Tag war der 24. Juli, an welchem wir um Mittag 10 und um Mitternacht noch 9½ Grad Wärme hatten. Wir wurden an die warmen Sommernächte eines südlicheren Himmelsstriches erinnert; nicht das leiseste Wehen des Windes störte die vollkommene Ruhe der Luft, nur starke Donnerschläge im Osten unterbrachen von Zeit zu Zeit die feierliche Stille. Ein dichter Nebel war endlich die Folge von dieser ungewöhnlichen Luftbeschaffenheit. Am Morgen des 26. erreichte das Quecksilber eine Höhe von 16 Grad, fiel aber gegen Mittag schon wieder auf 9 Grad, und um 5 Uhr Abends hatten wir einen starken Platzregen und ein heftiges Gewitter. Bald darauf waren es nur noch 2 Grad Wärme und um Mitternacht schon 1 Grad Kälte. Hiermit schien der kurze Sommer sich wieder abwärts zu neigen; dichte Nebel hüllten uns beständig ein; das Quecksilber stieg um Mittag selten über 3 Grad und war Nachts immer unter dem Gefrierpunkte. — Nirgends, weder hier, noch an andern Punkten dieser Küste, haben wir eine regelmäßige Ebbe und Fluth bemerken können. Der Westwind verursacht eine Strömung längs der Küste; dann nähern sich die Eisschollen derselben, und das Wasser steigt auf 3 bis 4, auch wohl mehr Fuß, bis ein Landwind es wieder zurückdrängt, oder es durch eine Windstille wieder seinen natürlichen Stand erhält. — Das Meereis verloren wir nie aus dem Gesichte; es schien am fernen Gesichtskreise unbeweglich zu stehen. An windstillen Tagen hörten wir deutlich aus der Ferne das Krachen der durch den Eisbruch zusammenstürzenden Eisberge. Ich wurde dadurch noch

in meiner früheren Vermuthung bestärkt, daß das Eis, in dem wir im verflossenen Frühlinge unsern großen Vorrathskeller angelegt hatten, ein ewiges, d. h. ein fest- und unbeweglich stehendes ist.

Nachdem ich die östliche Länge unserer Niederlassung auf 166° 40′ und die westliche Breite auf 69° 30′ berechnet hatte, setzte ich am 31. Juli mit zwei Begleitern und 4 Pferden meine Reise weiter fort. Meine Absicht war, längs der großen Baranicha bis zu ihrem Ursprunge zu gehen und mich dann nach dem kleinen Aniuj und der Kolyma zu wenden. Am ersten Tage trafen wir auf eine große Menge von Steinfuchshöhlen, die alle mit junger Brut besetzt waren. Es ist höchst sonderbar, daß nach den Beobachtungen der Eingeborenen in regelmäßigem Wechsel von drei zu drei Jahren sich die Steinfüchse ungemein vermehren, und so hatten die diesjährige Fruchtbarkeit derselben die Tungusen schon vor zwei Jahren vorausgesagt. Am folgenden Tage gelangten wir bald aus den Hügeln in eine mit unzähligen Seen besäete Ebene und schlugen am linken Ufer des hier ungefähr 20 Faden breiten Stromes, 38 Werst von seiner Mündung, unser Lager auf. In dem aus schwarzem Schiefer und Grünstein-Porphyr bestehenden Gerölle des rechten, felsigen Ufers fanden wir auch Feuerstein, dunkelrothen Jaspis und Karniole, letztere von ziemlicher Reinheit und schöner Farbe. — Wir zogen am 2. August in südlicher Richtung über Felsenhügel und eine Bergkette, an deren südlichem Abhange die Baranicha sich in zwei Arme theilt, und folgten dem westlichen und, als am folgenden Tage sich dieser wieder in drei Arme theilte, dem mittleren. Das Thal verengte sich immer mehr, und bald fanden wir uns von hohen Bergen eingeschlossen, deren nackte, steile Wände sich über finstere, mit Schnee angefüllte Schluchten, nicht selten weit überhängend, erhoben. Mit unsäglicher Mühe erreichten wir erst spät in der Nacht den Gipfel dieses Gebirges. Er bestand aber aus einem nur an der Oberfläche gefrorenen, tiefen Morast, der uns kein trockenes Weide- und Lagerplätzchen darbot, und so sahen wir uns genöthigt, noch 7 Werst weiter zu ziehen. Diese Höhe bildet die Wasserscheide zwischen der Baranicha und dem kleinen Aniuj. Wir folgten einem aus dem Morast entspringenden, südwärts dem Poginden' zufließenden Bache.

Am 4. wurde ich durch ein mir ganz neues und in seiner Art schönes und großartiges Schauspiel ergötzt. Zwei unabsehbare Rennthierzüge, auf ihrer Rückwanderung begriffen, zogen nicht weit von unserem Lagerplatze die Hügel hinab und über die Ebene hin den Wäldern zu, die sie den Winter über bewohnen. Dicht aneinandergedrängt, bildete jeder Zug eine große, nach vorn sich verengende Masse, die langsam und majestätisch daherwogte und mit ihren breitgezackten, hohen Geweihen einem entlaubten, wandelnden Walde glich. An der Spitze des Zuges ging als Anführer ein vorzüglich großes Thier, welches immer eine Rennthierkuh, nie ein Bock sein soll. Hinter der einen Heerde schlich ein Wolf her, der nur den Augenblick zu erwarten schien, wo ein schwächeres Thier etwas zurückblieb, um sich desselben zu bemächtigen. Dem andern Zuge folgte in einiger Entfernung ein großer, brauner Bär, der sich damit begnügte, von Zeit zu Zeit mit vieler Geschicklichkeit ein Mäuschen unter dem lockeren Boden hervorzuscharren und zu verspeisen. Dieses harmlose Geschäft trieb er so emsig, daß er sich dabei nicht im Mindesten durch unsern Anblick stören ließ. Nur mit vieler Mühe konnten wir unsere Hunde ruhig erhalten, denn ihr Bellen würde den Zug verscheucht und die am kleinen Aniuj auf denselben lauernden Rennthierjäger um ihre zum Leben so nöthige Beute gebracht haben. Der ganze Zug dauerte über zwei Stunden; als er an uns vorüber war, brachen wir auf.

Am 5. August wurden wir, indem wir unsern Weg nach Westen im Flußthale des Poginden' verfolgten, in 68° 36½' nördlicher Breite, durch den lang entbehrten Anblick eines Wäldchens erfreut und am 6. erblickten wir in dem erweiterten Thale längs dem in sanften Windungen sich hinschlängelnden Flusse lichtgrüne Gruppen hoher Weidengebüsche und schlanke, kräftige Espen, die mit dem dunkleren, bläulichen Grün der Lerchenbäume abwechselten. Die dahinter emporragenden schwarzen Felsen und die immer noch sehr ärmliche Natur verloren darüber in unsern Augen ihre Düsterkeit, und jedes Blättchen, jeder Grashalm schien uns freundlich und heimisch zuzuwinken. Am folgenden Morgen erhob sich ein scharfer Ostwind, der Nachmittags sich zum Sturm steigerte, so daß wir nur mit Mühe uns

auf den Pferden erhalten konnten und diese selbst oft strauchelten und taumelten. Doch setzten wir mit aller Anstrengung unsern Marsch fort, um möglichst bald menschliche Wohnungen zu erreichen, da unsere Lebensmittel alle zu Ende waren. Nach 16 Werst versagten unsere müden Pferde den Dienst. Eins war so angegriffen, daß ich es zu verlieren befürchtete, und mich daher genöthigt sah, hier zwei Tage zu rasten. Der Sturm hatte sich indessen zwar gelegt, aber am 8. regnete es heftig und am 9. fiel ein starker Schnee. Das Schlimmste war aber, daß davon der Fluß in kurzer Zeit so ungeheuer anschwoll, daß er das ganze Thal überschwemmte und wir auf der kleinen Anhöhe, wo unser Zelt stand, wie auf einer Insel von allen Seiten mit Wasser umgeben waren. Auch dahin würde das Wasser gedrungen sein, wenn uns nicht ein starker Frost aus dieser peinlichen Lage befreit hätte. Am 10. zogen wir bei dichtem Schneegestöber weiter, um gerade nach Süden zu den kleinen Aniuj baldmöglichst zu erreichen; doch vergeblich suchten wir nach einer Furth, um über den Poginden' zu gehen. Wir mußten zwei Werst von dem letzten Nachtlager bei einem Wasserfalle Halt machen, wo wir am andern Morgen, als das Wasser etwas gefallen war, glücklich übersetzten. An einem in den Poginden' fallenden Flüßchen stiegen wir zwischen Gebüsch und jungen Lerchenbäumen aufwärts. Seit vier Tagen hatten wir nichts als getrockneten Roggenzwieback und Thee als Nahrung zu uns genommen und hofften hier eine reiche Beute an Rebhühnern machen zu können, aber nur eines einzigen konnten wir habhaft werden und mit getäuschten Hoffnungen und hungrigen Magen zogen wir weiter.

Als wir am 13. August erwachten, wurden wir durch die höchst unerfreuliche Entdeckung überrascht, daß unsere Pferde, die wie gewöhnlich auf einer nahe gelegenen Wiese gegrast hatten, in der Nacht alle bis auf eins, das alt und kraftlos war, verschwunden waren. Wahrscheinlich hatte ein Bär oder Wolf sie versprengt. Wir suchten sie nach allen Seiten den ganzen Tag und kamen erst spät in der Nacht unverrichteter Sache und sehr ermüdet zu unserem Zelte zurück. Hier konnten wir uns nicht einmal durch Speise und Trank stärken, denn unser Zwieback war zu Ende und Thee und Zucker unsere einzigen Lebensmittel.

Dazu kam noch eine in unserer Lage nicht minder wesentliche Unannehmlichkeit. Der uns als Wegweiser begleitende Jukahir erklärte, daß er durchaus gar nicht mehr wisse, wo wir uns eigentlich befänden. Er wußte nicht einmal anzugeben, ob wir zu weit nach Osten oder nach Westen gerathen seien, und hatte so vollkommen den Kopf verloren, daß er sogar den Fluß Pogindeu' nicht erkannte.

Am 14. verbargen wir unser Zelt und den größten Theil unserer Sachen an einem leicht wiederzufindenden Orte und nahmen nur unsere Theegeräthschaften, einen Kessel und meine Instrumente mit; hiermit beluden wir das uns treugebliebene alte Pferd und machten uns früh Morgens, bei ziemlich dichtem Regen und scharfem Winde, zu Fuße auf den Weg. Unter beständigem Regen mußten wir durch Sümpfe waten, über ziemlich tiefe, reißende Bäche auf in der Eile zusammengeworfenen Stegen gehen und uns durch Gebüsch und stachliches Strauchwerk einen Weg bahnen. Nach 8 mühevollen Stunden hatten wir nicht mehr als 15 Werst gemacht, waren aber so ermüdet, daß wir schon Halt machen mußten. Der Regen hörte auf; wir zündeten ein Feuer an, um unsere Kleider etwas zu trocknen, genossen etwas Thee und verbrachten die Nacht unter freiem Himmel. Am Morgen stellte sich der Hunger bei Allen immer dringender ein. Wir hofften in den Vorrathslöchern der Mäuse die in Sibirien unter dem Namen Makarscha bekannte, süßliche und mehlige Wurzel zu finden, die den Jukahiren oft aus der Noth hilft, aber vergeblich. Endlich mußten wir unsere Zuflucht zu einem andern hiesigen Ersatzmittel der Nahrung, zur Baumrinde, nehmen. Wir schnitten die innere, weiche Rinde eines jungen Lerchenbaumes in kleine Stücke und kochten dieselben in unserem Kessel so lange, bis sich die Oberfläche des Wassers mit Harz überzog. Nachdem dieses rein abgeschöpft war, würzten wir den Brei mit Salz und Pfeffer, und ich muß gestehen, daß das neue Gericht sich bei solchem Hunger recht gut essen ließ. — Auch an diesem Tage regnete es abwechselnd, doch aber setzten wir zeitig unsere Reise fort. Die Hügel wurden allmählig höher und gestalteten sich zu hohen, senkrechten Bergen. Ein ununterbrochener Marsch von 13 Werst brachte uns auf den höchsten

Gipfel der Bergkette. Wie groß war unsere Freude, als wir im Süden vor uns ein tiefes Thal und in diesem das Ende unserer Noth, den ersehnten Aniuj entdeckten. Der Jukahir, der nun das Thal, den Strom und seinen Winterwohnort, Konowalowo erkannte, jauchzte laut, und brach plötzlich, Ermüdung und Hunger vergessend, in seinen fröhlichen Volksgesang, Andylschtschina, aus. Nach einem Weg von 9½ Werst erreichten wir den Strom, waren aber zu entkräftet, um noch nach dem 2 Werst entlegenen Konowalowo zu gehen. Unser Jukahir aber erbot sich dazu, um von dort einige Lebensmittel zu holen. Um ein tüchtiges Feuer gelagert, erwarteten wir mit Ungeduld seine Rückkehr. Nach 1½ Stunden kam er wieder, aber mit leeren Händen. Er hatte alle Vorrathskammern seiner abwesenden Landsleute durchsucht, aber durchaus nichts gefunden, als die traurigen Beweise einer schrecklichen Hungersnoth. Zu ermüdet, um nur noch an die Verfertigung eines Baumrindenbreies zu denken, trösteten wir uns über unsere getäuschten Hoffnungen mit etwas Thee und mit der Ueberzeugung, bald in dem unfernen Ostrownoje Menschen und einige Lebensmittel zu finden. Als wir aber am andern Morgen (16. August) nach einem Marsche von 3½ Stunden jenen Ort erreichten, fanden wir uns auch in dieser Hoffnung getäuscht. Alles war leer und keine Vorräthe vorhanden. Während wir, sehr niedergeschlagen, uns wieder einen harzigen Baumrindenbrei bereiteten, fertigte ich zwei meiner Leute nach dem Sommerlager der Jukahiren am Fuße des Berges Obrom ab. Der Häuptling derselben schickte mir den ganzen Rest seiner Vorräthe, der freilich nur in einem Stück Rennthierfleisch, zwei Rennthierzungen und einem Fische bestand. Auch dort herrschte schreckliche Noth, zerstampfte Knochen, gekochte Stücke Rennthierfell, Wurzeln und dergl. waren schon seit einiger Zeit die einzigen Nahrungsmittel, und noch war das Ende dieser fürchterlichen Noth nicht abzusehen. Die Frühlingsjagd war mißrathen, und selbst jetzt, wo die Rennthiere in vollem Wandern waren, hatten die Hungernden noch keins dieser Thiere erlegen können. Die Rennthiere scheinen nämlich, gleichsam durch lange Erfahrung belehrt, ihre Wanderungszeit geändert zu haben; anstatt im Sommer durch den Aniuj zu gehen, benutzten

20*

sie jetzt im Frühling und Herbst die Eisdecke des Stroms zu ihrem Uebergange, wo sie weit schwieriger zu erlegen sind. Daher pflegen die Jukahiren zu sagen: »Zu unserm Unglück ist auch das Rennthier klüger geworden.« Da ich zugleich erfuhr, daß ein Kosak aus Jakutsk mich mit Briefen und Geld in Nis'hne-Kolymsk erwarte, so fuhr ich am 17. August auf einem Boote den reißenden Aniuj hinab, dessen Umgebungen im 7. Kapitel ausführlicher beschrieben sind, und langte am 20. nach einer zweimonatlichen Abwesenheit wieder in Nis'hne-Kolymsk an. Eine Woche später kehrte auch Herr Kosmin von der Baranicha zurück, an der die Fischerei leider nur unbedeutend ausgefallen war.

Zehntes Kapitel.

Nachdem ich Herrn von Wrangel auf seiner im letzten Kapitel beschriebenen Reise bis zum Dörfchen Pantelejewka begleitet hatte, trennte ich mich von ihm am 1. Juli und brach in Gesellschaft des Kaufmann Beres'hnoj zu Pferde zunächst nach Ostrownoje auf. Am folgenden Tage erreichten wir die weißen Felsen. Je mehr wir uns ihnen näherten, desto öder und kahler wurde die morastige, von vielen kleinen Bächen durchschnittene Gegend, die nur zahlreiche Sumpfvögel und unendliche Schwärme, wie es schien, ausgehungerter Mücken belebten. Der Bisse der letzteren konnten wir uns auf keine Weise erwehren. Vergebens bedeckten wir uns in unserem Nachtlager mit aus Pferdehaaren geflochtenen Netzen, vergebens hüllten wir uns in dicken, stinkenden Rauch ein, Nichts half, bis uns endlich die Kühle der Nacht einige Ruhe schaffte, doch schon mit den ersten Sonnenstrahlen fielen unsere Peiniger wieder mit erneuerter Wuth über uns her. — Wir setzten unsern Ritt möglichst in südöstlicher Richtung durch immer dichter werdende Waldungen, zuweilen die Pfade der Rennthiere benutzend, fort. Aber auch diese verloren sich am 4. ganz und das vielleicht

noch von keinem menschlichen Fuße betretene Dickicht wurde durch die Wurzeln und Aeste der umgestürzten Bäume immer unwegsamer, so daß wir uns oft mit Aexten Bahn machen und zuweilen nur eine halbe Werst in einer Stunde vordringen konnten. Auf dem Wege stießen wir in einem Bache auf einen sehr großen und werthvollen Mammutszahn, der wohl gegen 100 Pfund an Gewicht haben mochte. Er war aber zum größten Theil so fest im Eise eingefroren, daß wir, in Ermangelung der nöthigen Werkzeuge, zu unserem allgemeinen Bedauern ihn nicht herauszubrechen vermochten. — Zwischen den beiden am kleinen Aniuj gelegenen Bergen Krugi und Nupgol hindurchschreitend, gelangten wir am Morgen des 5. zu der am Ufer des Flusses liegenden Sommerwohnung einer jukahirischen Fischerfamilie. Da nach ihrer Versicherung der Wald auf dem diesseitigen Ufer des Stromes undurchdringlich sein sollte, setzten wir hier mit Hülfe ihrer Böte über denselben und zogen am 6. längs des Aniuj durch einen schmalen, aber dichten Waldstrich. In demselben fanden wir zahlreiche Grabstätten der Urbewohner dieses Landes, Jukahiren oder Omoki, die man jetzt mit der Benennung »Ungetaufte« bezeichnet. Diese bewahrten, so wie die meisten der Nomadenvölker im östlichen Sibirien, ihre Leichen in einer Art großer, viereckiger Särge, die auf hohen Pfählen in der Luft schwebend befestigt waren, um sie vor den Bären und Wölfen sicher zu stellen. Die Pfähle sowohl als die Leichenbehälter schienen mit steinernen Aexten gearbeitet zu sein. Diese luftigen Grabstätten waren alle schon umgestürzt. Ich hoffte etwas von alten Geräthschaften oder Waffen zu entdecken, doch fand ich Nichts als ganz verwitterte Gebeine und Schädel. Dagegen versicherte ein uns begleitender Jukahir, daß sich in Schamanengräbern der gleichen Art zuweilen noch Ueberreste von Götzenbildern und allerlei Stückchen Eisen und Kupfer fänden. Nachdem wir einen für unsere Pferde höchst beschwerlichen Morast durchschritten hatten, erreichten wir die Wohnungen einiger tschuwanzischen Familien, die nach dem Verluste ihrer Rennthiere hier sich niedergelassen hatten, um sich von der Fischerei zu ernähren. Da sie aber keine Netze besaßen und dabei nur auf unvollkommene Angeln und fast unbrauchbare

Setzkörbe beschränkt waren, so war das Elend dieser Leute über alle Beschreibung groß. Durch einen Theil unserer Vorräthe beglückten wir sie im vollen Sinne des Wortes. Schon der bloße Anblick einer menschlichen Speise entzückte sie; als sie nun aber nach langer Zeit einmal wieder satt geworden waren, da überließen sie sich den seltsamsten, kaum zu beschwichtigenden Ausbrüchen der Freude und des Dankes. Am folgenden Morgen begleitete uns die ganze kleine Niederlassung noch eine weite Strecke, und die Weiber sangen Lieder zu unserem Lobe, wie sie ihnen der Augenblick eingab, während die Männer durch das Abschießen einiger alten Fliuten dazu gleichsam den Takt angaben. Noch lange, nachdem sie von uns geschieden waren, hallte ihr lauter Gesang uns nach. Die Armen vergaßen in ihrer Freude, daß morgen wieder die alte Noth sich einstellen würde, und zwar um so stärker, da sie heute in ihrer Sorglosigkeit gewiß keine Angel ausgeworfen, keinen Setzkorb gesenkt hatten. — Nachdem wir zwei Tage wegen einer Unpäßlichkeit Beres'hnoj's in einer Sommerwohnung, gegenüber dem Berge Obrom, zugebracht hatten, erreichten wir am 10. Ostrownoje.

Hier nahm mein Reisegefährte einen Tschuwanzen-Häuptling, der die Tschuktschensprache kannte, als Dolmetscher an, und wir setzten am 12. unsere Reise in nordwestlicher Richtung fort. Schon am folgenden Tage stellte sich Regenwetter ein, das eine ganze Woche anhielt. Die Gegend, die wir in diesen Tagen durchzogen, war eine vollkommen unbelebte Wüste, und wir sehnten uns um so mehr die eigentliche Tundra mit ihren Seen, voll Fische und Geflügel, und den gewöhnlich fischreichen Poginden' zu erreichen, zu dem wir endlich am 14. um Mittag gelangten. Nachdem wir vergeblich eine Furth über den angeschwollenen Fluß gesucht hatten, schlugen wir am Ufer desselben unser Lager auf. Wir glaubten uns hier in ein anderes Land versetzt. Statt des einförmigen Lerchengehölzes und der ewigen Sümpfe und Mooshügel fanden wir hier dichte Wäldchen von schönen, hochstämmigen Pappeln, Espen und einer zierlichen Weidengattung mit langen feinen Zweigen, sowie auch grasreiche Wiesen, und die Ufer des Stromes waren mit allerlei blühenden, wohlriechenden Kräutern bewachsen. Da selbst mitten

im Sommer die Nebenbäche und geringeren Zuflüsse Nachts ganz zuzufrieren pflegen, so war, wie wir gehofft, am andern Morgen das Wasser des Poginden', und zwar um volle zwei Fuß, gefallen. Wir überschritten ihn an einer oberhalb gelegenen Stelle, wo er sich in drei Arme theilt. In dem dritten aber war die Strömung so stark, daß eins unserer Packpferde, während die andern schon das gegenüberliegende, steile Ufer langsam erklimmten, von dem Strom überwältigt und umgeworfen wurde. Nur der lange Leitriemen, durch welchen es an das vordere Pferd gebunden war, rettete das Thier und seine Ladung vor dem Untergange. Nachmittags erreichten wir den nach Süden fließenden Filatow, einen der drei Hauptzuflüsse des Poginden', der viele Inseln bildet und bei geringer Breite in seinem raschen Laufe einem ununterbrochenen Wasserstrudel gleicht. Wir stiegen das nur 10 bis 15 Faden breite Flußthal hinauf, das aber durch seine hohen, mit Lerchenbäumen bewachsenen Vorsprünge ein sehr malerisches Ansehen gewinnt, und schlugen auf einem derselben unser Lager auf. Trotz dem immer fortdauernden Regen, zu dem sich Nachts noch ein dichter, die Luft verfinsternder Schnee gesellt hatte, setzten wir am andern Morgen unsere Reise weiter fort und gelangten bei einem Nebenflüßchen zu dem Ende des Waldgebietes. Weiter nördlich fanden wir nur noch Weidengebüsch, das sich endlich in verkrüppeltes Gesträuch verlor. Am 18. ritten wir in einem von zahlreichen angeschwollenen Bächen durchfurchten Thale aufwärts, das immer wilder und schauerlicher wurde und zuletzt einem ehemaligen, mit unzähligen Steintrümmern bedeckten Flußbett glich. Die zu beiden Seiten senkrecht emporsteigenden Felswände mit ihren sonderbaren Zacken und Spitzen und den dazwischen gähnenden, finstern Schluchten gaben ihm ein um so unheimlicheres Aussehen. Die Jukahiren behaupten, es sei hier der Sommeraufenthalt mächtiger, böser Geister, doch pflegen sie dasselbe mit Beobachtung aller möglichen Vorsichtsmaßregeln im Herbste zu besuchen, wo der hier häufig wachsende Wermuth viele wilde Schafe anlockt. Noch häufiger finden diese Thiere sich an der Beresowaja, die daher auch die kleine Baranicha genannt wird, ein. Wir blieben nun bis nah an seine Mündung in

dem Thale dieses Flusses, das in eben dem Verhältniß breiter wurde, als die dasselbe einschließenden Berge sich abflachten. Unser Mundvorrath war schon bis auf einige Zwiebäcke eingeschmolzen, als wir am Morgen des 20. Juli durch ein gewaltiges Concert schnatternder Gänse geweckt wurden. Hocherfreut erstiegen wir einen Hügel und sahen auf dem nahen See eine zahllose Menge federnder Gänse. Wir eilten sogleich hinab, unsere Hunde halfen uns die willkommenen Gäste wacker an's Ufer treiben, und es glückte uns, 75 derselben mit unsern Knitteln zu erlegen. Sie gehen hier ganz aus ihrer Gänsenatur heraus und wissen sich, eben so verschlagen wie die Füchse, durch allerlei List vor ihren Verfolgern zu bergen und zu retten. Sobald sie nämlich merken, daß sie nicht zu entkommen vermögen, legen sie sich unbeweglich wie todt hin, daher die Eingeborenen, die dieses Kunststück schon aus Erfahrung kennen, auf jede liegende Gans derb losschlagen und sagen: »Ein überflüssiger Schlag schadet nie.« Die Schnelligkeit, mit der sie zwischen den nach allen Seiten fliehenden Gänsehaufen umherrennen, und links und rechts, vorwärts und rückwärts ihre Streiche mit dem Knittel führen, ist bewundernswürdig. Es ist ein ganz eigenthümliches, bewegtes Bild, welches, wenn auch in sehr verkleinertem Maßstabe, ein Seitenstück zu dem Rennthierstechen im Flusse abgiebt. — Endlich trat nun auch wieder heiteres Wetter ein, und am Abend desselbigen Tages konnten wir unser Lager am Strande des Meeres aufschlagen, das so weit wir blicken konnten mit einer blendend weißen Eisdecke überzogen war. Am folgenden Tage (21. Juli) um Mitternacht erreichten wir den Balagan an der Baranicha, wo sich Herr von Wrangel schon seit einigen Tagen befand.

Erst am 31. Juli brachen wir von da auf, setzten auf dem neuerbauten Boote über die drei Arme des Flusses und zogen an dem minder felsigen, rechten Ufer desselben nahe der Küste in nordöstlicher Richtung hin. Ungeheuere Schwärme von Gänsen zogen, uns unerreichbar, nach überstandener Mauserzeit dem Süden zu. Dagegen wurden neun Paar noch in derselben begriffene Schwäne von uns erlegt. Diese Vögel sieht man gewöhnlich nur paarweise, selten zu vier, auf den Landseen

umherziehen. Wir kamen an einem Hügel vorbei, an dessen Fuße auf einer Strecke von mehr als einer halben Werst bis zum Meere der Boden fast aus lauter Mammuts- und Büffelgerippen bestand. Trotz aller emsigen Nachsuchungen fand aber mein Reisegefährte darunter auch nicht ein einziges sogenanntes Mammutshorn, wie die den Elephantenzähnen ähnlichen Hauer hier genannt werden. Aus der großen Menge Backenzähne schlossen wir, daß schon Andere, Glücklichere vor uns dagewesen waren. Diese Vermuthung bestätigte sich sehr bald. In einem benachbarten Thale stießen wir auf mehrere Feuerstellen, um welche eine Menge verwitterter und abgesägter Wurzelenden von großen Mammutshauern lagen. Als wir die etwa 20 Werst vom Balagan entfernte Kosmina erreichten, trafen wir am rechten Ufer derselben unerwartet Herrn Kosmin, der hier einen reicheren Fischzug als in der Baranicha zu thun hoffte. Die Kosmina, welche bei niedrigem Wasserstande eine Breite von 25 Faden und 4 bis 5 Faden Tiefe hat, scheint mir nichts Anderes als eine schmale, tief in das Land gehende Bai zu sein, zumal da die Fischer, welche ungefähr 20 Werst hinauf gegangen waren, überall dieselbe Breite und Tiefe und das Wasser in gleicher Weise salzig fanden.

Wir verweilten hier zwei Tage und zimmerten ein leichtes Boot, zum Uebersetzen über die breiteren Flüsse. Mit diesem und 16 Reit- und Packpferden zogen wir in der früheren Richtung weiter. Wir waren unser sechs: der Kaufmann Beres'hnoj mit seinem Dolmetscher, dem Tschuwanzen-Häuptling Mordowskij, drei Jakuten und ich. In einem großen, tiefen Thale, das wir am 4. August erreichten, wahrscheinlich dem Becken eines ehemaligen Sees, hielten wir uns einige Tage auf, da es unseren Pferden sehr gute Weide darbot und die dasselbe umgebenden Hügelwände eine gute Ernte von Mammutszähnen hoffen ließ. Doch der Erfolg entsprach dem nicht, glücklicher aber waren wir auf der Jagd, indem wir zwei Rennthiere schossen. Diese Thiere scheinen hier heimisch zu sein, da man sie in dieser ganzen Gegend nur in kleinen Heerden findet. — Von dem Gipfel des Abhanges, wo wir lagerten, sahen wir nach Osten, über 100 Werst von uns entfernt, die hohen Berge

Wajwanin, Grilla, Rautan und das Kap Schelagskoj, oder, wie es die Eingeborenen auch nennen, Jerri. Alle die schroffen Felsen, welche die Tschaunbucht im Osten und Süden begrenzen, waren deutlich zu unterscheiden. Am 7. brachen wir in südwestlicher Richtung auf und gelangten zu der westlichen Mündung der Tschaunbucht, die man bisher immer für einen Fluß gehalten und mit dem Namen Bolschaja-Reka, der große Fluß, belegt hat.

Dieselbe hat zwei Mündungen, welche durch die niedrige, sandige Insel Ojou (Ajun), auf der kein Strauch, ja nicht einmal Gras, sondern nur Moos zu sehen ist, von einander getrennt werden. Die westliche Mündung ist die kleinere, und bei niedrigem Wasserstande beträgt ihre Tiefe nicht über zwei Fuß. So konnte mein Reisegefährte im vorigen Jahre auf seinem Zuge hierher sie ganz bequem durchwaten. Jetzt aber hatte die Bai eine Breite von 10 bis 15 Werst. Den sandigen Abhang des Strandes, auf dem wir hinzogen, fand ich fast ganz mit Muscheln bedeckt, die zum Theil mit großblätterigem Seekohl und andern ähnlichen Seekräutern überwachsen waren. — Um Mittag beobachteten wir eine sehr schöne Himmelserscheinung, welche meine Begleiter für den Vorboten von anhaltendem Unwetter erklärten. Die Sonne erschien von vier Nebensonnen umgeben, die durch einen mit den schönsten Regenbogenfarben spielenden Kreis verbunden waren. Außerdem lief noch durch die Sonne und zwei ihrer Trugbilder ein Regenbogen von 80° Ausdehnung, an dessen Enden sich in besonders brennenden Farben zwei kleinere Bogen befanden. Zwei Stunden war diese Erscheinung sichtbar, und bald darauf trat übles Wetter ein. An einem Erdfalle konnten wir den Bodendurchschnitt eines ehemaligen kleinen Sees beobachten. Den untern Boden bedeckte eine dichte, ziemlich ebene Eiskruste, über welcher eine zweite Eisschicht lag, zwischen beiden aber befand sich ein schmaler, leerer Raum. Diese obere Eisschicht war mit Erde bedeckt, auf welcher sich schon allerlei Kräuter und am Boden hinkriechendes Gesträuch befand.

Am 8. August um Mittag setzten wir über einen, in die Tschaunbucht fallenden, nicht sehr breiten aber tiefen Fluß, der

mir eine zweite Mündung der oben erwähnten Kosmina zu sein scheint. Am 9. wurde das mit Regen gemischte Schneegestöber so dicht, daß wir selbst die näheren Gegenstände nicht deutlich erkennen konnten; doch schritten wir, selbst ungeachtet der häufigen Flüsse und Bäche, rasch längs dem ebenen, feinen Kies vorwärts, der die Höhe einer fast senkrechten Felswand von schwarzem, mit Quarzadern durchschossenen Schiefer bedeckte. Im Meere erblickten wir, als der Himmel sich Abends aufklärte, etwa 3 Meilen von der Küste, einen einzeln stehenden Felsen, der einer mit halbem Winde gehenden Fregatte ähnlich sah, und nach seiner weißlich-grauen Farbe und dem Widerstande, den er den Wellen und Eisschollen leistet, ein Quarzblock zu sein schien. Nachdem wir am 12. längs der sehr hohen und steilen Küste, die einen Absturz des Berges Wajwanin bildet, vorgeschritten waren, gelangten wir am 13. an eine Kette schroffer Felsen. Ich hatte mich zwischen diesen von meinen Gefährten entfernt, als ich plötzlich beim Umbiegen um einen Vorsprung einen Bären erblickte, der einen eben gefangenen Seehund verzehrte. Er schien mich noch für schmackhafter zu halten, als seinen Seehund, ließ diesen im Stiche und kam schnaubend auf mich los. Weder an Flucht, noch an Vertheidigung war zu denken; meine einzige Waffe war ein kurzes Messer. In dieser übeln Lage erinnerte ich mich der Behauptung der hiesigen Jäger, daß der Bär den starren Blick des Menschen nicht ertrage, sondern vor demselben fliehe. Ich sprang schnell vom Pferde und ging so beherzt als nur immer möglich auf das Thier los. Aber weder mein entschiedenes Auftreten, noch mein scharfer Blick machten irgend einen Eindruck auf den Bären, der in verdoppelter Wuth auf mich zurannte. Es wäre mir wahrscheinlich übel ergangen, wenn nicht in diesem entscheidenden Augenblicke mein zurückgebliebener Hund mit lautem Gebelle herbeigesprungen wäre und das Unthier erschreckt und zur Flucht bewogen hätte. Mit dem von ihm im Stiche gelassenen Seehunde kehrte ich zu unserer Karawane zurück, der ich durch den frischen Thran desselben einen sehr angenehmen Zusatz zu unserer kärglichen, nur noch auf Mehlbrei und Wurzeln beschränkten Kost verschaffte.

Unsere Lage war sehr bedenklich. Seit fast sechs Wochen

zogen wir umher, ohne noch das eigentliche Ziel unserer Reise, das Tschuktschenland, erreicht zu haben; dabei war die Jahreszeit schon so weit vorgerückt, daß wir befürchten konnten, der Winter möchte uns überraschen und uns vielleicht den Rückweg ganz unmöglich machen. Herr Beres'hnoj sah sich daher gedrungen, von unserem Wegweiser, dem Dolmetscher, bestimmte Antwort zu verlangen, wohin und wie weit wir noch ziehen müßten, um zu den Tschuktschen zu gelangen. Nach langem Hin- und Herreden erklärte er endlich, daß, da wir sie trotz allen seinen Bemühungen noch nicht gefunden hätten, er nun auch nicht mehr anzugeben wisse, wo eigentlich dies Volk und ihr Land zu finden sei. Es ergab sich, daß er uns nur auf's Gerathewohl vorwärts geführt hatte. Unser Aerger und Verdruß war groß. Mein Reisegefährte beschloß, in Erwägung der vorgerückten Jahreszeit, seinen ganzen Reise- und Handelsplan für dieses Jahr aufzugeben und auf dem geradesten Wege über die Tundra nach der Kolyma zurückzukehren. Ich mußte seiner Meinung beipflichten, und wir kamen überein, nur noch bis zu einem im Osten liegenden hohen Berge vorzuschreiten, der eine Art von Kap zu bilden schien und von welchem wir die ganze Gegend zu übersehen und unseren Rückweg bestimmen zu können hofften. Nach einem Ritte von 20 Werst gelangten wir zu dem Berge und nachdem wir noch über einen, von ihm uns trennenden, tiefen und ziemlich reißenden Fluß gesetzt waren, schlugen wir in der Dunkelheit unser Nachtlager an dem gegenüberstehenden, hohen Ufer auf.

Doch mit den ersten Strahlen der Morgensonne des 15. August erwartete uns eine höchst unverhoffte, angenehme Ueberraschung: vor uns im Thale schlängelte sich der Taunmeo hin, an dessen Ufer wir eine Menge Tschuktschenjurten erblickten — wir befanden uns innerhalb der Grenzen des Tschuktschenlandes. Wir eilten den Wohnungen zu, fanden aber alle leer. Bei mehreren waren noch ganz frische Spuren des Aufenthaltes ihrer Bewohner zu sehen. Auf den Feuerstätten hatte noch der Wind nicht die leichte Flugasche verweht; Knochen und allerlei Ueberbleibsel von Lebensmitteln lagen zerstreut umher; selbst die Wölfe waren noch nicht erschienen, um hier aufzuräumen. Herr Beres'hnoj

drang demungeachtet darauf, den Rückweg anzutreten und wir zogen in dieser Absicht den Fluß hinauf. Das von ihm durchströmte Thal hat eine ansehnliche Breite; wie alle Thäler dieser Gegend, enthält es eine Menge Seen und wird von beiden Seiten, anfänglich durch flache Hügel, zuletzt aber von senkrecht sich aufthürmenden Felsengruppen, begrenzt. Auf dem ganzen Wege sahen wir an diesem Tage zwar häufig Stellen, wo Tschuktschenjurten gestanden hatten, aber nirgends eine Spur von Bewohnern. Wir trafen dagegen auf große Rennthierheerden, die uns ruhig an sie herankommen ließen und wahrscheinlich zahme Hausthiere der abwesenden Thalbewohner waren. Wirklich erfuhren wir auch in der Folge, daß diese Letzteren uns gesehen hatten, aber aus Furcht entflohen waren. Je weiter wir uns von der Meeresküste entfernten, desto wärmer wurde die Luft. Doch am 17. stellte sich bei einem heftigen Nordwestwinde so dichter Schnee und Regen ein, daß wir Halt machen mußten. Der Sturm war zu heftig, als daß wir unser Zelt aufschlagen und mit dem wenigen durchnäßten Reisig, das wir auflasen, ein Feuer anmachen konnten. In der Nacht trat ein ordentlicher Frost ein, von dem wir in unsern völlig durchnäßten Kleidern sehr viel litten, und der Sturm wurde immer wüthender. Mit Tagesanbruch eilten wir weiter, um unsere erstarrten Gliedmaaßen zu erwärmen. Die Seen und Moräste waren zugefroren und der Fluß hatte in seinen Buchten starke Eisränder angesetzt.

Nach einer wieder ohne Feuer zugebrachten Nacht stießen wir am 20., einigen westlich ziehenden Rennthierheerden folgend, in einer zwischen zwei Flüssen liegenden Ebene auf die Spur eines Wegs, den, wie wir nachher erfuhren, die Tschuktschen bei ihrem Zuge nach Ostrownoje genommen hatten. Mein Vorschlag, ihm zu folgen, fand keinen Beifall, und wir gingen einen der Flüsse hinauf, der uns bald in eine völlige Wildniß brachte. Die mit Dünsten und Nebel erfüllte Luft gaukelte uns allerlei Trugbilder vor, die mit jedem Schritte wechselten. Die aus dem tiefen Thale aufsteigenden Felsen nahmen die sonderbarsten Gestalten an, je nachdem wir ihnen näher oder ferner kamen. Plötzlich senkte sich ein dichter Nebel über die ganze Gegend. Die zunehmende Dunkelheit, das Rauschen der von allen Seiten her-

abstürzenden Wasserfälle, das Poltern der von ihnen fortgerollten Felsstücke und das Heulen des Sturmes zwischen den Schluchten erfüllten uns mit Grausen. Endlich merkten wir, daß der Boden unter unsern Füßen immer steiler wurde, der Fluß schien sich zu entfernen, und wir geriethen in enge Schluchten, die uns von den Pferden abzusitzen nöthigten. Nach zweistündiger Anstrengung erreichten wir die Spitze einer vorspringenden Anhöhe, wo der Pfad plötzlich zu endigen schien und ein jäher Abgrund vor uns lag, dessen Tiefe wir durch den Nebel nicht erkennen konnten. Nach und nach hatte sich die ganze kleine Karawane auf dem engen Raume versammelt; Keiner wußte zu rathen. Unsere Lage war verzweifelt; vorwärts zu gehen, war unmöglich, und zurückzukehren nach dem 30 Werst entlegenen Weideplatze, wo wenigstens unsere Pferde Gras gefunden hätten, das war bei deren völliger Ermattung auch unmöglich. In dieser peinlichen Ungewißheit hörten wir plötzlich das Röcheln und Trappeln einer vorüberziehenden Rennthierheerde, deren rauhe Töne, einen nahen Ausweg verkündigend, uns wie eine liebliche Musik klangen. Dem tröstlichen Schalle folgend, erspähten wir die dichten Massen eines wandernden Zuges dieser Thiere, die aber bald in den Nebelwolken verschwanden. Unsere Pferde am Zügel führend, gingen wir der Rennthierspur in südwestlicher Richtung nach und gelangten in einen engen Hohlweg, der sich allmählig in die Höhe wand und uns auf den höchsten Gipfel des Bergrückens brachte. Wir standen hier über dem Nebel; unter unsern Füßen wogte ein unübersehbares Wolkenmeer, dessen dichte Massen sich träge durcheinander hinwälzten. Noch weit größere Mühen und Gefahren hatten wir beim Herabsteigen zu bestehen. Bis zur Hälfte des Berges führte uns der Schlangenpfad der Rennthiere, deren vorsichtigen Gang wir eben so sehr bewunderten, als den festen Tritt unserer Pferde, denen die Gefahr neue Kräfte zu geben schien. Nun verloren sich aber die Spüren unserer Leiter auf losen Steintrümmern, die bei jedem Schritte in den neben uns tief in einem Abgrunde liegenden See hinabrollten. Auf diesem abschüssigen Abhange leiteten wir unsere Pferde hinunter. Endlich gelangten wir bei einbrechender Nacht an das Ufer des unten liegenden Sees, doch mußten wir noch

einige Werste weiter ziehen, ehe wir einen Weideplatz für unsere Pferde fanden. Für diese war nun gesorgt, mit uns selbst aber sah es übel aus, denn eine allgemeine, genaue Durchsuchung aller Säcke und Taschen brachte nur einige alte Zwiebacke und ein paar Stücke getrockneten Fisches zu Tage. Wir theilten uns in diese wenigen Brocken und legten uns hungrig nieder, doch die Meisten in der tröstlichen Ueberzeugung, die ich nicht theilen konnte, daß wir nun das Grenzgebirge der unwirthbaren Tundra überschritten hätten und am folgenden Morgen schon den Aniuj und das Waldgebiet vor uns sehen würden. So träumte Mancher schon von gebratenen Gänsen und kräftigen Fischbrühen.

Mein erster Blick am andern Morgen überzeugte mich, daß wir fehlgegangen und bei dem Nebel nordwestlich an einen Arm der Baranicha gerathen waren, während das besagte Grenzgebirge noch im Süden vor uns lag. Doch die Uebrigen ließen sich nicht davon überzeugen und glaubten mehr dem unheilbringenden Tschuwanzen, der die Gegend ganz genau zu kennen behauptete und jedes Thal, jeden Berg und Fluß mit Namen nannte. Herr Beres'hnoj, der als Eigenthümer der Pferde die entscheidende Stimme hatte, beschloß, vorwärts zu ziehen, und hungrig und mißmuthig brachen wir auf. Abends machten wir an einem mit kräftigem Grase bewachsenen Weideplätzchen Halt, wir selbst aber hatten nichts als etwas wilden Lauch und einige Wurzeln, die unsere Jakuten in den Mäusehöhlen fanden, zur Nahrung. Die Strahlen der Morgensonne (am 22. August) und der nur zu kenntliche, nördlich aufsteigende Meeresnebel, dem wir gerade entgegengingen, öffnete endlich meinen Reisegefährten die Augen und selbst der Tschuwanze gestand, nie in dieser Gegend gewesen zu sein. Beres'hnoj und die Jakuten waren außer sich und glaubten mitten unter den Tschuktschen etliche Hundert Werst von den beiden Aniuj entfernt zu sein. Endlich wandten sie sich an mich und baten, ich sollte die Leitung der Karawane übernehmen. Ich versprach, sie in zwei Tagen zu dem kleinen Aniuj und dem Waldgebiete zu führen, und so traten wir am 23. August unsere Weiterreise an.

Wir zogen 15 Werst durch tiefe, von Nebelwolken umzogene Felsschluchten und folgten dann einem reißenden Flüßchen

zu einem großen, von schwarzen Felsmassen umgebenen See, an dessen Westseite wir noch 10 Werst vorrückten und dann unser Nachtlager aufschlugen. Gewohnheitsmäßig wurde der Kessel über das Feuer gehängt, der aber diesmal leer war, denn wir hatten durchaus nichts Eßbares. Während wir Alle schweigend und hungernd um dasselbe gelagert waren, rief mich einer der Jukahiren durch Zeichen bei Seite und gab mir verstohlen eine wilde Ente, die er mit einem Stein erschlagen hatte, indem er sagte: »Da, Tojon (Vorgesetzter), nimm das und iß es allein; Allen kann der Bissen nichts helfen, und du bist sehr müde.« Ich dankte ihm herzlich und warf die Ente, wie sie war, in den Kessel. So wenig es war, so fühlten wir uns doch Alle dadurch gestärkt, und nicht einmal die Knochen, nur die Federn blieben übrig. Der tiefblaue Sternenhimmel verhieß uns günstiges Reisewetter, dagegen fanden wir uns am andern Morgen, den 23., dick verschneit. Wir folgten, bis über die Kniee im Schnee watend, dem Laufe eines nach Süden gehenden Baches und erreichten nach einem langen, mühseligen Marsche den schroffen Rücken des ersehnten Grenzgebirges. Wir lagerten uns im Schnee und als die Sonne die Nebel zertheilte, sahen wir uns nach allen Seiten von steilen, mit Schnee bedeckten Eisbergen umgeben. Wir erspähten auf der Südseite eine steil in einen tiefen Abgrund sich senkende Schlucht; in diese ließen wir die Pferde allein vorausgehen und folgten ihnen in geringer Entfernung. Jetzt erst erkannten wir die Wohlthat des herabgefallenen Schnees, der uns unzählige Male bei Fehltritten schützte, und selbst das häufige Ausgleiten und Niederstürzen minder gefährlich machte. Beim Eintritt der Dunkelheit hatten wir den Fuß des Gebirges glücklich erreicht. Menschen und Pferde hatten sich beim Fallen an dem scharfen Gestein blutig gerissen, aber keins gefährlich verletzt, und alle waren am Leben. Wir lagerten uns in den Schnee und schliefen ein vor Müdigkeit; bald aber weckte uns wieder der Hunger, der jetzt nach dreitägigem Fasten uns gewaltig quälte. Merkwürdig waren die verschiedenen Wirkungen, die er bei den Einzelnen hervorbrachte. Der Eine betete, der Andere sang, Dieser stand mit stierem, zur Erde gesenktem Blicke wie leblos da, Jener sprang und schrie vor Angst und Schmerz, Einige

redeten irre. Der Jakut, der mir immer mit einer gewissen Ehrfurcht das Pferd vorführte, kam jetzt, durch die gemeinschaftliche Noth kühner gemacht, umarmte mich und fragte halb trotzig: »Wann bringst Du uns denn an den Aniuj? es ist hohe Zeit!«

Eine weise leitende Hand, die, wenn die Noth am größten, mit ihrer Hülfe am nächsten ist, ward jetzt unsere Führerin; ohne eines besondern Grundes mir dabei bewußt zu sein, wählte ich von den mir vorliegenden Richtungen eine, in der wir auf den Rücken einer Hügelkette gelangten, und von da erblickten wir ein ausgedehntes, mit großen Baumgruppen bedecktes Thal. Wie auf offenem Meere nach langer, beschwerlicher Fahrt der Ruf: »Land!« Freude und Thätigkeit auf dem Schiffe hervorbringt, so riefen jetzt Alle freudig: »Wald! Wald!« und trieben die Pferde zu rascherm Schritte an. Bald erreichten wir das nächste Gehölz, aber unsere Pferde strauchelten und schwankten bei jedem Schritte, und bei einem nahen See mußten wir Halt machen. Der Hunger quälte uns gewaltig; ich schlug vor, ein Pferd zu schlachten. »Nein,« sagte mein Jakut, »die sind so abgezehrt und mit Eiterbeulen bedeckt und ihr Blut so erhitzt, daß wir Alle davon erkranken würden.« — »Aber wir verhungern!« — »Nun, Gott wird uns nicht verlassen!« — Langsam und kaum hörbar wiederholten Alle: »Gott wird uns nicht verlassen!« bekreuzten sich und sanken, ohne an Zelt oder Feuer zu denken, auf den feuchten Ufersand hin. Nur mit Mühe gelang es mir noch, ein paar Jakuten zu bewegen, unser kleines Setznetz in den See zu senken. Sie thaten es aus Gehorsam, doch ohne Hoffnung auf Erfolg. Nach einigen Minuten lag Alles im festen Schlafe.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als wir am 25. August erwachten. Unser Netz lag noch im Wasser; es war, als fürchteten Alle, einen vergeblichen Zug zu thun; dies hätte uns in Verzweiflung gestürzt. »Wir müssen weiterziehen, Freunde,« sagte ich, »nehmt das Netz mit.« — Mit einer unbeschreiblichen Spannung starrten Aller Blicke in das trübe Wasser, als das Netz sich allmählig erhob. Es schien schwerer als gewöhnlich, wir spürten Leben darin — drei große und mehrere kleine Fische zappelten in dem Garne. — »Gott hat uns geholfen!« riefen

Alle, dankten ihm und fielen einander, laut jubelnd und glückwünschend, um den Hals. Schnell ward ein Feuer angemacht, der Kessel siedete, und der Genuß einer kräftigen Brühe, mit wildem Lauche und einigen Kräutern versetzt, machte uns bald alles überstandene Ungemach vergessen; wir waren ganz glücklich.

Als wir den See umgangen hatten, mußten wir über einen reißenden Strom setzen. Sein Bette war mit ungeheueren Felsblöcken bedeckt und oft plötzlich so tief, daß das Wasser bis an den Sattel ging. Bei jedem Schritte wankten und stolperten unsere kraftlosen Pferde, und wäre eins gestürzt, so hätte es sich nicht herausarbeiten können. Nachdem wir noch über einige Flußarme theils geschwommen, theils gegangen waren, erreichten wir endlich den langersehnten Aniuj und lagerten uns an seinem Ufer. Zwei Züge Gänse flogen nach Süden; ein Falke stieß plötzlich auf eine derselben und sie fiel todt zu Boden. Wir jagten ihm die Beute ab und genossen die fette Gans zum Abendessen. Am 26. lagerten wir in einem Pappelwäldchen auf einer Landzunge beim Zusammenflusse des Aniuj und der Schichutina. In letzterer legten wir ein Fischwehr an und befestigten daran unsere Setznetze. Schon nach einer Stunde sahen wir uns in dem Besitze von mehr als 200 Fischen. Gestärkt durch die reichliche, nahrhafte Mahlzeit, warfen wir während der Nacht noch mehrere Male das Netz aus und fingen in Allem noch gegen 800 Fische. Acht Tage früher oder später wäre uns das nicht geglückt, denn gerade jetzt war der Zeitpunkt, wo die Fische, ihrem Naturtriebe folgend, in den Aniuj flüchten, um dort in den tiefsten Stellen zu überwintern, weil die kleineren Flüsse oft bis auf den Grund ausfrieren. Am Tage gelang es uns hier nicht, Fische zu fangen, sei es, daß sie dann am Boden ruhen oder vor den Netzen sich scheuen, aber in der Nacht des 27. fingen wir wieder über 2000 Stück. Selbst bei der ungeheuern Eßlust der Jakuten, von denen jeder täglich 60 und wohl auch mehr Fische aß, während mir zehn vollkommen genügten, konnten wir doch unmöglich Alles verzehren, und da sich unser Vorrath immer mehr anhäufte, errichteten wir, im frischen Gedanken der überstandenen Hungersnoth, auf ein paar derben Lerchenbäumen eine Sajba, in welcher wir 5000 Stück

Fische niederlegten, und richteten zur Nachricht für andere des Weges Ziehende davor ein hohes, hölzernes Kreuz auf. Die schon völlig eingetretenen Fröste sicherten den kleinen Vorrath vor dem Verderben. Einige Monate später erfuhren wir von einem Tschuwanzen, daß einige nomadisirende Familien in der äußersten Noth diesen in ihrer Lage übergroßen Schatz gefunden hatten, der sie vom Hungertode rettete und einen ganzen Monat ernährte.

Den 30. August, den Tag des heiligen Alexander Newski und das Namensfest des Kaisers, beschlossen wir noch hier festlich zu begehen. Früh Morgens hielt Herr Beres'hnoj eine Andachtsstunde. Zu Mittag wetteiferten unsere Jakuten, aus dem Fischreichthume mit Zusatz von Lauch, Kräutern und Wurzeln verschiedene Gerichte zu bereiten, deren Trefflichkeit sie durch ihre große Eßlust priesen. Herr Beres'hnoj gab in Ermangelung von Branntwein etwas Tabak zum Besten, und ich veranstaltete ein Zielschießen mit Bogen und Pfeilen, wobei mein großes Reisemesser, ein alter Hirschfänger und ein Pferdezaum als Preise eine Rolle spielten. Ein sehr glückliches Ereigniß beschloß diesen frohen Tag. Die Jakuten stießen im Walde auf eine Tschuwanzen-Sajba, in welcher die abwesenden Bewohner ihre Winterbekleidungen hinterlassen hatten. Da unsere Kleidungsstücke durch die beschwerliche Reise übel zugerichtet waren, und die zunehmende Kälte uns immer empfindlicher wurde, so war uns dieser Fund von der größten Wichtigkeit. Wir nahmen, was wir brauchten, und ließen dagegen einen reichlichen Ersatz an Tabak, Pulver und Blei zurück. Auch errichteten wir vor der Hütte ein Kreuz auf einer Stange, an welcher zugleich ein Wegweiser zu unserer Vorrathssajba befestigt war. Dergleichen oft sehr wohlthätige Weisungen findet man in diesen Wildnissen häufig. Es ist unter den sie durchziehenden Nomaden gleichsam eine Art religiöser Pflicht, solche Wahrzeichen für die später Kommenden zu errichten, um ihnen einen aufgefundenen Weg oder dergleichen anzudeuten. Bei dem feinen Ortssinn der Nomaden ist ein solches einfaches Zeichen hinlänglich und Allen vollkommen verständlich.

Am folgenden Morgen beluden wir unsere, durch die bei-

nahe fünftägige Ruhe gestärkten Pferde noch mit einem Vorrathe von 1000 Fischen und traten unsere Weiterreise an. Am 1. September verließen wir den Aniuj und zogen über Hügel und Thäler der immer steigenden Kälte wegen meistens zu Fuß. Die Nacht zum 5. hatten wir wieder am Ufer des Aniuj zugebracht. Am Morgen wurden wir sehr angenehm durch Menschenstimmen überrascht. Wir fanden hinter einer kleinen Anhöhe einige Jukahiren-Weiber, die uns mittheilten, daß längs der Kolyma und den beiden Aniuj der Hunger herrsche. Fünf Werst von da gelangten wir zu den Jurten dieser Jukahiren, auf dem linken Ufer des Jalombal. Hier wohnten fünf Familien, die uns mit vieler Herzlichkeit aufnahmen. Unsere Jakuten waren besonders erfreut, endlich Menschen angetroffen zu haben, denen sie von unsern Reiseabenteuern und überstandenen Gefahren, sowie von ihrem dabei bewiesenen Muthe und ihrer Entschlossenheit erzählen konnten, wobei sie es nach hiesiger Landesweise an Uebertreibungen und unverschämten Prahlereien nicht fehlen ließen. Unsere Gegenwart störte sie darin gar nicht; sie schienen alles das, was sie da zum Besten gaben, selbst zu glauben.

Herr Beres'hnoj erklärte, sowohl zu seiner eigenen Erholung, als zu der seiner Pferde hier einige Zeit verweilen zu wollen. Da mich aber daselbst Nichts weiter zurückhielt, so beschloß ich, die Zeit bis zum völligen Winter noch zur Aufnahme des Aniuj bis Nis'hne-Kolymsk, eine Strecke von 500 Werst, zu benutzen. Ich ließ daher aus einigen trocknen Espenstämmen mit Weidenruthen ein Floß zusammenbinden und ein paar Ruder daran befestigen, um darauf den Fluß hinabzufahren. Am 6. trat ich auf dem gebrechlichen Fahrzeuge meine Reise an, und ein junger Jukahir war mein einziger Begleiter, den mir sein Vater als Führer auf dem durch Untiefen, Klippen und Fälle ziemlich gefährlichen Strom mitgab, wogegen ich diesem auf die Zeit der Jagd meine Flinte mit etwas Pulver und Blei überließ. Nach einer Fahrt von 5 Werst erblickten wir am Ufer ein einzelnes Rennthier, das mein Jukahir, ein tüchtiger Bogenschütz, erlegte. Als wir am Abend, bei einem senkrecht in den Strom fallenden Felsen landend, uns von unserer Beute eine Mahlzeit bereiten wollten, wurden wir gewahr, daß wir vergessen hatten, ein

Feuerzeug mitzunehmen, und mußten ohne warme Kost und Feuer die ziemlich kalte Nacht zubringen. Doch genossen wir die Beinsehnen und das Mark des Rennthieres roh, was, wie schon erwähnt, hier für einen großen Leckerbissen gilt. Noch vor Tagesanbruch bestiegen wir wieder unser Floß, um uns durch Rudern etwas zu erwärmen. Es war eine sehr beschwerliche Fahrt. Das ziemlich unbeholfene Fahrzeug blieb bald in den spitzen Klippen hängen, bald wurde es von einem Strudel fortgerissen, dann wieder einmal mit dem hintern Ende nach vorne gedreht, kurz, der wilde Strom spielte damit nach Herzenslust. Gefährlicher war es auf den Wasserfällen, wo unser Floß mehrmals, beinahe senkrecht stehend, in die Tiefe hinabgeschleudert und dann wieder von den schäumenden Wellen hinaufgeworfen wurde. Dabei konnten wir uns mit der größten Anstrengung nur an den schwankenden, nassen Balken festhalten.

Gegen Mittag am 8. September erblickten wir in der Ferne eine Rauchsäule. Es war die Feuerstätte einiger Fischer oder Jäger, die wahrscheinlich die Nacht hier zugebracht und wie gewöhnlich das Feuer sich selbst überlassen hatten. Wir benutzten die noch klimmenden Kohlen und zündeten ein tüchtiges Feuer an, an dem wir unsere ganz durchnäßten Kleider trockneten und uns eine kräftige Rennthierbrühe kochten. Um die kalten Nächte nicht wieder ohne Feuer zubringen zu müssen, erbauten wir auf dem Flosse aus Steinen eine Art Herd und unterhielten auf demselben sorgfältig ein kleines Feuer. Doch unsere Vorsicht war unnöthig; gegen Abend gelangten wir am Fuße des großen Felsens Obrom zu einigen Jukahiren-Familien, die uns Feuer und Obdach darboten, wogegen wir die Ausgehungerten mit dem größten Theile unseres Rennthiers bewirtheten. Am 11. übernachteten wir in Plotbischtsche, am 12. in Maloje Wetrennoje. Alle diese Orte hatte ich schon im vorigen Jahre bereist; damals lebte hier ein nach seinen Begriffen glückliches Volk, jetzt war Alles todt und öde. In den verlassenen Hütten nisteten Vögel und draußen schlichen hungrige Wölfe umher. In dem letztgenannten Orte trafen wir noch einige menschenähnliche Wesen; es war die ehemals wohlhabende Familie Korkin. Auch diesmal nahm sie mich freundlich auf, wie vor zwei Jahren, und setzte

mir das Beste, was sie besaß, eine kleine Portion Fische, vor. Blos um sie nicht zu kränken, genossen wir etwas davon — die Unglücklichen selbst aßen nur in 48 Stunden ein Mal.

Unser Floß war sehr baufällig geworden; der wackere Korkin bot mir seinen Karbaß an, auf dem ich am 13. weiter fuhr. Obgleich der Aniuj sehr reißend ist, so setzte er doch schon breite Eisränder an, und wir liefen Gefahr, schon in wenigen Tagen einzufrieren. Ich miethete daher in einem Uferorte eine Narte mit sieben Hunden und nahm sie mit auf das Boot, um im Nothfalle auf dem Eise weiterfahren zu können. Trotz dem vielen Treibeise gelangten wir bis zu der sogenannten russischen Insel, in deren Nähe aber wurde unser Kahn zwischen zwei große Eisschollen so eingeklemmt, daß wir uns nur mit vieler Mühe und ganz durchnäßt mit unsern Sachen auf das Ufer der Insel zu bergen vermochten. Da wir hier einige Tage bleiben mußten, so bauten wir uns eine Hütte von Stangen und Zweigen, die wir außen mit Moos und Schnee bedeckten und mit Wasser übergossen. Dieses gefror sogleich und schützte uns im Innern unseres Palastes vollkommen vor Wind und Kälte. Nachdem wir unsere Hunde draußen angebunden hatten, um vor einem unverhofften Bärenbesuche sicher zu sein, brachten wir die Nacht darin recht gut zu. Erst am 18. konnten wir mit unserer Narte unsern Weg auf dem Eise fortsetzen. Doch brachen wir mehrmals auf demselben ein und erreichten unter mancherlei Beschwerden und Gefahren erst am 24. September, nach einer Abwesenheit von 94 Tagen, Nis'hne-Kolymsk.

Elftes Kapitel.

Der Winter von 1822 auf 1823 war weit milder als gewöhnlich, denn nur ein Mal hatten wir 37 Grad Kälte, und Nordlichter ließen sich nur selten sehen. Höchst erfreulich war mir die Ankunft des neuen Kreisaufsehers, des Herrn Tarabukin, der auf alle mögliche Weise unseren Unternehmungen förderlich

war. Die Hunde hatten sich nach der oben erwähnten Seuche wiederum vermehrt, und die Fischerei war in hiesiger Gegend ziemlich ergiebig ausgefallen, und so ließ er schon im October alle unsere Vorrathsniederlagen mit Hundefutter versehen und zu den vorhandenen noch eine Anzahl neue errichten. Ich wußte aus Erfahrung, wie schwer es hielt, in der Umgegend die erforderliche Anzahl tauglicher Hunde für die beabsichtigte vierte Eisfahrt zu erhalten, daher besuchte ich im November selbst die Ufergegenden der Indigirka, Chroma und Jana, und es gelang mir, die dortigen Stämme zu der Lieferung von 15 mit zuverlässigen Hunden bespannten Narten nebst Futter auf zwei Monate zu bestimmen. Wir beschäftigten uns unablässig mit den Vorbereitungen zu der großen Eisfahrt, die die letzte sein und, wie wir hofften, zu der allendlichen Ausführung des uns ertheilten Auftrags dienen sollte. Nach und nach fanden sich so viel Narten und Hunde zusammen, daß ich es möglich fand, unsere Expedition in zwei Abtheilungen ausgehen zu lassen. Die eine sollte unter der Leitung des Herrn von Matiuschkin und in Begleitung des Doctor Kyber die Tschuktschenküste bis an das Nordkap aufnehmen, während ich selbst mit der andern die Fahrt auf dem Eismeere übernahm, um noch einen Versuch zur Auffindung des vermeintlichen großen Landes im Norden zu machen.

Am 22. Februar brachen wir nach Pochodsk auf. Die dort unser von der Indigirka wartenden Hunde waren größtentheils so abgemergelt und kraftlos, daß wir die meisten zurückschicken mußten. Am 1. März langten wir nach einer raschen Fahrt über Sucharnoje und längs der Küste des Eismeeres mit 19 Narten bei einer Kälte von 33 Grad bei unserem Balagan an der großen Baranicha an. Nachdem wir mit dem Vertheilen und Verpacken der theils mitgebrachten, theils hier vorgefundenen Vorräthe und Reisebedürfnisse ganze drei Tage zugebracht hatten, und den 4. bei 25 Grad Kälte ein wüthender Sturm, der unsern Balagan umzustürzen drohte und unsere Hunde unter hohen Schneebergen begrub, uns zurückhielt, brachen wir am 5. auf und erreichten am 8. das Vorgebirge Schelagskoj. Hier führte ein glücklicher Zufall uns in Berührung mit einem

Volke, das wir bisher vergeblich genauer kennen zu lernen gesucht hatten.

Ich war mit Herrn Kosmin vorangegangen, um an der Landenge, südlich vom Kap, einen Lagerplatz aufzusuchen, als ein stämmiger Tschuktsche auf einem Rennthierschlitten aus den nächsten Torossen gerade auf uns zukam. Er rief uns ein paar Worte zu und winkte uns dann mit der Hand, zu ihm zu kommen. Wir näherten uns ihm, aber Keiner verstand die Sprache des Andern. Durch allerlei Zeichen suchte ich ihn aufzuhalten, bis unser Dolmetscher mit den Uebrigen ankäme. Darauf stieg er, ohne im Mindesten Furcht oder Verlegenheit zu zeigen, aus dem Schlitten, holte seine Gansa hervor und verlangte von mir Tabak. Während er ganz bedächtig zu rauchen anfing, sprach er mehrmals das Wort Kamakaj, welches einen Aeltesten oder Anführer bedeutet, schwang sich rasch in seinen Schlitten und verschwand bald zwischen den Torossen. Am Abend erhielten wir in unserem Lager einen Besuch von drei Tschuktschen, von denen Zwei in einem Schlitten saßen, während der Dritte zu Fuß das Rennthier antrieb. Als sie sich näherten, machte der Eine mit beiden Armen allerlei seltsame Geberden und Zeichen, welche wohl andeuten sollten, daß sie unbewaffnet und friedlich gesinnt seien. Ein kleiner Mann von etwa 60 Jahren, dessen zottige, weite Kuchlänka seinen ganzen Körper verhüllte, betrat furchtlos den innern Lagerraum mit der Erklärung, er sei der Kamakaj der an den Küsten der Tschaunbucht ansässigen Tschuktschenstämme. Seine kecken, raschen Bewegungen verriethen einen kräftigen Körperbau, und die unter dem struppigen, kurzgeschorenen Haupthaare hervorblitzenden, kleinen, aber feurigen Augen deuteten Muth und Selbstvertrauen an. Nach dem Bewillkommnungsgruß »Toroma« ließ er uns die Speckseite eines Seehundes und ein Stück frisches, weißes Bärenfleisch zum Geschenk überreichen. Ich bewirthete ihn in unserem Zelte mit Tabak, Fischen und dergl., wobei er sich so ungezwungen und ruhig benahm, als wären wir schon alte Bekannte. Mit Hülfe unsers Dolmetschers entspann sich nun ein langes Gespräch. Unsere aufrichtige Erklärung über den friedlichen Zweck unserer Reise konnte doch sein Mißtrauen nicht ganz beschwichtigen. Er erzählte,

daß sie das von uns im Jahre 1820 auf der Höhe des Kap Schelagskoj errichtete Kreuz gefunden und, als im folgenden Frühling ihre Seehunds- und Bärenjagd besonders glücklich ausgefallen sei, dies dem Kreuze zugeschrieben und aus Dankbarkeit vor demselben ein weißes Rennthierkalb geopfert hätten. Auch erfuhren wir von ihm, daß die Tschuktschen gewöhnlich nur im März zur Bärenjagd hierher zu kommen pflegen. Sich selbst nannte der Alte einen Abkömmling der ehemaligen Schelagi oder, wie die Tschuktschen sie zu nennen pflegen, Tschewany, die schon seit vielen Jahren längs der Küste nach Westen gezogen seien. Von ihm hätte auch der Fluß und die Bucht Tschewau oder Tschaun den Namen erhalten. Am folgenden Tage kehrte der Kamakaj mit seinen Weibern, Kindern und einem Neffen wieder. Wir tranken eben Thee und setzten ihnen davon vor; sie gossen ihn aber, sobald sie denselben gekostet, mit einer Art von Widerwillen weg und schnitten sich aus dem Fußboden des Zeltes tüchtige Stücke Schnee, an denen sie begierig kauten, um den früheren Geschmack zu vertreiben. Ueberhaupt pflegen sie zum Schlusse jeder Mahlzeit ein tüchtiges Stück Schnee mit Wohlbehagen als Nachtisch zu verspeisen. Der Zucker aber schmeckte ihnen trefflich, besonders dem Neffen, dem derselbe süße Erinnerungen an seine Taufe auf dem Jahrmarkte zu Ostrownoje weckte, wobei er recht viel Zucker gegessen habe. Von dieser selbst wußte er fast nichts mehr zu sagen; sogar seinen Taufnamen hatte er vergessen. Von seiner damals mit ihm getauften Frau, an die er uns deshalb wies, erfuhren wir, daß er damals Nikolaj und sie Agaphia genannt worden sei; auch trug sie noch sein und ihr metallenes Taufkreuz am Halse. Während unsere Nartenführer derselben das Zeichen des Kreuzes und die bei Gebeten üblichen Verbeugungen lehrten, wußte ihr kleiner Sohn sehr geschickt ein paar Messer, einige Glasperlen und andere Kleinigkeiten zu entwenden. Der Kamakaj war ein in seiner Art ganz gebildeter Mann. Er wußte mir genau das ganze Küstenland bis zum Nordkap zu beschreiben, zeichnete mir sogar mit einer Kohle das Kap Schelagskoj und bezeichnete mir östlich von diesem eine kleine Insel, die wir auch später fanden. Auf meine Frage nach dem gesuchten nördlichen Lande erzählte er mir

Folgendes: Zwischen dem Kap Schelagskoj und dem Nordkap unweit der Mündung eines Flusses sehe man von der Felsenküste an hellen Sommertagen in weiter Ferne nach Norden zuweilen hohe, mit Schnee bedeckte Berge. Früher seien zuweilen große Rennthierheerden, wahrscheinlich von dort, über das Meer gekommen. Seiner Meinung nach gehörten jene Berge nicht einer Insel, sondern einem großen Lande an, zu dem einmal, wie sein Vater ihm erzählt habe, vor Alters ein Ttschuktschen-Aeltester mit seinen Angehörigen in großen, ledernen Bajdaren hinübergefahren sei. Dasselbe müsse auch von Menschen bewohnt sein, weil man vor einigen Jahren an der Insel Arautan einen Wallfisch gefunden habe, der mit Wurfspießen aus Schieferstein verwundet war, dergleichen unter ihnen nicht zu finden seien *). Ich beschenkte den guten Alten für seine Bereitwilligkeit, uns Rede zu stehen, reichlich und versicherte ihn einer kostbaren Belohnung von der Regierung, wenn seine Aussagen sich als gegründet erwiesen. Höchst erfreut, bat er mich angelegentlichst, dafür zu sorgen, daß der Beloj Tsar' ihm einen eisernen Kessel und einen Sack voll Tabak schicken möge, dann würde er vollkommen glücklich sein. Ich versprach, mein Möglichstes zu thun, und er schied sehr zufrieden mit der guten Aufnahme von uns. — Die Landenge, auf welcher wir uns befanden, lag nach meinen Messungen in 70° 2′ nördlicher Breite und 171° 3′ östlicher Länge.

Am 10. setzten wir bei einer Kälte von 26 Grad und dichtem Schneegestöber, welches die Küste und die Eisfläche des Meeres kaum zu unterscheiden gestattete, unsere Fahrt nach Osten fort. Am 11. lagerten wir an der Mündung eines breiten Stromes, den die Tschuktschen Werkon nennen. Das östliche Ufer war niedrig, während das westliche nach Norden in ein steiles Kap von 280 Fuß senkrechter Höhe auslief, dem ich den Namen Kap Kyber gab. Etwa 3½ Werst nördlich von ihm liegt eine etwa 2½ Werst im Umfange haltende, von hohen Torossen umschlossene Felseninsel, Amgaoton von den Tschuktschen genannt.

---

*) Er konnte auch von den Aleuten herübergeschwommen sein, die sich solcher Wurfspieße bedienen.

Ich benannte sie Schalaurow *), nach dem Manne, der durch seinen kühnen Unternehmungsgeist, seine Beharrlichkeit, seine Reisen und seinen Tod in diesen Gegenden wohl verdient hat, daß wenigstens so sein Name hier erhalten werde. An der Westküste der Insel finden sich zahlreiche Haufen übereinandergethürmter Wallfischrippen. Sie sind die Ueberbleibsel der Hütten eines Volkes, welches ehemals hier gelebt und sich von Fischen und Amphibien genährt haben soll, vornehmlich von Wallfischen, deren riesenhafte Rippen sie statt Balken und Stangen zum Baue ihrer Wohnungen brauchten. Ihre Sprache soll viel Aehnlichkeit gehabt haben mit der Mundart der an der Behringsstraße ansäsßigen Tschuktschen, welche auch in ähnlichen Wohnungen leben. Diese bilden mit den Aleuten und Grönländern einen und denselben Stamm, der sich demnach vom Osten des nördlichen Amerikas längs dem Ufer des Eismeeres bis zum Kap Schelagskoj erstreckt.

Am 13. verließen wir die Küste und richteten unsern Lauf auf dem Eise gerade nach Norden. Vier Werst vom Lande ließ ich einen Eiskeller machen und schickte die dadurch geleerten Narten zurück. Schon am 14. (bei 25 und 28 Grad Kälte) und noch mehr am 15. geriethen wir in so ungeheuere Torossen, daß wir am letzteren Tage mit unsäglicher Anstrengung nur erst 5 Werst zurückgelegt hatten, als der klägliche Zustand unserer Narten uns zum Stillstand nöthigte. Ich schickte deren wiederum 8 zurück und vergrub hier den größten Theil unserer Lebensmittel in zwei großen Behältern. Auf fünf Tage mit dem Nöthigen versehen, drang ich mit Herrn Kosmin und fünf Leuten weiter nach Norden vor. Ein heftiger Westwind, der ein die Luft verfinsterndes Schneegestöber herbeitrieb, erlaubte uns am 17. noch nicht, abzureisen. In der darauf folgenden Nacht wuchs er zu einem wirklichen Sturme an, der die Eisfläche um unser Lager aufbrach, so daß wir uns auf einer abgelösten Eisinsel von etwa 50 Faden im Durchmesser befanden. Nach allen Seiten waren Risse entstanden, welche sich durch die Wuth des Sturmes mit furchtbarem Krachen und Getöse immer mehr erweiterten.

*) Siehe Einleitung.

Viele derselben erreichten bald eine Breite von 15 Faden, und das Eisinselchen, dem wir unser Leben anvertraut hatten, ward vom Sturm hin- und hergeworfen. In solcher Lage brachten wir ohne Feuer, jeden Augenblick unseres Unterganges gewärtig, die Nacht zu. Der Morgen brach an und mit ihm ein günstiger Wind, der unsere Eisscholle mit den übrigen wieder zusammendrängte.

Am 19. wagten wir es, aufzubrechen, obgleich wir im Norden deutlich die dunklen Dünste des offenen Meeres aufsteigen sahen. Wir arbeiteten eifrig den ganzen Tag, uns in nordöstlicher Richtung einen Weg durch die Torossen zu bahnen. Bald mußten wir große, offene Eisspalten umgehen, bald fuhren wir über mit dünnem Eise bedeckte mit Lebensgefahr weg und hatten am Abend doch erst 10 Werst zurückgelegt. Am 20. nöthigten uns die wild aufgethürmten Torossen zu einer west-nord-westlichen Richtung, doch als wir in ihr kaum 8 Werst vorgedrungen waren, befanden wir uns vor einer wenigstens 5 Werst breiten, ungeheueren Eisspalte, die mit einer neuen, dünnen und vollkommen glatten Eisrinde überzogen war. Sie zu umgehen, war unmöglich und wir schlugen an ihrem Rande unser Nachtlager auf. Am andern Morgen entschloß ich mich, über die dünne Eisdecke des Kanals zu fahren, und nur unsern Hunden hatten wir das Gelingen dieses Wagstückes zu verdanken. Der vorderste Schlitten brach wirklich an mehreren Stellen ein, aber die Thiere flogen, als wenn sie selbst die Gefahr ahneten, unter dem unaufhörlichen Ermunterungsrufe der Führer mit solcher Blitzesschnelle über das berstende Eis dahin, daß der Schlitten nicht zum Sinken kam, sondern mit den übrigen glücklich das jenseitige Eisufer erreichte. Die Beschaffenheit des Eises war hier unserm Vordringen günstig und wir legten, zuletzt noch einen Theil der Nacht beim Leuchten eines schönen Nordlichts benutzend, 24 Werst zurück. Am 22. wurde unsere Fahrt durch eine Menge offener Stellen unterbrochen, die von dem dichtfallenden Schnee zum Theil so bedeckt waren, daß die vordern Hunde mehrmals in's Wasser fielen und die Narten Gefahr liefen, mit fortgerissen zu werden. Doch legten wir 30 Werst zurück und übernachteten in einer Torossengruppe, die, rings von Eisspalten

umgeben, wie eine Felseninsel dastand. Ein noch wichtigeres Hinderniß unseres weiteren Vordringens wurde jezt der Mangel an Hundefutter. Doch ich schickte noch zwei Narten zurück und belud mit einem Theile ihrer Vorräthe die beiden letzten und setzte mit ihnen am 23. meine Fahrt nach Norden fort. Nachmittags sahen wir, so weit unser Blick reichte, nördlich dichte, dunkelblaue Dünste aus dem Meere aufsteigen. Ungeachtet dieses untrüglichen Zeichens drangen wir noch 9 Werst vor, bis eine an der schmalsten Stelle über 150 Faden breite Spalte, die sich von Westen nach Osten über unsern ganzen Gesichtskreis erstreckte, uns völlig den Weg versperrte. Ein immer heftiger wehender Westwind erweiterte immer mehr diesen offenen Kanal. Wir erklimmten eine hohe Torosse, und vor uns lag weit ausgebreitet das unermeßliche, offene Meer. Ein furchtbarer, großartiger, aber trauriger Anblick! Zwischen und auf den schäumenden Wogen schaukelten ungeheuere Eisberge umher, die durch Sturm und Wasser, bald liegend, bald aufrecht schwimmend, gegen die lockere Eisfläche jenseits des vor uns liegenden Kanals geschleudert wurden und sie zertrümmerten. Dies geschah mit so ungeheuerer Gewalt und Schnelligkeit, daß in Kurzem jene Scheidewand schwinden mußte. — Wir konnten nicht weiter! — Vor dem schmerzlichen Gefühle der Unmöglichkeit, solche Naturhindernisse zu überwinden, schwand auch die letzte Hoffnung, das räthselhafte Land zu entdecken, an dessen Dasein wir noch nicht zweifeln durften und das wir drei Jahre unter beständigen Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren aufzufinden gestrebt hatten.

Der Punkt unserer Umkehr lag in 70° 51′ nördlicher Breite und 175° 27′ östlicher Länge. Unsere Entfernung vom festen Lande betrug in gerader Linie 105 Werst. Die Tiefe des Meeres fand ich 22½ Faden auf lehmigem Boden.

Noch an demselbigen Tage legten wir auf dem kurz zuvor von uns gebahnten Wege 35 Werst zurück. Am folgenden Tage verlor sich schon die alte Spur unserer Narten an vielen Stellen in frischen, kreuz und quer übereinandergehobenen Torossen. Ueber manche neu entstandene, breite Spalten setzten wir auf Eisschollen, deren wir uns als Fähren bedienten. Abends trafen

wir bei der Vorrathsniederlage ein, wo die zwei zurückgeschickten Narten unser warteten. Ich fühlte, daß hier kein Säumen statthaft sei, und die hier verborgenen Lebensmittel sollten am andern Morgen (den 25.) schnell zur Weiterreise aufgepackt werden, als mein bester Nartenführer von so heftigen Rückenschmerzen befallen wurde, daß wir noch einen ganzen Tag bleiben mußten. Unser Kranker fühlte sich am 26. durch die Ruhe und Einreibungen von Spiritus und Thran zwar gebessert, aber doch noch außer Stande, seinen schwierigen Dienst zu versehen. Doch aber ward es immer dringender, das verrätherische Eis zu verlassen; die Kälte betrug am Morgen nur 2 Grad. Da übernahm Herr Kosmin selbst die Führung der Narte und wir eilten mit Zurücklassung eines Theils unserer Vorräthe, die wir nicht unterbringen konnten, vorwärts. Schon nach 3 Werst verschwanden die Spuren unserer Hinfahrt gänzlich und ganz neue Torossen und Eisspalten erschwerten uns die Fahrt ungemein. Wir mußten, um weiter zu kommen, einen Theil unserer Ladung abwerfen. Auch dieses Opfer half nicht auf lange. Als wir mit vieler Mühe noch 2 Werst zurückgelegt, verschwand alle Hoffnung, zwischen den offenen Stellen durchzukommen. Im Westen lag das Meer mit seinen umhertreibenden Eismassen schon offen vor uns und dicke Dünste, die aus ihm aufstiegen, verfinsterten die Luft. Im Süden glaubte man noch eine Eisfläche zu erblicken, sie bestand aber aus lauter größeren Bruchstücken und zwischen uns und ihnen lag offenes Wasser. So von allen Seiten abgeschnitten, sahen wir der Nacht mit Bangen entgegen. Die Luft blieb still und das Meer ruhig. Ein leichter Wind trieb Nachts die Eisinsel, auf der wir standen, langsam nach Osten. Der Nachtfrost kittete unsere Scholle und die kleinern, die uns umgaben, wieder an die größere Fläche, die wir am 27. bei Sonnenaufgang glücklich erreichten. Doch schon nach einer Werst sahen wir uns in einem Labyrinthe von offenen Wasserstellen, die uns nach allen Seiten den Weg abschnitten. Wir blieben auf einer der größeren Schollen, um so mehr, da sich am düstern Himmel die Vorboten eines nahenden Unwetters zeigten. Der scharfe Westwind wuchs bald zum orkanartigen Sturme heran. Das furchtbar aufgeregte Meer schleuderte die Eisschollen in allen Richtungen

gegen einander. Hier richteten sich zwei ungeheure Eisflächen senkrecht auf, standen ein paar Augenblicke gleich schlagfertigen Kämpfern sich gegenüber, und stürzten dann krachend und zischend übereinander in die Fluthen hinab, dort wurden mächtige Eisberge wie leichte Federbälle hoch auf die Gipfel der wüthenden Wogen erhoben und stürzten dann zertrümmernd mit furchtbarem Getöse auf die nächsten Eisfelder — es war ein schreckliches, riesiges Bild der auf's Höchste aufgeregten Polarnatur. In peinlicher Unthätigkeit verbrachten wir drei qualvolle Stunden in dieser schrecklichen Lage. Noch hielt die Eismasse unter uns zusammen, doch plötzlich ergriff sie der Sturm und schleuderte sie mit ungeheuerer Gewalt gegen eine andere, größere Eisfläche — ein fürchterlicher Ruck, ein betäubendes Getöse, und wir fühlten unter uns die Eismasse zerbröckelt nachgeben und das Wasser überall hervorquellen. Der Augenblick unseres Untergangs war da! Aber in dem furchtbaren, entscheidenden Moment, wo Rettung unmöglich schien, da rettete uns der jedem lebenden Wesen angeborene Trieb der Selbsterhaltung. Ihm folgend, sprangen wir Alle zugleich auf die Schlitten, trieben die Hunde an, ohne zu wissen, wohin, flogen pfeilschnell über die sinkenden Eisbrocken auf das Eisfeld, an welchem wir gestrandet waren, und erreichten glücklich eine noch festsitzende, mit hohen Torossen besetzte Eismasse, auf der unsere Hunde von selbst stille standen. Wir waren gerettet! Freudig umarmten wir uns und dankten vereint Gott für unsere wundervolle Erhaltung. Aber das fortdauernde Brüllen des wild tobenden Sturmes, das furchtbare Krachen der übereinanderstürzenden Eiscolosse trieb uns nach kurzer Rast vorwärts, der im Süden sichtbaren Küste zu. Gegen Abend gelangten wir zu unserem ersten Vorrathskeller im Eise, luden aus ihm so viel als möglich auf unsere Narten und erreichten glücklich vor dem völligen Eintritte der Dunkelheit die Küste. Wir schlugen unser Lager nahe der Mündung des Flusses Werkon unter dem Schutze eines Felsens auf und stärkten uns nach so vielen in steter Lebensgefahr verbrachten Stunden einmal wieder durch etwas Nahrung, besonders aber durch den Genuß des so labenden Thees.

Am 28. hatte sich der Sturm gelegt und wir konnten die

noch übrigen Vorräthe aus dem nächsten Eiskeller an's Land schaffen. Der Versuch aber, die aus dem weiter nördlich gelegenen ebenfalls zu retten, mißlang, da, ungeachtet die Kälte wieder bis auf 21 Grad kam, die Spalten und offenen Stellen im Eise noch nicht völlig zugefroren waren. Durch diesen Verlust unserer Vorräthe geriethen wir in ernste Besorgniß, und unsere ganze Hoffnung beruhte auf der Wiedervereinigung mit der Abtheilung des Herrn von Matiuschkin, der mit der Aufnahme der Küste beauftragt war. Nachdem wir für ihn auf einem Hügel eine Art Wahrzeichen, das ihn von unserer peinlichen Lage unterrichten sollte, errichtet hatten, zogen wir am 2. April in östlicher Richtung längs der bald ganz flachen Küste weiter. Am 6. aber, nachdem Herr Kosmin noch einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, jenen nördlichen Vorrathskeller zu erreichen, sahen wir uns zur Umkehr genöthigt. Wir befanden uns 360 Werst von unsern Vorräthen im Balagan an der großen Baranicha und unser Hundefutter reichte höchstens noch drei Tage.

Wir hatten in sehr trauriger Stimmung etwa 10 Werst zurückgelegt, als wir plötzlich durch die Erscheinung des Herrn von Matiuschkin und seiner Begleiter überrascht wurden. Das Wiedersehen stimmte Alle zur Freude und entriß uns der beängstigenden Sorge, denn die kleine Karawane war gesund und reichlich mit Lebensmitteln und Futter versehen. Sie waren häufig mit den Tschuktschen zusammengetroffen und hatten unter andern am Schelagschen Vorgebirge die Bekanntschaft eines Kamakaj gemacht, der von einem hoch im Norden gelegenen großen Lande gesprochen hatte, dessen wilde Bewohner sich blos vom Schnee nährten. Höchst bemerkenswerth war auch seine Mittheilung, daß sich östlich von dem Werkon auf der Küstentundra die Ueberreste eines Hauses befänden, das von Russen erbaut sei, welche sich, nach der Erzählung seines Vaters, von einem großen, gescheiterten Schiffe dorthin gerettet hätten und dort umgekommen seien. Vor vielen Jahren wären herumziehende Tschuktschen auf diese Hütte gestoßen und hätten in derselben benagte, menschliche Gebeine und Schädel, etwas Lebensmittel und Tabak und mehrere große, weiße Segel gefunden, sowie in der Nähe eine Schmiede mit allerlei Eisengeräthe. Meinem Gefährten war es

darauf gelungen, die Ueberbleibsel dieser Hütte zu finden, deren glatt behauene und gut zusammengefügte Balken bewiesen, daß sie nicht von Eingeborenen, jedoch zu einem längeren Aufenthalte erbaut war. Auch die Zeitangabe des Kamakaj (nämlich 1764 oder 65) läßt wohl keinen Zweifel übrig, daß die zerfallende Hütte das Grab des merkwürdigen Schalaurow ist. Das Mitgefühl, welches selbst die ungebildeten Begleiter an dieser Stätte über das traurige Ende des merkwürdigen Mannes äußerten, war eine rührende, seinem Andenken gewidmete Todtenfeier.

Dem Doctor Kyber war zu Ostrownoje von einigen Tschuktschen-Häuptlingen auch von einem im Norden liegenden Lande erzählt worden, dessen hohe Berge sie nördlich von einem Orte, den sie Jakan nannten, an heiteren Tagen gesehen haben wollten. Wir beschlossen, diesen weiter östlich gelegenen Küstenpunkt aufzusuchen. Nachdem wir zuvor einen Theil unserer Vorräthe im Eise vergraben und 6 dadurch erledigte Narten zurückgeschickt hatten, brachen wir mit den 7 uns noch übrig bleibenden am 7. April bei so gelindem Wetter auf, daß wir Mittags 2 Grad Wärme hatten. Dieser Umstand nöthigte uns, in dieser ganzen Zeit meist des Tages zu ruhen und die kältere Nacht zu unsern Fahrten zu benutzen. Am 8. kamen wir längs der hier hohen Küste zu einem in's Meer hinaustretenden Felsen, hinter dem dieselbe plötzlich wieder niedrig wurde. Nach allen Beschreibungen war dies das Kap Jakan. Es lag in 69° 41′ nördlicher Breite und 176° 32′ östlicher Länge. Der Himmel war rein und hell. Mit der größten Aufmerksamkeit blickten wir nach Norden, in der Hoffnung, vielleicht das ersehnte Land zu entdecken, jedoch vergeblich. Wir zogen östlich weiter und gelangten nach 4½ Werst an die Mündung des Flüßchens Jakan Uwajan. Nahe dabei lag das 21 Fuß lange Gerippe eines großen Bootes, das die Tschuktschen, wie sie erzählten, wenn das Meer offen ist, mit Wallroßhäuten überziehen und zur Wallroßjagd benutzen, denn diese Thiere finden sich vom Kap Jakan bis zum Tschukotskoj-Noß in großer Menge. — Wir hatten uns von dem ersteren 55 Werst entfernt, als wir auf eine Menge Treibholz stießen, an dem wir großen Mangel zu leiden anfingen. Dieses sowohl, als die am 9. wieder eintretende Kälte kamen dem

Herrn von Matiuschkin sehr zu statten, der mit drei Narten und mit Vorräthen auf 15 Tage eine nochmalige Eisfahrt in nördlicher Richtung antrat, um das bezeichnete Land zu suchen, während ich die Aufnahme der Küste fortsetzte.

Nach einer Fahrt von 48 Werst gelangten wir zur Mündung des Flüßchens Kujegun und machten 13 Werst jenseits desselben am Morgen des 10. April Halt. In Haufen zusammengelegtes Treibholz und viele Spuren von Rennthierschlitten deuteten uns die Nähe von Menschen an. Als wir noch 23 Werst zurückgelegt hatten, erblickten wir im Osten einen weit in das Meer vortretenden Felsen, der durch eine sehr niedrige Landzunge mit dem Festlande zusammenhängt, und auf dieser, als wir uns am Morgen des 11. näherten, einige Tschuktschenhütten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Vorgebirge dasselbe ist, welches Capitain Cook im Jahre 1777 sah und das Nordkap benannte. Es führt jetzt den Namen Kap Ir-Kajpij. Wir näherten uns langsam der Niederlassung der Tschuktschen und machten, um sie durch unser plötzliches Annähern nicht zu erschrecken, etwa 1½ Werst von ihnen auf dem Eise Halt. Trotz dem sahen wir sie eilig hin- und herlaufen und dann zur Berathung in Gruppen zusammentreten. Endlich näherten sich uns zwei Männer langsam, doch ohne Zeichen von Furcht. Als ich ihnen meinen Dolmetscher entgegenschickte, begrüßten sie ihn mit feierlichem Ernste und setzten sich schweigend auf dem Eise nieder. Dieser stopfte, gleichfalls schweigend, die Gansy, und erst als sie dieselben ausgeraucht hatten, setzte er sie in einer langen Anrede von unsern friedlichen Absichten in Kenntniß, worauf sich Beide zu unserm Lagerplatz führen ließen. Der Eine, Namens Etel, stellte sich mir als den Häuptling dieses kleinen Stammes vor und ließ mir durch seinen Gefährten zwei frisch gefangene Seehunde als Freundschaftsgeschenk überreichen. Er erklärte sich bereit, uns nach Kräften in unserem Vorhaben zu unterstützen, um so mehr, als es sich auswies, daß er ein Verwandter des Kamakaj vom Kap Schelagskoj war und ich ihn mit Tabak und einigen Kleinigkeiten beschenkte. Als wir am andern Tage auf seine Einladung ihn besuchten, empfing er uns unter einer Art großem Zelte aus Rennthierfellen, umgeben von seinen sämmt-

lichen Kostbarkeiten und Schätzen. Mit einem gewissen Geschmack waren hier aufgestellt: ein ansehnlicher Vorrath von Steinfuchsbälgen, breite Riemen aus Wallroßhaut, eine Menge Fischbein, einige sauber gearbeitete Rennthierschlittchen, lederne Kriegswämse, Wurfspieße, Bogen und Pfeile, allerlei Geräthschaften zur Fischerei und Seehundsjagd u. s. w. Er forderte mich auf, mir davon zu nehmen, was mir gefiele, und ihm dafür eine Flinte und Pulver zu geben. Ich versprach, seine wiederholte dringende Bitte zu erfüllen, wenn er sich anheischig machen wolle, uns 13 Seehunde zum Hundefutter zu liefern, auf seinen Schlitten einen Vorrath von Brennholz herbeizuschaffen und uns bis auf die Insel Koliutschin zu begleiten, wo er eine verheirathete Schwester hatte. Ohne Zögern willigte er ein, pries meine Uneigennützigkeit und Großmuth und gab sogleich die nöthigen Befehle zur Vollführung seiner Zusagen. Bevor ich ihn wieder verließ, trat er noch mit der Bitte zu mir: »Erlaubst Du mir, Tajon, einen Bataß (eine Art großes, breites Messer, das an einem langen Stocke befestigt wird) mitzunehmen, den ich meiner Schwester zum Geschenke bestimmt habe?« Obgleich ich die eigentliche Absicht, nicht ohne Waffe sich uns anzuvertrauen, wohl durchschaute, so willigte ich doch darein, und wir schieden als die besten Freunde.

Am andern Morgen erschien Etel völlig zur Reise gerüstet bei uns. Er hatte seine besten Kleider angelegt; auf dem Rücken trug er eine Art von Quersack mit Tabak und einigen andern europäischen Kleinigkeiten, die er auf Koliutschin verhandeln wollte. Seine Mütze war reichlich mit Glasperlen, Ohrgehängen u. dergl. verziert und oben mit einem großen Rabenkopfe geschmückt, welcher, wie er versicherte, uns eine glückliche Reise und einen freundlichen Empfang verschaffen sollte. Nachdem wir drei Viertheile unserer Vorräthe in der Hütte unseres neuen Freundes zurückgelassen hatten, brachen wir mit ihm, fast von sämmtlichen Bewohnern eine Strecke geleitet, auf. Wir machten an diesem Tage eine Fahrt von 90 Werst und erreichten, nachdem wir um Mittag über die nicht sehr breite, aber desto reißendere Ekechta gesetzt hatten, am späten Abend zwei einzelne Tschuktschenhütten. Das Bellen unserer Hunde weckte die fried-

lichen Bewohner aus ihrem Schlafe und diese machten, durch unsere Ankunft erschreckt, auf einer großen Schamanentrommel ein heilloses Getöse, bis es ihrem Freunde Etel durch seine Beredtsamkeit und durch das bedeutungsvolle Friedenszeichen, den Rabenkopf, gelang, uns Aufnahme zu verschaffen.

Am folgenden Tage, den 14. April, legten wir wiederum eine Strecke von 84 Werst zurück. Wir fuhren über die 2½ Werst breite Mündung des Flusses Amgujem, wo früher bedeutende Rennthierzüge den Tschuktschen von der Insel Koliutschin eine ergiebige Jagd verschafften, und gelangten erst spät am Abend an dem westlichen Ufer des Wankarem und dem gleichnamigen Kap zu einer Tschuktschenniederlassung, deren Bewohner ebenfalls schon im tiefen Schlafe lagen. Ehe Etel sie weckte, suchte er eine Stelle in der Nähe der vier Hütten auf, wo die Gebeine einiger seiner Stammverwandten begraben lagen, sprach dort halblaut mit ernster Rührung ein Gebet und opferte den Geistern der Verstorbenen einige Tabaksblätter. Dann erst trat er in eine der Hütten und verschaffte uns eine gastliche Aufnahme. — Merkwürdig ist die durchaus gleiche Bildung der drei Vorgebirge Schelagskoj, Ir-Kajpij und Wankarem. Alle drei bestehen aus hohen, durch schmale Landzungen mit dem Festlande verbundenen Felsen von sehr feinkörnigem Sienit mit grünlich-weißem Feldspath, dunkelgrüner Hornblende und Glimmer. Der einzige Unterschied ist, daß bei den östlicheren die Felsen an Höhe und die Landengen an Breite abnehmen. Nachdem wir am 15. auf der sich merklich erhebenden Küste 25 Werst zurückgelegt hatten, erreichten wir das Felsenkap Onman, das sich durch seine Höhe und eine Reihe nahe dabei aufsteigender, 140 Fuß hoher Säulen auszeichnet, welche den Ruinen eines großartigen Gebäudes sehr ähnlich sehen. In deren Nähe lagen, der ganzen Rauheit des Klimas ausgesetzt, einige Wohnungen. Der Tschuktsche ist unempfindlich gegen die Kälte, sein Wald, Acker und Garten ist das Eismeer mit seinen Seehunden und Wallrossen, die ihm für alle Bedürfnisse genügen. — Als wir das Kap umfahren hatten, sahen wir in einer Entfernung von 30 Werst die Insel Koliutschin in Form eines runden Berges und erreichten sie

auf dem gut eingefahrenen Wege der Tschuktschen in kurzer Zeit. Sie wird auf der Seeseite von steilen Granitfelsen beschränkt und hat nach der Landseite zu eine Ausdehnung von 3½ Werst. Auf der flachen Südspitze liegt das aus 11 Häusern bestehende Tschuktschendorf. Etwa ¼ Werst vor demselben schlugen wir unser Lager auf. Bei unserem Anblicke gerieth die ganze Bevölkerung des Ortes in Bewegung. Die Weiber und Kinder flüchteten auf einen Berg, die Männer aber stellten sich, mit Spießen, Batassy und Bögen bewaffnet, kampffertig in Schlachtordnung vor ihren Hütten auf. Jetzt sahen wir ein, wie nützlich uns Etels Begleitung und sein bedeutungsvoller Rabenkopf war. Er begab sich allein zu dem wilden Haufen und wußte sehr bald dessen feindselige Sinnesart in die entgegengesetzte umzuwandeln. Mein Anerbieten, ihnen Tabak und Glasperlen gegen Wallfischfleisch für unsere Hunde zu geben, war ihnen sehr willkommen, da sie im vorigen Sommer allein 50 Wallfische erlegt hatten. Bald fanden sich auch von der Küste her viele Tschuktschen ein und waren über 70 Menschen um uns versammelt, so daß unser Lager einem kleinen Markte glich. Jeder Ankommende mußte vor allem Handel mit Tabak beschenkt werden. Die Meisten gaben sich für Häuptlinge aus und Jeder verlangte ein größeres Antrittsgeschenk als sein Vorgänger, so daß unser Tabaksvorrath bald erschöpft war. Unter ihnen war auch ein Tschuktschenhäuptling von der Behringsstraße. Ueber seiner rauhen Kuchlänka trug er zwei kleine Heiligenbilder und vier metallene Kreuzchen, dazwischen hing eine Art hölzerner Kapsel, welche zwei schriftliche Zeugnisse enthielt, auf welche er sich gewaltig viel einbildete. Das eine besagte, daß er und seine drei Söhne getauft seien, das andere, daß er dem Kaiser einen schwarzen Fuchsbalg übersandt und dafür von demselben als Zeichen des Wohlwollens ein rothtuchenes Oberkleid erhalten habe. Er schlug bei jeder Gelegenheit ein Kreuz und rühmte sich, daß er Zwieback und Zucker zu essen und Thee zu trinken verstehe. Dieser Prahler war uns sehr lästig und der unverschämteste in seinen Forderungen. Sonst konnten wir mit diesen Leuten zufrieden sein, bis auf ihre Neigung zum Diebstahl, die diesen Kindern des äußersten Nordens so eigenthümlich wie den Südseeinsulanern

zu sein scheint. — Die Insel liegt in 67° 26′ nördlicher Breite und 184° 24′ östlicher Länge.

Wir waren 1060 Werst von Nis'hne-Kolymsk entfernt, das wir vor dem eigentlichen Frühling wieder erreichen mußten; unsere Hunde waren sehr entkräftet und es fehlten mir die Mittel, noch Futter für dieselben einzutauschen. Gern hätte ich noch die Küste bis zur Behringsstraße aufgenommen, doch unter diesen Umständen mußte ich darauf verzichten und trat am 17. April Abends, noch viel von der Habgier der Tschuktschen gequält, die Rückreise an. Am 20. erreichten wir wieder das Dörfchen Ir-Kajpij unter lautem Jubel der Bewohner über die glückliche Rückkehr ihres Häuptlings Etel. Sie hatten die zugesagten Vorräthe an Seehunden angeschafft, und wir verweilten noch einige Tage unter ihnen.

Thun wir hier erst noch einen Rückblick auf das merkwürdige und noch so wenig bekannte Volk, unter dem wir uns aufhielten. Die Tschuktschen bewohnen die Nordostspitze Asiens von der Tschaunbucht bis zur Behringsstraße einerseits und von dem Anadyr und der Obergegend des trockenen Aniuj bis an das Eismeer andererseits. Ihre Nachbarn sind die Koräken, Tschuwanzen und Jukahiren. Ihre Wohnplätze erstreckten sich früher, ehe die Kosaken die Gegend der Kolyma unterwarfen, bis an diesen Fluß. Sie verändern ihre Wohnsitze nur, wenn Mangel an Futter für ihre Rennthiere sie dazu nöthigt, und ihnen ist eine gewisse Sorge für die Zukunft und Sparsamkeit, sowie eine Habsucht eigen, die der echte Nomade nicht kennt. Selbst seine bequemere und schwerfälligere Kleidung ist mehr auf eine sitzende Lebensart berechnet. Dagegen zeichnen sich die Tungusen, als ein eigentliches Nomadenvolk, durch ihre Gewandtheit, Beweglichkeit und ihren beständigen Frohsinn vor allen hiesigen Völkerschaften aus, so daß wir sie die Franzosen der Tundra zu nennen pflegten. Die Rennthier-Tschuktschen, die sich selbst Tennygk nennen, bewohnen den gebirgigen Theil dieses Landstrichs und bilden die Hauptmasse der Bevölkerung. Früher lebten Alle fast allein von dem Ertrage ihrer großen Rennthierheerden, mit denen sie in der Tundra umherzogen; Viele aber verloren dieselben und mußten an der Küste durch Wallfisch-, Seehunds- und Wall-

roßjagd ihr Leben fristen. Da diese Thiere je näher der Insel Koliutschin desto häufiger sind, so nimmt auch in der Nähe derselben die Bevölkerung immer mehr zu. Zu unterscheiden also sind die ansässigen oder Küsten-Tschuktschen und die nomadisirenden oder Rennthier-Tschuktschen. Beide stehen in gutem Vernehmen mit einander und die Ersteren liefern den Andern Wallfischfleisch und Rippen, Wallroßriemen und ihren größten Leckerbissen, den Thran, und erhalten dagegen von diesen Rennthierfelle und schon fertige Kleider. — Die Hütten der sitzenden Tschuktschen haben die Gestalt eines großen, unregelmäßigen Kegels, der nach Norden stark ausgebogen ist, nach Süden aber gerade hinabgeht. In der Spitze ist ein Loch zum Abzug des Rauches angebracht, an der Südseite eine mit Fell verhängte Oeffnung als Eingang; an der Nordseite steht innen ein zweites, viereckiges, niedriges Zelt aus doppelten Rennthierfellen, welches das eigentliche Wohn- und Schlafgemach ist. Bei strenger Kälte gebraucht man es auch als Küche, wo dann in Thran getränktes Moos zur Feuerung und Erleuchtung dient. Auch in der Küche brennen sie wegen des fast allgemeinen Holzmangels Wallfisch- und andere Rippen und Knochen, die sie, damit sie besser brennen, mit Thran begießen. — Die Seehunde fangen sie in aus Riemen verfertigten Netzen, die sie unter das Eis auslegen, oder sie machen Jagd auf dieselben, indem sie, um unbemerkt auf dem Schnee zu bleiben, ganz weiß gekleidet, sich in die Nähe der Luftlöcher legen, bei denen die Thiere herauszukommen und sich zu sonnen pflegen. Darauf scharren und kratzen die Jäger leise mit fünf an einem Stäbchen befestigten Bärenklauen, wodurch, wie sie behaupten, das Thier eingeschläfert werden soll, und kriechen dabei immer näher heran, bis sie den sorglosen Seehund mit dem Spieße erreichen. Den Wölfen stellen sie auf eine sehr sinnreiche Art nach; sie spitzen nämlich ein starkes Stück Fischbein an beiden Enden zu und verbinden es durch einen Faden zu einem Ring, diesen begießen sie mit Wasser, bis sich eine feste Eiskruste um denselben bildet, welche das Fischbein in seiner runden Form zu halten vermag. Darauf durchschneiden sie den Faden, bestreichen das Ganze dick mit Fett und werfen es den Wölfen als Lockspeise aus. Diese verschlingen es gierig, die Eisrinde thauet

auf und das zurückschnellende Fischbein erstickt die Thiere. Dies Mittel soll selten fehlschlagen. — Auf der Insel Koliutschin werden die Wallrosse oft in großer Menge erlegt, indem die Eingeborenen dieselben, wenn sie auf das Ufer steigen, mit Stöcken und Peitschen weiter hinauftreiben und so mit leichter Mühe erlegen. Das Wallroß ist ihnen fast von dem gleichen Nutzen wie dem Nomaden das Rennthier. Das Fleisch und der Speck dienen ihnen zur Nahrung, der letztere in Ermangelung des Holzes, gleich dem Thrane, auch zur Erwärmung und Erleuchtung ihrer Wohnungen. Das Fell giebt dauerhafte Riemen zum Anspann und feste Stiefelsohlen. Aus den Eingeweiden werden leichte, wasserdichte Ueberkleider für den Sommer und aus den Sehnen eine Art sehr dauerhaften Zwirns verfertigt. Endlich liefern ihnen die großen Hauzähne des Wallrosses das herrlichste Elfenbein, aus welchem sie mit vieler Mühe eine Art schmaler, langer Trinkgeschirre verfertigen. Auch bedienen sie sich dieser Zähne wegen ihrer außerordentlichen Härte als Brechstangen, vorzüglich aber sind sie ein Hauptgegenstand für den Tauschhandel mit den Rennthier-Tschuktschen, die sie den Russen zuführen. — Gefährlicher ist die Jagd auf die weißen Bären, die sie in ihren Höhlen zwischen den Torossen des zugefrorenen Meeres aufsuchen und meist erst nach langem Kampfe mit Spießen erlegen. — Zum Fischfang bedienen sie sich einer Art Setzkörbe, zur Vogeljagd einer Art Schleuder, die aus einer Menge langer und feiner Riemen besteht, an welchen Steine befestigt sind. Diese werfen sie sehr geschickt unter eine Heerde fliegender Gänse, die, sich in die Riemen verwickelnd, zu Boden fallen. — Im Allgemeinen sind sie keine Jäger und stellen unter den Vierfüßlern nur den Bären nach, deren Fleisch sie für einen besondern Leckerbissen halten. — Ihre Hauptwaffe ist der oben erwähnte Bataß. Statt des bei ihnen seltenen Eisens dienen ihnen meist die harten Wallroßzähne. Die ansässigen Tschuktschen fahren mit Hunden, die jedoch klein und schwächlich sind, und spannen deren vier in eine Reihe. — Bei diesen sowohl, als bei den nomadisirenden scheint eine Art Leibeigenschaft zu bestehen. Man findet nämlich bei den Wohlhabenderen ganze dienstthuende Familien, die sich nicht entfernen dürfen, kein Eigenthum besitzen,

von ihrem Herrn ernährt und gekleidet werden und ganz von seiner Willkür abhängen. Auf meine Frage nach dem Ursprunge dieser Leibeigenschaft wußte man mir nichts weiter zu erwidern als: »Es war ja immer so, und muß also auch so bleiben.« Wahrscheinlich sind es Abkömmlinge ehemaliger Kriegsgefangenen. — Alle Nahrungsmittel der Tschuktschen sind dem Thierreiche entnommen. Das gewöhnlichste ist abgekochtes Rennthierfleisch mit Seehundsfett oder Thran; zu den beliebtesten gehört das Fleisch des Eisbären und die Haut des Wallfisches, welche mit einer daran gelassenen Schicht Fleisch roh gegessen wird. Die Fleischbrühe wird erst völlig erkaltet und meist noch mit Schnee vermischt als durststillendes Getränk aus hölzernen Schaalen durch kleine Röhren von Rennthierknochen eingesaugt. Fische gelten nur als Nothbehelf. Salz verschmähen sie ganz bei ihren Speisen. Merkwürdig ist es auch, daß sie dieselben fast ganz kalt genießen und zum Nachtisch gewöhnlich noch ein großes Stück Eis. So habe ich auch gesehen, wie sie bei 30 und mehr Grad Kälte von Zeit zu Zeit mit großem Wohlgefallen eine Hand voll frischen Schnees verzehren.

Noch muß ich eines Volksstammes erwähnen, der an Körperbau, Kleidung und Sprache sich auffallend von den Tschuktschen unterscheidet. Er nennt sich Onkilon, die Seeleute, und bewohnt jetzt die südliche Meeresküste an der Anadyr-Bucht, soll aber vor 200 Jahren die ganze Tschuktschenküste vom Kap Schelagskoj bis zu der Behringsstraße eingenommen haben. Noch jetzt findet man die Ueberreste ihrer Erdhütten, welche in Form kleiner Hügel zur Hälfte in die Erde hineingegraben und oben mit Wallfischrippen geschlossen sind. Der Sage nach mußte ihr vornehmster Häuptling, Krächoj, in Folge einer heftigen Feindschaft mit dem Stammhaupte der Rennthier-Tschuktschen sammt seinem Volke auswandern. Von diesem Krächoj wird auch erzählt, er habe einen Tschuktschen-Häuptling getödtet und dafür sei sein Sohn von dem Sohne des Erschlagenen umgebracht worden, und er selbst habe sich, um der Blutrache zu entgehen, mit allen seinen Stammverwandten auf fünfzehn Booten nach dem Nordlande geflüchtet, dessen Berge man zuweilen von Jakan aus erblicke. Dabei muß ich auch der Erzählung eines Greises auf der Insel

Koliutschin Erwähnung thun, der mir mittheilte, zur Zeit seines Großvaters wäre einmal ein Boot mit 6 Tschuktschen und einer Frau an ein ihnen unbekanntes Land verschlagen worden. Die Schiffbrüchigen wären alle von den Eingeborenen ermordet und nur die Frau verschont und wie eine Merkwürdigkeit im ganzen Lande umhergeführt worden. Sie sei in einem großen Lande nördlich von der Insel Koliutschin gewesen, das, sich weit nach Westen erstreckend, wahrscheinlich mit Amerika zusammenhänge. Zuletzt sei sie von den Kargauten, einem an der Behringsstraße wohnenden Volke, wieder zu den Ihrigen entkommen. Die ganze Erzählung ist aber sowohl von der Frau selbst, als auch von den nachherigen Ueberlieferern mit so viel unwahrscheinlichen Abenteuerlichkeiten durchspickt, daß sie wenig Glauben verdient.

Am 23. April reisten wir von dem Kap Ir=Kajpij in westlicher Richtung und fanden am folgenden Tage an der Stelle, wo Herr von Matiuschkin seine Eisfahrt begonnen hatte, ein hohes, hölzernes Kreuz mit der Anzeige, daß große offene Stellen ihn zur baldigen Umkehr genöthigt hätten. Den 25. übernachteten wir bei Schalaurows Hütte. Den 1. Mai erreichten wir das Kap Schelagskoj, konnten aber leider dort von unserm Kamakaj nur sehr wenig Lebensmittel erhalten. Unsere Hunde waren sehr abgemattet und hatten sich die Füße blutig gelaufen, so daß wir einige, um sie nur fortzubringen, auf die Narten laden mußten. Dabei gingen die Vorräthe für uns und die Hunde ganz zu Ende. Mit vieler Mühe schleppten wir uns noch bis zu unserem Balagan an der Baranicha, wo wir das Entbehrte fanden und unseren Hunden zwei Ruhetage bis zum 5. gönnen konnten. Je weiter wir kamen, desto merklicher wurde der Einfluß des nahenden Frühlings, und obwohl die Eisdecke der Kolyma uns noch trug, so stand doch das Schneewasser schon hoch auf derselben. Endlich erreichten wir am 10. Mai wieder Nis'hne=Kolymsk nach einer Abwesenheit von 78 Tagen, in denen wir 2300 Werst gemacht hatten. Herr von Matiuschkin war schon seit 6 Tagen eingetroffen.

Die Reihe unserer Versuche, das fragliche Land im Norden des Eismeeres aufzufinden, war nun geschlossen und hatte nur zu folgenden Ergebnissen geführt: einmal, daß in jeder uns erreich=

baren Entfernung von der Nordküste Asiens sich kein solches Land befindet, und dann, daß, wenn die freilich unverbürgten und zum Theil nur sagenhaften Mittheilungen der Eingeborenen begründet sein sollten, ein noch anzustellender Versuch zur Auffindung jenes Landes von Jakan aus unternommen werden müßte und nur in einem sturmlosen, anhaltend kalten und lange dauernden Winter erfolgreich sein könnte. Auch die übrigen Arbeiten und Forschungen der Expedition waren als beendigt anzusehen, und so konnten Herr von Matiuschkin und Doctor Kyber schon Anfangs Juli nach der Heimath aufbrechen. Mir war durch die verzögerte Ankunft eines Beamten aus Jakutsk, mit dem ich alte Rechnungen und Zahlungen an die Bewohner des kolymskischen Gebietes zu berichtigen hatte, ein peinliches Warten auferlegt.

Zwölftes Kapitel.

Erst am 1. Novbr. konnte ich mit Herrn Kosmin Nis'hne-Kolymsk nach einem Aufenthalte von vollen 3 Jahren verlassen, und wir erreichten bald Sredne-Kolymsk. Hier mietheten wir von dem Kaufmann Beres'hnoj Pferde, die uns bis Jakutsk bringen sollten, und reisten am 19. November bei einer Kälte von 32 Grad weiter. Mit eigenen Pferden brauchten wir nicht, wie auf der Herreise, der Poststraße zu folgen, sondern konnten den Weg nördlich von Saschiwersk einschlagen, den die Handelskarawanen längs dem Flusse Selenächa durch die von den Jakuten bewohnten Haiden nehmen. Diese liefern nämlich in großer Menge ein zum Geschlechte des Schachtelhalmes gehöriges Kraut, das, zumal wenn es nach den ersten Frösten seinen bittern Geschmack verloren hat, ein ganz vorzügliches Pferdefutter ist. Meine Rückreise bedarf bei der ungeheuren Einförmigkeit des nordöstlichen Sibiriens keiner weitern Beschreibung und ich darf mich auf einige Ergänzungen des schon früher Mitgetheilten beschränken.

Ich hatte von Neuem Gelegenheit, an den uns begleitenden Jakuten zu beobachten, wie weit es der Mensch durch Gewohn-

heit in der Abhärtung gegen Kälte und Ungemach bringen kann. Auch auf der weitesten Winterreise nehmen sie weder Zelte noch Decken und nur ihre gewöhnliche Hauskleidung mit. So brachten sie selbst bei einer Kälte von 33 Grad auf ganz offenen, dem Nordwinde blosgestellten Plätzen die Nächte unter freiem Himmel auf einer über den Schnee gebreiteten Pferdedecke, mit dem Kopfe auf einem hölzernen Sattel ruhend, zu, indem sie dabei nur die Vorsicht beobachten, sich Nase, Ohren und sonstige Oeffnungen des Körpers mit kleinen Fellstückchen zu verstopfen und ihr Gesicht bis auf eine kleine Oeffnung zum Athemholen zu bedecken. So pflegten sie gemüthlich zu schlafen, während das nächtliche Feuer schon längst verlöscht war und den ganzen, fast unbedeckten Körper des Schläfers ein dicker Eisreif überzogen hatte. Selbst in Sibirien werden sie daher mit allem Rechte eiserne Menschen genannt. — Eine andere sie auszeichnende Eigenschaft ist das unbegreiflich scharfe Gesicht, das sie besitzen. So versicherte ein Jakut, indem er auf den Jupiter wies, dem Herrn von Anjou, er habe es manchmal gesehen, wie der blaue Stern da einen andern, sehr kleinen verschlinge und bald darauf wieder von sich gebe, was auf die Vermuthung führt, daß er ohne Fernrohr den Durchgang eines der Trabanten jenes Planeten beobachtet hatte. Eben so bewunderungswürdig ist ihr Gedächtniß und besonders ihr Ortssinn. Eine Pfütze, ein Stein, ein Strauch, jede unmerkliche Erhöhung der Fläche, die dem verwöhnten Europäer nichts sagen, prägen sich diesen ungebildeten Naturmenschen tief ein und geleiten sie noch nach Jahren sicher durch die unermeßliche, öde Steppe.

Eigenthümlich sind den Gegenden, die wir jetzt durchzogen, die sogenannten Taryni, die, obwohl andern Ursprungs, doch einige Aehnlichkeit mit den Gletschern haben. Aus dem kiesigen Boden der Gebirgsthäler tritt nämlich oft mitten im Winter beim stärksten Froste eine große Menge Wasser hervor, welches sich nach allen Seiten ergießt und gefriert. Diese erste Eisrinde bekommt Risse und Spalten, aus denen auf's Neue Wasser hervorquillt und eine zweite Eisrinde bildet. So nimmt durch immer neue Schichten die Eisrinde an Dicke und Ausdehnung zu und bedeckt zuletzt alles Gesträuch und selbst kleinere Bäume.

Diese Massen ergießen sich, wenn sie im Frühling schmelzen, in kleineren und größeren Bächen oft mit großer Gewalt in die Niederungen. Der Uebergang über diese Taryni ist äußerst beschwerlich und selbst gefahrvoll. Ihre Oberfläche ist so glatt, daß selbst gut beschlagene Pferde häufig ausglitschen und mit ihrer Last zu Boden fallen. Besonders gefährlich ist ein solcher Uebergang an einem Abhange oder einer Schlucht, wenn einer der hier häufigen orkanartigen Windstöße die Karawane ergreift und wohl mehrere Menschen und Pferde in die Tiefe hinabschleudert.

Am 22. December langten wir in Werchojansk an, einem Orte am linken Ufer der Jana, der nur aus 5 hölzernen Häusern und einer neuerbauten Kirche besteht. Bei dem Eintritte in die mir angewiesene Wohnung in dem Hause eines Kaufmanns fühlte ich mich auf's Angenehmste durch Umgebungen überrascht, wie sie mir seit Jahren fremd geworden waren. Ich betrat ein geräumiges, hohes, reinliches, durch ordentliche Fenster erhelltes Zimmer, das ein zierliches Kamin, saubere Meubel und ein Glasschrank mit einer Auswahl der vorzüglichsten russischen Schriftsteller schmückte. Nicht minder gewährte mir, nach dem jahrelangen rohen und gedörrten Fischessen, das reinlich und ich möchte sagen europäisch zubereitete Mittagsmahl, als Zugabe zu dem Gespräche mit gebildeten Menschen, einen großen und wohlthätigen Genuß. — Die Bewohner der Umgegend sind Jakuten, die sich vorzugsweise mit Viehzucht beschäftigen, wozu sie wegen des geringeren Schneefalls auch im Winter gute Weideplätze haben. Es giebt hier wenige fischreiche Seen, aber in einigen findet sich eine Gattung kleiner, kaum zwei Zoll langer Fische in so ungeheuerer Menge, daß die Jakuten sie mit Eimern aus dem Wasser schöpfen. Einen wichtigen Nahrungszweig bildet auch die Jagd, denn es wimmelt hier von Hasen und Rebhühnern. Nächstdem ist das Land reich an Pelzthieren; das Elenn-, das Rennthier, der schwarze Bär, der Wolf, das Bisamthier, der rothe Fuchs, der Hermelin, der Vielfraß, Eichhörnchen von vorzüglich geschätzter Gattung u. s. w. giebt es hier fast überall, dagegen finden sich schwarze Füchse nur selten und Zobel gar nicht. Die Werchojanskischen Jakuten sind durch den Verkehr mit ihren Landsleuten

um Jakutsk sehr verdorben, und Streit- und Proceßsucht, Betrug und Diebstahl, sowie ein leidenschaftlicher Hang zum Kartenspiele sind ihnen im hohen Grade eigen. Sie leben, aus Furcht, bestohlen zu werden, mit ihrem Vieh in einer und derselben Jurte, deren Schmutz und wirklich verpestete Luft über alle Vorstellung geht.

Nachdem wir das Weihnachtsfest in Werchojansk gefeiert hatten, setzten wir am 27. December unseren Ritt nach Jakutsk fort. Es war eine andauernde Kälte von nicht weniger als 40 Grad. Mit welchen Leiden bei solchem Froste eine Reise zu Pferde verbunden ist, davon hat Niemand ohne eigene Erfahrung eine Vorstellung. In eine dicke, steife Pelzmasse von 30 bis 40 Pfund vom Kopf bis zu den Füßen gehüllt, kann man sich gar nicht bewegen und nur wie verstohlen etwas äußere Luft einathmen, diese aber ist so scharf, daß sie ein ganz eigenes, schmerzliches Gefühl in Schlund und Lunge hervorbringt. Dabei ist der Reisende während wenigstens 10 Stunden, nämlich von einem Nachtlager zum andern, auf's Pferd gebannt, da er in dieser unbeholfenen Bekleidung nicht auch nur einige Schritte durch den tiefen Schnee zu waten vermag. Ebenso übel sind auch die Pferde daran, denn bei der ungeheueren Kälte, unter der sie schon an und für sich leiden, setzen sich ihnen dicke Eiszapfen in den Nasenlöchern fest, die sie dem Ersticken nahe bringen, wenn der Führer nicht auf ihr ängstliches Schnarchen und krampfhaftes Schütteln achtet; ja bei gar zu strengem Froste bersten ihnen nicht selten die Hufe. Die Karawane ist immer mit einer dicken Dampfwolke umgeben, ja selbst der Schnee dampft bei der furchtbaren Kälte. Diese Ausdünstungen nun verwandeln sich in Millionen feiner Eisnadeln, welche die ganze Luft erfüllen und ein fortwährendes leichtes Geräusch hervorbringen. Selbst das Rennthier, wenn es nicht den Schutz der Wälder suchen konnte, steht auf der Tundra, dicht in Heerden zusammengedrängt, regungslos da. Nur der finstere Wintervogel, der Rabe, durchschneidet noch hin und wieder mit mattem, langsamen Fittige die eisige Luft, und ein dünner, dunstartiger Streif, der als Spur seines einsamen Fluges hinter ihm herzieht, bezeugt, daß sein Körper noch einige thierische Wärme auszudünsten hat. Aber auch auf

das ewig Leblose erstreckt dieser Frost seine furchtbare Wirkung; nichts widersteht ihm. Die dicksten Baumstämme bersten mit gewaltigem Knalle auseinander, der in dieser Wüste wie die Signalschüsse auf dem hohen Meere klingt. Der Boden auf der Tundra und in den felsigen Thälern zerbirst krachend, und es bilden sich weitgähnende Spalten, aus denen das tief im Schooße der Erde verborgene Wasser dampfend hervorquillt, um augenblicklich in Eis verwandelt zu werden. Ungeheuere Felsmassen werden gesprengt; von ihrem tausendjährigen Lager abgerissen, rollen sie mit donnerähnlichem Getöse herab und erschüttern in ihrem wilden Sturze fühlbar die Lüfte. Selbst über die Erde hinaus wirkt diese Kälte. Die so oft gepriesene majestätische Pracht des tiefblauen Polarhimmels verschwindet in der durch den ungeheuern Frost verdickten Luft. Trüb ist der Glanz der Sterne und matt ihr Strahl; der geheimnißvolle Zauber einer schönen Mondnacht erstirbt hier, wo die starre Natur, unter dem schattenlosen Weiß des ewigen Leichentuches begraben, in ihrer furchtbaren Einförmigkeit der Einbildungskraft nicht das Geringste darbietet, woran sich ein dichterisches Gefühl knüpfen könnte. Und welche Einbildungskraft, welches dichterische Feuer könnte auch da wohl noch thätig sein, wo Alles erstirbt und die letzte Wirkungskraft des Menschen auf das, ich möchte sagen thierische Bestreben beschränkt ist, sich des Erfrierens zu erwehren.

Nachdem wir am Fuße des Werchojanskischen Gebirges über Nacht in einer morschen Powarnä die Gefahren eines furchtbaren Sturmes überstanden hatten, verminderte sich die Kälte bis auf 19 Grad, und wir überschritten glücklich das Gebirge, an dessen Ausgang uns der heimische Anblick eines kräftigen Fichtenwaldes in seiner vollen, immergrünen Schönheit erquickte. Am 10. Januar langten wir in Jakutsk an, wo ich in der Gesellschaft meines Freundes und Gefährten, des Lieutenant Anjou, der vor mir von seiner mühevollen Reise längs der Jana und auf dem Eismeere glücklich zurückgekehrt war, angenehme Tage verlebte. In Jakutsk hatte sich während dieser vier Jahre viel verändert und verbessert. Unter andern hatte man den alten, hölzernen Ostrog abgebrochen und aus dem noch tauglichen Holze ein Gesellschaftshaus für öffentliche Lust-

barkeiten erbaut. An Festtagen wird hier gespeist und getanzt, ja sogar zuweilen der Tanzsaal in ein Theater verwandelt, auf dem als Schauspieler Kosakenkinder auftreten, deren Voreltern einst jenen Ostrog erbaut hatten. — Erst am 8. Februar konnte ich mit Herrn von Anjou Jakutsk verlassen. Am 25. langten wir in Irkutsk an. Hier erbat ich mir von dem General-Gouverneur die Erlaubniß, mit dem Doctor Kyber die Turinskischen warmen Heilquellen jenseit des Bajkals zu besuchen, die uns von den folternden, rheumatischen Beschwerden, den schmerzhaften Folgen unserer Reisen auf dem Eismeere, auf einige Zeit befreiten. So kehrten wir erst am 15. Aug. 1824 nach St. Petersburg zurück, wo meine andern beiden Reisegefährten, die Herren von Matiuschkin und Kosmin, schon vor drei Monaten eingetroffen waren.

Zweite Entdeckungsreise

des

Capitain John Ross

nach den Gegenden des Nordpols.

Einleitung.

Funfzig Meilen westlich von Island liegt Grönland, der nordöstlichste Ausläufer von Nord-Amerika, das Land riesiger Schneeberge, Schneefelder und Gletscher, umstarrt von meilenweiten Eisfeldern und thurmhohen Eisbergen, die sich alljährlich unter dem Strahl der Polarsonne lösen und in zahllosen Massen auf dem Rücken der Meeresströmungen die Küsten entlang und von da weiterhin nach Süden wandern; das giebt ein Bild für die Nordpolarländer überhaupt. Von Snäfellsnes in Island konnte man Grönland auf der geraden Linie nach Westen in zwei Tagen und zwei Nächten erreichen. Der Normann Gunnbjörn, der im Jahre 877 von Stürmen in die Nähe jenes Landes verschlagen wurde, brachte die dunkle Kunde davon zuerst in seine Heimath. Der erste normännische Ansiedler war Erich der Rothe. Er war gezwungen, Island zu verlassen, weil er im Zweikampfe Jemand getödtet hatte. Er fuhr daher im Jahre 982 vom Snäfellsjökul nach Westen, entdeckte die Gletscher des Midjökul, der später Blaserk oder Blauhemd hieß, fuhr dann südlicher, siedelte sich auf einer kleinen Insel an und nannte den Sund, worin sie lag, Erichsund. Im Sommer des Jahres 985 kehrte er auf kurze Zeit nach Island zurück. Er segelte in den Breidafjord hinein und nannte das von ihm aufgefundene Land Grönland d. i. Grünland.

Denn er sagte, dann erst würden die Leute recht sehr verlangend werden, dahin auszuwandern, wenn es einen so schönen Namen vor sich her trage. Wirklich folgten ihm im Sommer des Jahres 986 nicht weniger als 25 Schiffe aus dem Breidafjord und Borgarfjord, von denen jedoch nur 14 glücklich ihr Ziel erreichten. Erichs Sohn, Leif, machte im Jahr 999 eine Reise nach Norwegen, ward von dem Könige Olaf gut aufgenommen und für das Christenthum gewonnen. Leif kehrte nun mit einem Geistlichen nach Grönland zurück und brachte es zuletzt dahin, daß sich alle Ansiedler taufen ließen. Die Zahl der Ansiedler wuchs; man erbaute die Stadt Garde, führte Kirchen auf, legte Klöster an und setzte einen Bischof ein. Man fischte an den Küsten, erlegte Wildpret, handelte mit Pelzwerk und trieb außerdem noch Viehzucht. Der grönländische Käse war berühmt, denn die Weiden hatten gutes Gras für Rinder und Schafe. Selbst ein wenig Korn wurde gebaut. Die Grönländer betrachteten sich als norwegische Unterthanen und zahlten eine jährliche Abgabe. Es waren 190 Oerter an der Ostküste und 90 an der Westküste, wovon man noch jetzt Spuren in den Trümmern alter steinerner Gebäude findet. Namentlich fand man 1830 im Busen von Igaliko unter 60° 55′ nördlicher Breite Grabsteine mit Runenschrift aus dem elften und zwölften Jahrhundert und dabei ansehnliche Mauerwerke aus Felsen von ungeheuerer Größe, so wie die Ruinen einer Kirche. Später, im Jahre 1839, entdeckte man daselbst eine ganze Reihe von Särgen und steingesetzten Gräbern mit Skeletten, deren Kleidungsstücke nebst anderen Gegenständen auf die frühere europäische Bevölkerung Grönlands hinwiesen. Nach dem Jahre 1408 hörte der bis dahin sehr beträchtliche Handel mit Island und Norwegen auf, das Band mit Europa war zerrissen, und seitdem gehen alle Nachrichten über Grönland zu Ende, sei es, daß die wilden Skrälinger, Einwanderer aus Amerika, oder der schwarze Tod, der im vierzehnten Jahrhunderte wüthete, die Ansiedler ausgerottet, sei es, daß durch plötzliche Anhäufung von Eismassen alle Verbindung mit dem Mutterlande abgeschnitten wurde, so daß die Colonien in sich verkümmerten und ihren Untergang fanden.

Erst seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts veranstaltete man von Dänemark aus mehrere Unternehmungen, um die alten grönländischen Ansiedler wieder aufzusuchen. Indessen hatten alle diese Unternehmungen weiter keinen Erfolg, als daß man hie und da an den Küsten landete und einige der wilden Eingeborenen, der Eskimo's, gefangen mit sich führte und als Merkwürdigkeit in Europa zeigte. Endlich bekam Alles eine andere Wendung durch Hans Egede, Pfarrer in Vogens Gemeinde im nördlichen Theile von Norwegen; Egede erinnerte sich, gelesen zu haben, daß in Grönland ehedem christliche Einwohner gewesen wären, von denen man jetzt nichts mehr wisse. Dies erregte seine Theilnahme, und er erkundigte sich bei einem Freunde in Bergen, der öfters auf den Wallfischfang gefahren war, nach dem jetzigen Zustande von Grönland. Die Belehrung, die er von diesem erhielt, ließ ihn glauben, daß die armen Ansiedler noch vorhanden wären, aber er fürchtete, daß sie aus Mangel an Lehrern ins Heidenthum zurückgefallen sein könnten. Er hielt es daher für die Pflicht eines jeden Normannen, die verlorenen Landsleute wieder aufzusuchen und ihnen das Evangelium zu bringen. Zuletzt entschloß er sich, selbst Hand ans Werk zu legen, und nachdem er zehn Jahre lang vergeblich an der Ausführung seiner Pläne gearbeitet hatte, erhielt er endlich die nothwendigen Unterstützungen. Im Jahre 1721 ward er vom Könige zum Glaubensgesandten für Grönland ernannt und segelte mit Frau und Kindern auf dem Schiffe »die Hoffnung«, welches 46 Leute an Bord hatte, ab. Nach mancherlei Gefahren landete das Schiff auf der Westküste im Bals-Revier. Hier bauete man sogleich ein Haus von Erde, Steinen und Brettern, wo sich Egede nebst einigen anderen Personen, die ihn begleiteten, niederließ. Egede hatte anfangs mit unsäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, doch gelang seinem unermüdlichen Feuereifer die Besiegung derselben. Allmählig lernte er die grönländische Sprache, und gab einen Dänen ganz dem Volke hin, ja späterhin sogar seine Kinder, die nun bald fertig grönländisch sprechen konnten. Er nahm auch ein paar grönländische Kinder zu sich und sandte zwei halberwachsene derselben nach Kopenhagen, welche dort überall herumgeführt wurden, damit

sie zu Hause von der Pracht des fremden Landes erzählten. Eins kehrte zurück, das andere starb; allein jenes fand das rauhe Leben in Grönland doch angenehmer, als das Leben bei den Europäern. So war hierdurch wenig gewonnen, um den Grönländern ihre Vorurtheile gegen die Europäer zu nehmen. Sie hielten Egede für einen Zauberer, wie sie deren viele haben, und wollten darum von ihm wohl günstiges Wetter zum Seehundsfang haben, aber das Schreiben und Lesen schien ihnen eine unnütze Beschäftigung, und seine Predigt verlachten sie. Sie erklärten offen, sie hätten nichts nöthig und wollten weiter nichts als Gesundheit und Seehunde. Einmal verschworen sie sich sogar, alle Fremdlinge zu tödten, was indeß noch zu rechter Zeit durch ein Kind verrathen wurde. Im Jahre 1731 gab der dänische Hof die ganze Niederlassung auf, da der Handel schlecht von statten ging; Egede aber blieb standhaft, und nach zwei Jahren nahmen sich die norwegischen Kaufleute der Colonie wieder an. Auch schickten die mährischen Brüder, die der edle Zinzendorf unlängst in Herrenhut vereinigt, drei Glaubensprediger zu Hülfe. Von Allem entblößt, kamen diese in Kopenhagen an; ihr einziger Reichthum war ihr fester, unerschütterlicher Glaube. Als man ihnen sagte, sie würden in Grönland kein Holz finden, um sich ein Haus zu bauen, so antworteten sie: »Dann wollen wir uns Höhlen graben.« Man rüstete sie indeß vor ihrem Abgange mit Holz, Brettern und Geräthschaften zur Jagd und zum Fischfange aus. Auf Grönland angekommen, häuften sie Steine auf Steine und verstopften die Zwischenräume mit Moos. Späterhin baueten sie sich in der Gegend, wo jetzt Neu-Herrenhut liegt, ein Haus nach dänischer Art. Allein ihre Unterhaltung ward ihnen sehr sauer; Jagd und Fischfang gelang ihnen wenig. Die Grönländer kamen nur zu ihnen, um zu betteln und zu stehlen. Im Herbste 1733 brachen die Pocken in Grönland aus. Egede ging mit seinem Sohne und den mährischen Brüdern von Haus zu Haus, um zu trösten und zu lindern, und er gewann dadurch mehr die Herzen der Grönländer, als durch zehnjähriges Predigen. Die Seuche dauerte fast ein Jahr, und es wurden dadurch an 3000 Menschen hinweggerafft; zuletzt verlor Egede seine treue Lebensgefährtin.

Im Jahre 1734 kamen zwei andere Herrenhuter und siedelten sich auf der Insel Disko an. Im folgenden Jahre blieben ihnen von Europa die Lebensmittel aus; sie mußten sich daher von Muscheln und Seegras nähren, Talglichter und Seehundsfett verspeisen. Im Jahre 1736 kehrte Egede mit seinen kleineren Kindern nach Dänemark zurück. Die Herrenhuter arbeiteten mit großem Eifer am Bekehrungswerke fort. Der Erfolg blieb jedoch immer nur gering. Denn die wilden Grönländer setzten die einzige Tugend in die Geschicklichkeit auf der Jagd und beim Fischfang, die größte Glückseligkeit des zukünftigen Lebens aber bestand nach ihrem Glauben in einem reichlichen Genuß von Vögeln, Fischen, Rennthieren und Seehunden, die bei beständigem Sonnenschein und immerwährendem Sommer zum Vergnügen mit Leichtigkeit gefangen werden. Daher sprachen sie zu den Fremdlingen: »Euer Paradies und eure himmlischen Freuden rühren uns nicht; und sollten wir sie genießen, so würden sie uns beschwerlich fallen. Vögel und Fische müssen wir haben, und wenn uns die fehlen, so kann unsere Seele so wenig als unser Körper bestehen; und da nun vollends keine Seehunde in eurem Paradiese sind, so überlassen wir es euch; wir aber werden in den Palast des Torngarsuk gehen, wo wir alles das, was uns nöthig ist, im Ueberflusse finden werden.« Nach sechs Jahren vergeblicher Arbeit schlossen sich den Herrenhutern endlich mehrere Grönländer an. Ein harter Winter führte ihnen auch viele Seelen zu. Vorzüglich wirkten sie durch Anlegung von Singeschulen für die Kinder, die man gewöhnte sanft, langsam und deutlich zu singen. Die angenehmen Töne lockten die Eskimo's, und dabei gab man ihnen Gelegenheit eine Rede oder ein Kapitel aus der Bibel zu hören. Um nichts zu versäumen, begleitete ein Herrenhuter die Eingeborenen stets auf der Jagd und arbeitete fleißig mit ihnen. Im Jahre 1747 wurde die erste in Holland gezimmerte Kirche gebaut, und rings umher wurden Häuser aufgeführt. Man nannte den Ort Neu-Herrenhut. Der ganze Gottesdienst wurde nun feierlicher. Im Jahre 1758 bauete man zu Lichtenfels eine zweite Kirche, die indeß von einem Sturm, den Erdbeben und Feuerwolken begleiteten, stark beschädigt wurde. Jetzt bekennen sich etwa

8000 Grönländer zum Christenthum; fast alle können lesen und schreiben; auch Handwerke kommen unter ihnen in Gang. Die Besoldung der Geistlichen beträgt 300 Thaler nebst Lieferungen von Europa aus an Schiffszwieback, Butter, Pökelfleisch, Speck, Stockfisch, Graupen und Erbsen. Die hier angesiedelten Europäer, etwa 2 bis 300, sind mit dem Handel beschäftigt. Die europäischen Schiffe holen Felle, Thran, Narwalhörner, Eiderdunen, Wallfisch- und Seehundsspeck und andere Erzeugnisse der grönländischen Land- und Wasserjagd. Dagegen bringen die Schiffe Lebensmittel, Holz, Leinwand, Kattun, seidene Tücher, Bänder und Perlen, Taback, Messer, Pfeile, Kessel, Pulver, Blei und Gewehre. Die europäischen Niederlassungen erstrecken sich auf der Westküste vom 59. bis zum 74. Grade. Die nördlichste ist Upernavik. Umanak zeichnet sich durch reichlichen Seehundsfang aus; Steinkohlenbrüche liefern gute Feuerung. Ritenbenk und Godhavn haben einträglichen Wallfischfang. Auf Egedesminde werden jährlich tausend Pfund Eiderdunen gesammelt. Holsteenborg hat seinen Namen vom Grafen von Holstein, und Suckertop von drei spitzen Bergen, die Zuckerhüten gleichen. Die drei älteren herrenhutischen Niederlassungen sind Neu-Herrenhut, Lichtenfels und Lichtenau; 1824 wurde Friedrichsthal gegründet. Lichtenau ist am meisten in Aufnahme gekommen. Es liegt auf einer Insel der Küste an einer warmen Quelle, um die her sich fetter mit Gras und Blumen bedeckter Boden gebildet hat; 1839 waren 668 Seelen an diesem Orte. Bei Fiskernäs trifft man Talkstein, aus dem die Grönländer Lampen und Kessel verfertigen. Südlich davon liegt Friedrichshaab. Die südlichste Hauptniederlassung ist Julianeshaab, wo man einige Kühe und Schafe hält.

Die übrigen Küsten sind meistens unbekannt, ja es bleibt noch zweifelhaft, ob Grönland eine Halbinsel ist, oder vielmehr eine Anhäufung von Inseln. Die Ostküste hat der Engländer Scoresby neuerlich am gründlichsten untersucht *). Ueberall

---

*) Man vergleiche darüber das treffliche Werk: William Scoresby's des Jüngeren Tagebuch einer Reise auf den Wallfischfang, verbunden mit Untersuchungen und Entdeckungen an der Ostküste von Grönland im Sommer 1822.

treten dem Seefahrer dort schroffe, rauhe Berge entgegen mit unzähligen sonderbar gestalteten Piks, Kegeln und Pyramiden, die auf ihrem Gipfel oft wiederum ganze Reihen von kleineren Zacken und Zinken tragen. Gletscher steigen von den Gebirgen, namentlich vom Blauhemd, wie ein ununterbrochener Wall bis zum Küstenrande herab. Die Höhe dieser Bergketten wird auf 3 bis 6000 Fuß geschätzt. Die Meeresströmungen, welche nördlich vom 64½. Breitengrade die Richtung nach Südwest haben, häufen überdies immer größere Massen von Treibeis und Eisbergen, die von der Nähe des Poles abgerissen sind, so daß die so mächtig verpallisadirte und bepanzerte, ungeheure Verwallung dieser Küste an den meisten Stellen unnahbar wird. Was die Bewohner dieses östlichen Theiles betrifft, so beruhen alle neueren Nachrichten darüber lediglich auf mündlichen Zeugnissen von Seiten der Eingeborenen, welche ihre Verwandten in den Colonien besuchten. Einer derselben erzählte vor längerer Zeit, daß er zwei Männer beherbergt habe, die ihrer Aussage zufolge eine dreijährige Reise an der Ostküste in einem Boote unternommen hätten. Sie waren zu einer so hohen Breite gekommen, daß die Sonne im Sommer noch die Spitzen der Berge um Mitternacht beschien. An manchen Stellen war das Eis so dicht am Ufer, daß sie ihr Zelt und Boot auf einen Schlitten laden und mit Hunden über das Eis fortschaffen mußten. Sie beschrieben die Leute an der Ostseite größer als die an der Westseite; sie hätten schwarzes Haar und lange Bärte. Die Einwohner wären zahlreich, und die Thiere, wovon sie sich nährten, in Menge vorhanden. Sie sahen eine schöne Bucht, fuhren aber nicht hinein, aus Furcht vor Menschenfressern, die in derselben Gegend wohnen sollen und vor denen alle Grönländer sich von Alters her fürchten. Nach der Meinung dieser Reisenden hätten sie einmal im Winter bei großer Hungersnoth Menschen gegessen und, da es ihnen geschmeckt, sich nachher an diese unnatürliche Nahrung gewöhnt; sie schlach-

---

Aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen und Anmerkungen versehen von Friedrich Kries, Professor am Gymnasium in Gotha. Hamburg, bei Friedrich Perthes, 1825.

teten aber nur alte Leute und verlassene Kinder, während sie die Hunde wegen ihrer Brauchbarkeit schonten. Ihre Häuser bauen sie, wie andere Grönländer, von Stein und legen hölzerne Sparren darauf. Das Holz ist aber da sehr rar und noch mehr das Eisen, weshalb es ihnen große Freude macht, wenn sie in dem Holz, das die See herzutreibt, einen Nagel finden. Ein anderer Grönländer sagte ebenfalls aus, daß in einer gewissen Bucht des Ostens Leute lebten, die alle Frühjahr in beträchtlicher Anzahl an die Küste kämen. Die Bewohner der Küste flöhen alsdann vor jenen, die als sehr grausam beschrieben werden, in ihren Booten auf die Inseln, wohin ihre Feinde ihnen aus Mangel an Fahrzeugen nicht folgen könnten; jedoch schössen sie mit Pfeilen nach ihnen, die sie in Köchern auf dem Rücken trügen. Auch hat sich noch vom Jahre 1718 ein Gerücht erhalten, wonach norwegische Schiffbrüchige, die sich ans Land gerettet, von den Wilden ermordet und gierig gefressen worden wären. Noch bis auf den heutigen Tag haben die Eskimo's der Westseite große Furcht vor den Bewohnern der Ostseite, als vor barbarischen Leuten, indem sie besorgen, jene möchten einmal herüber kommen und sie umbringen.

Es ist oben bemerkt worden, daß ganz Grönland vielleicht eine Anhäufung von Inseln sei. Ein Grund für diese Meinung ist die anscheinend unbegrenzte Ausdehnung einiger Buchten oder Fjorde, die von der Ostküste nach der Westküste und umgekehrt unter demselben Breitengrade tief ins Land gehen, so daß man diese Ausdehnung auf 90 bis 150 Meilen verfolgt und das Ende dieser Einschnitte immer durch Eisberge versperrt gefunden hat. In Betreff einer solchen im Hintergrunde durch Eismassen versperrten Bucht, die Scoresby (unter 70° 48′) untersuchte, versicherten ihn die Eingeborenen der Nachbarschaft einmüthig, daß dort ehedem ein Durchweg nach der anderen Seite des Landes stattgefunden habe. Noch mehr für die Vermuthung eines Durchgangs nach Nordwesten spricht aber die Beschaffenheit der Meeresströmung in der Davis-Straße. Wenn man irgendwo eine Strömung wahrnimmt, die regelmäßig in einen Sund oder eine Einbucht hineingeht und schwimmende Körper mit sich fort nimmt, ohne sie wieder zurückzubringen,

so ist offenbar, daß sie an einer andern Seite einen Ausweg haben muß, weil sich sonst bald eine so große Menge von Wasser in der Bucht ansammeln würde, daß nothwendig ein Rückfluß erfolgen müßte. Nun hat man aber ein solches ununterbrochenes Einströmen des Wassers in die Davis-Straße beobachtet, ohne daß diese Strömung durch irgend eine andere Oeffnung in der Nähe wieder zurückgegangen wäre, woraus sich denn ergiebt, daß das Wasser durch einen innern Canal, der mit dem nordwestlichen Ocean zusammenhängt, weggeführt werden muß. Schon im 15. Jahrhundert entstand der Gedanke, durch Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt einen kürzeren Seeweg nach Ostindien zu gewinnen, und in Folge einer deshalb unternommenen Seereise entdeckte zuerst Kabot, ein in England ansässiger geborener Venetianer, im Jahre 1497 Nord-Amerika. Im Jahre 1585 kam Davis in die nach ihm benannte Davis-Straße und entdeckte die Westküste Grönlands. Der kühne Seefahrer Hudson kam 1610 in die nach ihm benannte Hudsons-Bai und untersuchte genau die Westseite dieses Meerbusens. Im Jahre 1616 segelte Bylot in Begleitung des ausgezeichneten Steuermannes Baffin ab. Sie umschifften die nach Baffin benannte Bai und kamen bis zum Lancaster-Sund. Viele andere ähnliche Unternehmungen übergehen wir und bemerken nur, daß 1789 der Engländer Alexander Mackenzie auf einer Landreise den Mackenzie-Fluß entdeckte und bis zu seiner Mündung ins nördliche Eismeer verfolgte. Vor einigen Jahrzehnten wurde nun der 300 Jahr alte Gedanke einer nordwestlichen Durchfahrt von den Engländern mit erneuerter Lebhaftigkeit aufgefaßt, vorzüglich wohl deshalb, weil mehrere Wallfischjäger die Nachricht mitbrachten, daß das Polareis seit einigen Jahren bedeutend abnähme. Im Frühjahr 1818 sandte die brittische Regierung daher auf doppelten Wegen Schiffe ab, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Zwei Schiffe, Dorothea und Trent, sollten untersuchen, ob nicht ein Seeweg von dem westlichen Weltmeere aus durch das nördliche Polarmeer und die Behringsstraße in das östliche Weltmeer aufzufinden sei. Beide Schiffe kehrten nicht wieder und haben wahrscheinlich dem Eise erliegen müssen. Zwei andere Schiffe, Isabella und Alexander,

wurden der Leitung des Capitains John Roß anvertraut, und dieser vollendete, wenn auch unter Schwierigkeiten und ohne eine Durchfahrt entdeckt zu haben, glücklich seine erste Reise, wodurch der Baffinsbusen genauer erforscht wurde. Es folgte eine ganze Reihe ähnlicher Unternehmungen. 1819 bis 1820 entdeckte Capitain Parry auf seiner ersten Reise die Inseln Mellville und Nordgeorgien, sowie die Prinz-Regent-Meerenge. Er war der Erste, welcher in diesen Gegenden überwinterte. 1820 bis 1821 reiste Franklin von der Hudsonsbai ab und folgte zu Lande der Küste von Nordamerika zwischen dem Flusse Hearne und dem Kap Turnagain. 1821 bis 1822 entdeckte Parry auf seiner zweiten Reise das Land, welches er Mellville's Halbinsel nannte, und die Meerenge, welche er nach seinen Schiffen Furia und Hekla nannte. 1822 bis 1823 verfolgte Franklin auf seiner zweiten Reise die Küste von Amerika zwischen dem Flusse Mackenzie und dem Kap Back, während Doctor Richardson, der sich zu diesem Zwecke von ihm trennte, die Küste zwischen dem Flusse Mackenzie und Hearne aufnahm. 1822 bis 1825 drang Parry auf seiner dritten Reise durch die Prinz-Regent-Meerenge bis zu 70° 31′ der Breite und 91° der westlichen Länge. Auf dieser Fahrt scheiterte die Furie, und er mußte unverrichteter Dinge zurückkehren. 1823 bis 1826 drang Beechy durch die Behringsstraße und suchte gegen Osten vorzudringen. Er erreichte den 71° 23½′ der Breite und 156° 21½′ westlicher Länge und ließ nur 150 englische oder etwa 30 deutsche Meilen zwischen seinen eigenen und Franklin's Entdeckungen unerforscht. 1827 machte endlich noch Parry einen fruchtlosen Versuch, den Nordpol zu erreichen. Es folgt nun die merkwürdige zweite Reise des Capitain Roß, welche wir unseren Lesern im Auszuge mittheilen wollen, indem wir die oben erwähnte Reise des jüngern Scoresby zum Behuf einiger schätzbaren allgemeinen Bemerkungen über die Natur der Nordpolarländer damit vergleichen; außerdem aber ist in Bezug auf den Wallfischfang George William Manby's Reise nach Grönland im Jahr 1821 benutzt. Unsere Reise führt den vollständigen Titel: »Die zweite Entdeckungsreise des Capitain John Roß nach den Gegenden des Nordpols, und sein Aufenthalt daselbst

in den Jahren 1829 bis 1833.« Zur Ausführung dieser Reise wurde auf Kosten des Scheriffs Felix Booth ein Segelschiff, die Victoria, gekauft und zugleich als Dampfboot eingerichtet; die Maschinerie bewies sich indeß auf der Fahrt selbst von sehr unvollkommener Bauart, was mancherlei Uebelstände und Aufenthalt mit sich brachte. Die Bemannung bestand aus 24 Mann. An der Spitze stand John Roß als Capitain und unter ihm sein Neffe James Clarck Roß als Commandeur. Außerdem hatte man noch den Krusenstern als Beischiff, welches von der Victoria geführt wurde. Lebensmittel und Feuerung wurden für tausend Tage eingenommen; auch hatte man einen Ochsen am Bord. Im Uebrigen war man mit allen nöthigen Instrumenten und Bedürfnissen reichlich versehen. Lassen wir nun unsern kühnen Seefahrer selber reden.

Erstes Kapitel.

Der 22. Mai 1829 war endlich zu unserer Abfahrt festgesetzt; ich machte meine Aufwartung bei der Admiralität und nahm Abschied. Als ich in Woolwich ankam, beehrte uns unter Andern auch der Herzog von Orleans, der im Jahr nachher König der Franzosen wurde, nebst dem damaligen Herzog von Chartres und vielem Gefolge. Um drei Uhr Nachmittags kam mein Freund, Herr Booth, mit seinem Neffen und zwei anderen Herren an Bord, um uns bis Margate das Geleit zu geben, und um sechs Uhr Abends segelten wir, den Krusenstern im Schlepptau, ab. Am andern Morgen trennte sich mein bester Freund von mir, damals wenig ahnend, wie lange wir entfernt sein und welche Zweifel später entstehen würden, ob wir uns je wieder diesseits des Grabes sehen könnten. Am 24. Mai in der Frühe gewannen wir mit günstigem Winde die offene See. In den folgenden Tagen umschifften wir das Cap Lizard und Landsend, fuhren durch den Georgs-Canal und verweilten am 4. Juni auf der Insel Man in der Douglasbai. Unter widrigen Winden und Strömungen erreichten wir am 9. Juni Port Logan, wo mich ein Freund mit einem der besten Ochsen von Galloway beschenkte, und am 12. liefen wir in den schottischen Hafen Loch Ryan ein. Es lag in unserem Plane, von hier aus den Wallfischfahrer Johann zu unserer Begleitung und besseren Verproviantirung bis zur Prinz-Regents-Straße mitzunehmen. Da aber unter der Mannschaft dieses Schiffes

Meutereien im Gange waren, so setzten wir, nachdem wir unsere Vorräthe vervollständigt, ohne dasselbe unsere Reise fort. Ein lebhafter Wind führte uns mit günstiger Strömung schnell durch den Nordcanal. Noch hatten wir kaum die Insel Rachlin oder Rathlin auf der Nordküste von Irland passirt, als uns plötzlich ein heftiger Sturm überfiel. Schleunigst mußten wir alle Segel einraffen. Eben war das Topsegel eingezogen und zwei Matrosen standen noch auf der Bramsegelstange, ihr Segel einzurollen, als die Spitze des Fockmastes mit schrecklichem Krachen abbrach. Zum Glück fiel sie nicht gleich ins Meer, sondern blieb schief im Takelwerk hängen, so daß wir den Fockmast nachher mit einer Verkürzung von einigen Fuß wieder herstellen konnten. Am 16. Juni erreichte der Sturm, der sich mittlerweile von Nordwest nach West herumgeworfen, seine größte Höhe und zerriß unser Bogsprietsegel. Bald ließ der Sturm indeß nach, und am 20. Juni bekamen wir frischen Südostwind, so daß die Fahrt nun schnell und glücklich von statten ging.

Am Morgen des 29. Juni war es hell, und ein leichtes Lüftchen wehete aus Osten, so daß wir alle Segel aufsetzten. In der vergangenen Nacht hatten wir einen isländischen Falken gesehen und jetzt bemerkten wir zwei Finnfische. Gegen Abend blies ein frischer Wind aus Osten; bei Sonnenuntergang gab es einen Regenschauer, und dann sahen wir nord-nordwestlich einen Wiederschein vom Eise, welcher gewöhnlich Eisblink genannt wird. Es ist ein weißnebeliger Schimmer, der in der Regel einen nach oben gehenden Bogen bildet. Oft ist dieser Eisblink so stark, daß man dadurch eine scharf gezeichnete vollständige Charte von allem Eise und dem darin vorhandenen offenen Wasser auf zwanzig bis dreißig Meilen in der Runde zu sehen bekommt. Die größeren und kleineren Eisfelder treten innerhalb dieser Grenze mit hellerem gelblichen Schein in bestimmten Umrissen ihrer Ausdehnung und Gestalt hervor; dichtes oder lockeres Treibeis unterscheidet man an dem dunkleren und weniger gelben Schein, während jede Wasserader und jeder See durch ein tiefes Blau oder einen schwarz-blauen Fleck mitten in dem Eisblink bezeichnet ist. — Am 30. Juni hatten wir lebhaften Wind aus Norden und düsteres Wetter. Alle

Segel waren im Gange. Das frische Fleisch des einen Ochsen, den wir früher schon geschlachtet, ging an diesem Tage zu Ende; allein wir beschlossen doch, den anderen Ochsen wo möglich bis zur Ankunft auf dem Eise zu erhalten, weil wir ihn da mittelst der Kälte frisch zu genießen hoffen durften. Am Abend entdeckten wir Grönland, welches sich als Cap Farewell (Fährwell), die südlichste Spitze desselben, zu erkennen gab.

Am 1. Juli wurden der Mannschaft Kleider ausgetheilt, wie sie sich zu dem nun in Aussicht stehenden Klima eigneten. Sie bestanden aus einer blauen Jacke und dergleichen Beinkleidern, einem Flanellhemde, einem Latz, einem Paar wattirter und einem Paar flanellener Unterhosen, einer wollenen Mütze, einem Paar wasserdichter und einem Paar gefütterter Stiefel. Die Jacken der Officiere und Subalternofficiere hatten einige Abzeichnungen und alle Mannschaften zusammen gewährten auf solche Weise ein hübsches, sehr gleichförmiges Ansehen. Als wir den Sonntag darauf, als am 5. Juli, die Mannschaft musterten, gerade bei der Einfahrt in die Davisstraße, dem Cap Farewell gegenüber, war die Luft kalt, und Jeder hatte seine warme Kleidung an, so daß wir für den Augenblick vergaßen, wie wir uns mitten im Sommer und in seiner besten Zeit befänden.

In den folgenden Wochen wechselte Windstille mit schwachem und frischem Winde. Die Maschine nutzte nur wenig, da alle Augenblicke Fehler daran zu verbessern waren und sie dann außer Thätigkeit blieb. Die Luft war trüb und nebelig. Seegras und Treibholz ging häufig an uns vorüber; wir fischten unter Anderm einen Lerchenbaum und eine amerikanische Ceder. Möven, Bootmanns- und Sturmvögel ließen sich in unermeßlichen Schaaren sehen, und wir schossen viele Hunderte herunter. Wir fanden auch, daß eine Rothganspastete den Vorzug vor dem besten Rindfleisch habe, welches wir uns verschaffen konnten. Eines Morgens ganz früh sahen wir eine Menge Wallfische und Seehunde nebst zahlreichen Sturmvögeln, die auf der Meeresfläche schliefen. An Stockfischen und Hellbutten fingen wir so viel, daß wir im Stande waren, jedem Kopfe der Mannschaft eine Portion von zwei Pfund zu geben: eine

Abwechselung in ihrer Nahrung, welche eben so zuträglich für ihre Gesundheit, als schmackhaft war. Am 12. Juli sahen wir ein fremdes Segel nach Osten hin steuern; es schien eine Brigg. Am 14. Juli hatten wir eine schöne Ansicht von dem Berge des Zuckerhutes und bald nachher von einer ansehnlichen Bergkette der Küste. Auffallend war uns der Mangel fast aller Eisberge. Bis zum 20. Juli kamen uns nur drei derselben entgegengeschwommen. Auch das Land zeigte sich in ganz eigenthümlicher Weise vom Eise frei. Es ließ uns dies hoffen, daß der vergangene Winter ungewöhnlich mild gewesen sei.

Am 22. Juli nahmen wir die Richtung nach einer großen Bucht, und als wir nahe genug waren, erhielt der Commandeur Roß den Auftrag, mit einem Boote nach einem Ankerplatz zu sondiren. Wir kamen in der Zwischenzeit vor einigen kleinen Inseln vorbei, welche nach Süden lagen. Am Eingange eines Canals zwischen dem Lande und einer Insel mit einem Signalfelsen sah man eine kleine Bucht. Das Land umher zeigte einen hohen Berg mit einer scharfen Spitze, der, wie wir nachher erfuhren, »die alte Weiber-Kappe« hieß. Gegen ein Uhr Mittags zeigte sich unser Boot mit der verabredeten Flagge, zum Zeichen, daß es einen Hafen gefunden. Es wurde nun mit allen Segeln darauf zugefahren. Um zwei Uhr kam der Commandeur Roß an Bord und berichtete, daß er auf der Ostseite der Signal-Insel eine Bucht gefunden, die vollkommen sicher zu sein scheine. Er führte uns nun vor einer rundgestalteten Insel und dann vor einem Felsen vorbei, der kaum über das Wasser hervorragte und einem todten Wallfische glich. Dann bugsirten uns unsere Boote noch um mehrere andere Inseln herum, und so gelangten wir von Süden her in unsern Hafen. Während dieser Arbeit war es Abend geworden, und wir sahen nun seit der Entfernung von Schottland zum ersten Male den Mond. Er leuchtete in vollster Pracht zwischen den Spitzen der hohen, malerischen Küstenberge; die Wirkung war außerordentlich glänzend. Alle Klippen und Spitzen erschienen deutlich in einem Luftraum, der so rein war, als wäre hier nie ein Nebel gesehen worden.

Auf der Signalinsel fanden wir keine Einwohner; allein

das Dasein von drei Eskimo-Hunden bewies uns, daß eine Niederlassung nicht fern sein könnte. Ich stieg auf den Hügel hinauf und wurde hier durch einen herrlichen, weitumfassenden Anblick überrascht. Zwei prächtige Meeresarme waren von zahlreichen Klippen und Brandungen umgeben. Darüber hinaus ragten Berge von eigenthümlicher Form. Ganz von Schnee entblößt und in schauerliche Abgründe geborsten, bildeten sie sich in der Höhe zu steilen, scharfen Kanten voller Spitzen und Zacken. Die Insel selbst erinnerte uns durch ihr freundliches Ansehen an die ungleich schöneren Striche, die wir erst vor einem Monat verlassen, und an den Sommer, den wir hinter uns hatten. Jeder Platz, jeder wegbare Punkt der Oberfläche erschien mit Grün bekleidet, während eine üppige Menge wilder Pflanzen in voller, verschwenderischer Blüthe die Gegend zu einem Sommergarten umwandelte. Wir sahen in der That Grönland als ein grünes Land vor uns, und das Grün überraschte uns um so mehr nach dem langen Einerlei von Himmel und Wasser, nach der Oede von Eis und Felsen. Auch die gewöhnlichen Begleiter eines heißen Himmelsstriches, nämlich Schwärme und Wolken von Moskitos, fehlten nicht und verfolgten uns mit einer Heftigkeit, die noch größer war, als Viele von uns in Westindien kennen gelernt hatten. Um acht Uhr kam ich an Bord zurück.

Die Lage der Insel war so, daß man von der Bucht aus ein sich näherndes Boot nicht wahrnehmen konnte, und so überraschte es uns, eine dänische Flagge, von einer Menge Kanoes begleitet, zu erblicken. Alle lagen längs unserem Schiffe, fast noch ehe wir sie gesehen hatten, und es machte uns Freude, unter der Bemannung, welche anfangs nur aus Eskimos zu bestehen schien, zwei Europäer zu finden, die in der den Eingeborenen eigenthümlichen Kleidung gingen. Der eine gab sich als Gouverneur, der andere als Geistlicher der Gegend von Holsteenborg (Holsteinburg) zu erkennen. Unsere Fahrt hatten sie nicht beobachtet, aber die Masten über den Felsen hervorragen sehen und so gemeint, daß ein Schiff verunglückt sei; denn noch war keins je in diese Bucht eingelaufen. Sie luden uns ein, das Schiff in den nur drei Meilen entfernten Hafen von Holsteenborg

gehen zu lassen, weil wir dann sicherer sein würden. Sie bestätigten unsere Vermuthung hinsichtlich der Milde des verflossenen Winters und versicherten, daß die gegenwärtige Jahreszeit die gelindeste wäre, deren sich die ältesten Leute erinnern könnten, weshalb gerade dieser Sommer für unsere Unternehmung besonders günstig sei. Sie erboten sich zu aller erforderlichen Hülfe und Versorgung. Wir erfuhren, daß der Wallfischjäger Rookwood auf einen Felsen gelaufen und als Wrack hierher gekommen sei. Der Schiffer hatte alle seine Vorräthe an Lebensmitteln gelandet, einen Theil davon verkauft, den Rest aber nebst Rumpf und Takelwerk unter Obhut des Gouverneurs gestellt. Ich benutzte diesen Umstand zur besseren Herstellung unsers Fockmastes und Takelwerkes und zum Ankauf von Lebensmitteln.

Nachdem wir etwa drei Meilen hinaufgefahren waren, erblickten wir die dänische Flagge und die Stadt. Kanonendonner begrüßte uns beim Aussteigen. Die Eingeborenen leisteten uns beim Landen hülfreiche Hand. Nur wenige schienen mit dem Werthe des Geldes vertraut zu sein. Einer derselben, der uns ein Paar hübsche Handschuhe anbot, nahm lieber ein altes Tuch, als einen Schilling oder ein Goldstück, die ihm nacheinander zum Tausche hingereicht wurden. Im Hause des Geistlichen bewirthete uns die freundliche Gattin desselben mit einer Mahlzeit von Wildpret und anderen Dingen, welche man hier fein nennen konnte. Eskimo-Mädchen in ihrer Volkstracht bedienten uns, übertrafen aber alle, die wir früher gesehen, an Sauberkeit und waren mit einer großen Menge Glasperlen geschmückt, das Haar mit rothen Tüchern aufgebunden. Nach der Mahlzeit besuchten wir die Niederlassung, welche aus den Häusern des Gouverneurs und des Geistlichen, einer Kirche und zwei Magazinen, einer Bäckerei und etwa vierzig Eskimohütten bestand. Die beiden Häuser waren von Holz gebaut und enthielten ein niedriges Erdgeschoß mit mehreren wohnlichen Zimmern. Auf der Kirche stand ein kleiner Thurm. Das Innere derselben war nett und einfach; auf der einen Seite befand sich die Orgel, auf der andern der Altar. Der Raum faßt 200 Menschen, und es wird hier wechselsweise in der dänischen und in der Eskimo-

24*

Sprache gepredigt. Ich wohnte am nächsten Sonntag dem Gottesdienst bei und freute mich über den schönen Gesang der Eskimos. Einige derselben haben auch die Violine sehr schnell spielen gelernt. Ueberhaupt lobte der Geistliche den sanften, friedfertigen Sinn der hiesigen Eskimos. — Beim Gouverneur wurden wir mit Speisen und Wein tractirt, wie wir dergleichen hier in diesem Lande wahrlich nicht erwartet hätten. Während des Essens unterhielt man uns mit einer Darstellung der Art, wie man hier die Zeit hinbringe. Die Hauptbeschäftigung ist die Jagd wilder Thiere zum Behuf der Häute und der Fang von Wallfischen, Seehunden, Fischen, wie es nun gerade die Jahreszeit zuläßt. Später besuchten wir den Garten des Gouverneurs. Von Bäumen konnte natürlich keine Rede sein, obgleich man sonst in den südlicheren Theilen von Grönland verkrüppelte Weiden, Birken, Ebereschen und Erlen findet, die zwergartig am Boden hinkriechen. Dagegen sahen wir Salat, Radieschen und Steckrüben; auch Kohl und Rettige lassen sich anbauen. Wie in Lappland, so ist auch hier die Engelwurz (Angelica), welche gern gegessen wird, in Menge da, so wie der Berg-Sauerampfer (Rumex digynus) und das wohlbekannte Löffelkraut (Cochlearia). Letzteres Kraut ist mit unserem Meerrettig verwandt und hat sehr dicke Blätter, die selbst in der größten Kälte unter dem Schnee ausdauern. Die Blätter werden ohne Weiteres gegessen, oder auch als Salat zubereitet und als Kohl gekocht. Sie liefern ein treffliches Mittel gegen die gemeinste Krankheit des Nordens, gegen den Scharbock. Die reichlich wachsenden Heidelbeeren, Preißelbeeren und andern Beerenarten dienen den Grönländern ebenfalls zur Nahrung. Die Wachholderbeeren, deren Früchte sehr groß werden, bleiben indeß ungenutzt. Der Commandeur Roß und der Wundarzt Diarmid machten einen Spaziergang, um Pflanzen zu sammeln. Man findet Wollgras (Eriophorum capitatum), Kienporst (Andromeda tetragona), Steinbrech (Saxifraga oppositifolia), das Weidenröslein (Epilobium latifolium), das Frühlings-Fingerkraut (Potentilla verna), Bitterklee (Menyanthes trifoliata), Thymian, Wintergrün, Wiesenkresse (Cardamine amara); letztere, die sehr bitter ist, wird ebenfalls gegessen und gegen den Schar-

bock gebraucht. Die Entwickelung der grönländischen Pflanzenwelt geht außerordentlich rasch von statten, da die beständige Einwirkung der fortwährend am Himmel kreisenden Sonne bei wolkenleerer Atmosphäre im Hochsommer oft eine solche Gluthhitze erzeugt, daß der ausgedörrte Torf durch Beibringung eines brennenden Schwammes sogleich in Brand geräth und selbst das Pech an den Schiffen schmilzt. Die Hauptplage des Polarsommers bleiben jedoch jene entsetzlich stechenden Mückenschwärme, worüber mit Recht alle Reisenden klagen. Außer diesen Mücken giebt es an Insekten, besonders auf den Hügeln zwischen den Steinen, verschiedene Arten von Schmetterlingen nebst Bienen.

Zu den Gegenständen, womit wir uns zur Weiterreise versorgten, gehörten auch sechs Eskimo-Hunde, die wir zum Behuf des Fortkommens wahrscheinlich lange vor dem Eintritt des Winters nöthig haben konnten. Sie bewährten sich in der That späterhin als sehr nützlich für uns. Nachdem wir uns noch zuletzt im Hause des Statthalters zusammengefunden, um uns nach Seemannsweise die Hände über einem »Scheidebecher« zu schütteln, gingen wir an Bord. Am 27. Juli lichteten wir die Anker und verloren bald die Gegend von Holsteenborg aus dem Gesicht. Die hohen Berge, die auf der Disco-Insel aus den Wolken hervortraten, zeigten sich alle vom Schnee frei, und eben so die schwarzen Felsen des festen Landes; nur die höchsten Spitzen im Innern waren mit einer weißen Kappe bedeckt. Am 29. Juli wurde mir gemeldet, daß ein Schiff mit vollen Segeln auf uns zukäme; allein mein Fernrohr ermittelte bald, daß es ein Eisberg sei, deren uns bis dahin viele begegneten, die aber alle im Zustande der Auflösung begriffen waren. In den ersten Tagen des August athmeten Meer und Himmel noch die volle Schönheit des Sommers, wie man es eher in den Gegenden des mittelländischen Meeres, als in der Baffinsbai hätte erwarten sollen. Am 2. August war ein Sonntag. Die Luft war blau und so durchsichtig, daß wir auf zwanzig Stunden in der Runde Alles wahrnehmen konnten; das Meer war glatt wie ein Spiegel, so daß wir bei frischem Winde ganz sanft dahin schwammen. Nur ein im Angesicht

stehender Eisberg erinnerte uns daran, daß wir uns unter 74° 18′ der Breite und 66° 49′ der Länge befanden. Die Luft zeigte 45° und das Wasser 43° Wärme. Wir hielten, wie gewöhnlich, unseren Gottesdienst, und der ganze Tag war für uns ein rechter Feiertag der Ruhe. Am Montag blieb das Wetter eben so warm und die Matrosen waren froh, die Jacken abwerfen und im bloßen Hemde arbeiten zu können. Die Nacht war so lieblich als der Tag, und wären wir in Westindien gewesen, so hätte ich am 4. August früh Morgens sechs Uhr die Leute auch nur so finden können, wie sie ohne Schuhe und Strümpfe das Verdeck scheuerten. Die starke Wirkung der Sonnenstrahlen bringt bei solchem warmen und heiteren Wetter in diesen Gegenden oft eine so ungleiche Dichtigkeit des Dunstkreises hervor, daß sich außerordentliche Erscheinungen der Luftspiegelung zeigen. Dann scheint das entfernte Küstenland urplötzlich ganz nahe zu sein; das Eis am Horizonte nimmt mancherlei seltsame Gestalten an, große Eisblöcke werden zu aufrechtstehenden Säulen, und Eisfelder erheben sich zu einer hochstehenden Felskette; eben so sieht man die verkehrten Bilder entfernter Schiffe mit Masten und Segeln in der Luft schweben. — Am 5. August wurde ein Boot nach einem Eisberg abgeschickt, um Eis zum Behuf des Süßwassers einzunehmen. Man fand ihn in einem sehr zerrütteten Zustande, und es dauerte nicht lange, so stürzte er vor unseren Augen zusammen. Am 6. August war Alles in dichten Nebel gehüllt. Um drei Uhr verschwand plötzlich der Nebel, und das Land stand mit einem Male da, wie wenn es durch Zauber aus den Wolken heraustträte. Wir sahen das großartig gestaltete Kap Byam Martin und die darüber hinaus liegenden höheren Gegenden mit Schnee bedeckt. Einer der uns entgegenkommenden Eisberge glich einer Brücke mit einem Schlosse auf der Spitze. Abends schwamm der Leichnam eines sehr großen Wallfisches so nahe an uns vorüber, daß wir ein Boot aussetzten und Fleischvorrath für die Hunde einnahmen. An demselben Tage fuhren wir in den Lancaster-Sund ein.

Am 9. August hob sich ein günstiger Ostwind, alle Segel wurden aufgesetzt, und die fröhliche Stimmung der Mannschaft

wurde noch durch eine Mahlzeit frischen Fleisches von unserem Ochsen aus Galloway vermehrt. Die Fahrt ging rasch von statten. Am folgenden Tage wurde es nebelig; in der Frühe des 10. August sahen wir uns ganz von Eisbergen und Landeis eingeschlossen, und nur mit Mühe kamen wir wieder ins Freie. Als wir am 11. August bei dem steilen Kap York vorüberschifften, hörten alle unsere Compasse fast zu gleicher Zeit auf sich zu bewegen, und wir waren mithin gezwungen unsern ferneren Lauf nach der Sonne und den Gestirnen zu bestimmen. Ab und zu stießen wir auf Eis, welches viel höckeriger und stärker war, als das in der Bassinsbai, und erreichten bei heftigem Winde die Spitze von der Prinz-Regents-Straße. Das Geräusch der schrecklich sich brechenden Wogen verrieth uns in der Nacht einen großen Eisberg, den der Nebel uns verborgen hatte und von dem wir nur drei Kabeltaue entfernt waren. Das Eis lag auf der Windseite. Wir setzten alle nur mögliche Segel auf und kamen endlich in einer Entfernung von kaum einer Schiffslänge glücklich daran vorbei. Auf einmal hatten wir nun die wohlthuendste Ruhe; aus einer unruhigen See waren wir in spiegelglattes Wasser versetzt und konnten unsern nächtlichen Schlaf in sanfter Stille beendigen, da wir durch die hochgethürmte Eismasse eine willkommene Schutzmauer gegen den Sturm gefunden. Eine halbe Stunde hinter dem Eisberge sahen wir den Ort, wo die Furie des Capitain Parry im Jahre 1825 gescheitert war, und die noch stehenden Zeltstangen an der Küste, wo man damals die Vorräthe des Schiffes geborgen hatte. Das Wrack selbst konnten wir nicht genauer erforschen, da eine reißende Strömung aus Süden uns von dem unglücklichen Orte schnell wieder zurücktrieb. Am 13. August war das Wetter höchst stürmisch. Nur äußerst mühsam arbeiteten wir uns mit Hülfe des Dampfes gegen Wind und Strömung längs der Küste vorwärts, deren Felsen mitunter die Gestalt von Mauern, Thürmen und Schlössern annahmen. Manchmal wurden wir durch Eis genöthigt, so nahe nach dem Lande zu halten, daß wir kaum einen Pistolenschuß davon entfernt waren und nur einige Zoll Wasser über unsern Bedarf von sieben Fuß sechs Zoll Tiefe hatten. Während der ganzen Zeit von Morgens sechs

Uhr bis Nachmittags zwei Uhr herrschte bei der Mannschaft die ängstlichste Spannung vor, besonders weil wir die Aussicht hatten, eine Spitze nach der andern umkreisen zu müssen, wodurch uns der Blick längs der Küste hin immer wechselsweise entzogen wurde. Wer nur immer bei der Arbeit abkommen konnte, war, sobald es sich thun ließ, oben auf der Spitze des Mastbaumes und die Muthmaßungen über das Wrack der Furie, das wir aufsuchten, hatten kein Ende. Um drei Uhr erkannte der Commandeur Roß, welcher Lieutenant auf dem gestrandeten Schiffe gewesen war, einen hohen Felsenvorsprung, der etwa drei Meilen nördlich von ihrem Wracke lag, und bei der weiteren Fahrt sahen wir gegen vier Uhr Nachmittags die Zelte selbst. Nur eins schien vollständig da zu sein; die anderen ließen blos die Stangen mit ihren Stricken und einigen auf der Spitze herumflatternden Fetzen wahrnehmen. Der Commandeur Roß wurde jetzt mit einem Boote ausgesetzt, um einen sicheren Ankerplatz zu suchen und kehrte bald mit der angenehmen Botschaft zurück, daß ein sehr trefflicher, von einem großen und zwei kleineren Eisbergen gebildeter Hafen etwa eine Viertelmeile südlich von der Mündung entfernt liege, wo die Vorräthe der Furie zurückgelassen worden waren. Nicht ohne Schwierigkeit liefen wir dort ein.

Zweites Kapitel.

Die Victoria war also nun sicher in einem guten Eishafen geankert, und wir waren voll Begierde, den Ort kennen zu lernen, wo die Vorräthe der Furie aufgestapelt lagen. Ich landete dort zuerst mit meinem Neffen Roß, dem Proviantmeister Thom und dem Wundarzte. Wir sahen fast die ganze Küste mit Kohlen bedeckt. Das noch stehende Zelt hatte den Officieren der Furie gehört, und zeigte an seinen vielen zerrissenen Wänden, daß die Bären hier häufige Besuche abgestattet hatten. Unter Andern hatten sie die Kiste mit Lederwerk umgestürzt und den Inhalt fast ganz verzehrt. Auch einige der Lichtkisten waren

von den Mäusen und Hermelinen durchlöchert und ausgeleert. Wo die aufbewahrten Fleisch- und Pflanzenspeisen lagerten, fanden wir noch Alles richtig. Die Behälter standen in zwei Haufen aufgestapelt und hatten vier Jahre lang bei allem Witterungswechsel nicht im mindesten gelitten. Wasserfluthen hatte es nicht gegeben, und die fest verschlossenen Deckel hatten die Bären abgehalten, ihren Inhalt zu wittern. Bei näherer Untersuchung fanden wir die Lebensmittel zu unserer großen Freude nicht gefroren und den Geschmack von mehreren auch nicht im mindesten verändert. Auch die geistigen Getränke, der Wein, das Brot und Mehl, sowie größtentheils der Cacao waren gut geblieben. Der Citronensaft und die in Essig bewahrten Pflanzenspeisen hatten nur wenig Nachtheil gehabt. Selbst die wohlverwahrten Segel zeigten sich ganz trocken. Darauf gingen wir an die Küste, wo die Furie zurückgelassen war; allein keine Spur von Wrack ließ sich sehen. Wahrscheinlich war es im Ganzen fortgetrieben, oder aber zertrümmert, um das Treibholz dieser Seen zu mehren.

So kehrten wir denn an Bord zurück und trafen Anstalten, eine hinreichende Menge von Lebensmitteln und Vorräthen einzuschiffen, um unsern Bedarf für zwei Jahre und drei Monate zu vervollständigen. Es war wohl ein eben so neuer als seltsamer Fall, in dieser verlassenen Oede von Eis einen offenen Markt zu finden, wo alle uns nöthigen Bedürfnisse auf einem Punkte zusammen aufgehäuft waren, so daß wir nur nach Belieben auswählen konnten. Doch was sich nur möglicher Weise aufladen ließ, schien kaum die Berge von Behältern zu mindern. Was wir nahmen, wie wir es an Schiffsgeräthschaften nebst Mehl, Cacao und Zücker gebrauchten, war Alles vortrefflich. Das Pulvermagazin war in Tonnen abgesondert aufbewahrt und vollkommen trocken erhalten. Wir nahmen davon, so viel uns nöthig schien, und vernichteten dann den Rest, damit es nicht etwa den zufällig hierher kommenden Eskimo's Schaden thäte. — Mehrere Wallfische wurden heute wahrgenommen und in Menge schoß der weiße Wallfisch (Delphinus leucas, albicans) längs der Küste auf und ab. Dieser Fisch ist milchweiß mit einem gewölbten Kopfe wie beim Meerschwein

und wird 12 bis 18 Fuß lang. Die Wallfischfahrer betrachten es als Zeichen eines reichen Fanges, wenn sich viele solche Weißwale sehen lassen.

Am 15. August setzten wir unsere Fahrt unter Nebel und strömendem Regen fort. Wir erreichten glücklich Kap Garry im Boothia-Busen. Dann fuhren wir an einer flachen Küste weiter nach Süden. Wenn das meistentheils nebelige Wetter hell wurde, erschienen die Berge des Innern bläulich und frei von Schnee. Dieser Umstand und das hemmende Entgegentreten dichter Eismassen gab uns die Ueberzeugung, daß es immer noch zu früh im Jahre sei, diesen Strich auszumitteln. Etwa dreißig Meilen südlich von Kap Garry entdeckten wir am Ende der flachen Küste eine Insel, die ich Brown-Eiland benannte. Hier landeten wir. Auf der Westseite der Klippen standen blühende Pflanzen. Ein altes Eskimograb zeigte, daß einzelne Menschen von diesem wandernden Volke hierher gekommen waren; auch fanden wir Knochen von Füchsen und Zähne von Moschusochsen. Ein Vogel, der einer Strandlerche glich, war das einzige lebende Wesen in dieser Oede. Von der etwa hundert Fuß hohen Spitze der Insel sahen wir mit Freuden, wie das Eis in Bewegung war und schnell hinwegging.

Die Fortsetzung unsers Laufes war ein beständiges Kämpfen mit dem Eise. Oft waren wir ganz von krystallenen Bergen umschlossen, die das Schiff auf beiden Seiten quetschten; zuweilen fanden wir einen schmalen Durchweg, dann aber war die Fahrt wieder ganz gehemmt und wir wurden bei sehr veränderlichem Winde von dem hin und her wogenden Treiben der Eismassen bald nach Süden, bald nach Norden geschoben. Unter solchen Umständen blieb uns keine Wahl, als in der Nähe der Küste an dem größten Eisfelde, das sich finden ließ, Schutz zu suchen und anzulegen, und der sanften Bewegung desselben zu folgen. Nichts desto weniger hatten wir von dem Eise zu leiden, das in größeren und kleineren Massen gegen dies Feld trieb. Einmal wurde der Krusenstern fast ganz aus dem Wasser gehoben, während unser Schiff seitwärts herumgedreht wurde. Am 21. August trat eine plötzliche Veränderung der drohenden Witterung ein. Es war wieder ein heiterer,

stiller Sommertag. In Folge davon löste sich viel von dem uns immer noch einschließenden Eise auf, die See erschien offener und das Land konnten wir trefflich überschauen. Die Küste behielt die flache Gestalt und bildete einen Halbmond von wohl sechszehn Meilen mit vielen kleinen Inseln. Gegen Abend sank der Krusenstern, welcher auf dem Eise gestanden hatte, ins Wasser, und durch den Wiederschein vom Lande zeigte sich ein freier Wasserweg nach Südosten. Früh am andern Morgen besuchte uns ein großer Wallfisch, deren wir in dieser Zeit viele sahen, und nach dem Frühstück ein Bär, der durch eine Kugel verwundet wurde, aber auf einer Eisscholle entkam und dann ins Wasser sprang. Am Tage schossen wir mehrere Seehunde, welche aber alle ins Wasser stürzten, so daß wir keinen erhielten. Diese Thiere steckten, wenn die Schaufelräder unserer Maschine in Bewegung gesetzt wurden, ihre Köpfe allzumal neugierig aus dem Wasser. Am 24. August gelang es uns, bei einem hart an der Küste festsitzenden Eisberge zu ankern. Bald nachdem wir uns hier geborgen hatten, trieb die ganze, von uns verlassene Eismasse mit großer Schnelligkeit nach Norden zu und zeigte uns, was unser Geschick gewesen wäre, wenn wir dort länger verharrten. Die Strömung ging nach Norden, und am Lande war nun offenes Wasser; doch fehlte uns günstiger Wind, so daß wir nur wenig vorwärts kamen. Am 26. August gingen wir in einer Bucht vor Anker, welche von uns den Namen Bjornsterna=Bai erhielt. Ich bestieg mit meinem Neffen einen etwa 300 Fuß hohen Berg, von dessen Spitze wir eine höchst befriedigende Aussicht hatten, da sich das Meer nach Süden hin vom Eise frei zeigte. Das Land umher gestaltete sich wellenförmig mit Berg und Thal; die Thäler enthielten viele Teiche mit einer Menge forellenartiger Fische. Wir stießen auf ein Volk Schneehühner und tödteten einige; auch schossen wir eine Schneeammer und einen weißen Hasen. Dieser grönländische Hase oder Eishase (lepus glacialis) ist das ganze Jahr hindurch weiß; nur die Spitzen der Ohren bleiben schwarz. Das Haar ist äußerst fein und weich, das Fleisch sehr zart und wohlschmeckend; es gewährt unstreitig das delikateste Gericht in den Polarländern.

In unserer Bucht lagen wir mehrere Tage fest und warteten einen Sturm aus Nordost ab, der Schnee und Hagel mit sich brachte. Alles Land wurde von Schnee bedeckt, wie wir es auch in dieser Jahreszeit nicht anders erwarten konnten. Am 1. September steuerten wir weiter, mußten aber bald wiederum bei einem großen Eisfelde anlegen, mit dem wir südwärts an einer Kette öder, dunkelfelsiger Inseln vorübertrieben. Unter Nebel, Sturm und Regen erreichten wir endlich am 5. September einen Hafen, den wir Elisabeth-Hafen nannten; er war so geräumig, daß er die ganze brittische Marine aufnehmen konnte. An der Küste schossen wir ein Rennthier und mehrere Hasen. Viele Hasen bargen sich in den Felshöhlen und waren durchaus nicht scheu. Eine Heideart mit fast zolldicken Stengeln war die größte der hier wachsenden Pflanzen. Am 9. September war es so warm, wie an einem Sommertage in England. Am Tage nachher kam ein gelinder Wind aus Nordwest. Wir wagten uns daher aus unserem Hafen wieder hervor und fuhren in dem schwimmenden Eise mit vollen Segeln dahin. Für die Nacht suchten wir Zuflucht in einem Canal, wo das Schiff in einer engen Bucht zwischen einem Eisberge und einem Felsen ankerte. Die durch den Canal gehende rasche Strömung brachte viele dicht zusammengedrängte Eismassen, und so saßen wir fest bis zum 12. September. Bei Tagesanbruch war der Wind nach Westen umgesprungen; es kam eine Menge neues Eis, wodurch der Druck noch höher stieg. Auf einmal setzte sich die ganze Masse mit reißender Schnelligkeit in Bewegung und führte unser hülfloses Schiff unter einem wahrhaft schrecklichen Toben und Krachen der an den Felsen zerschellenden Schollen mit sich fort. Es blieb einige Zeit zweifelhaft, ob wir nicht gegen einen der Felsen getrieben werden würden, die uns auf allen Seiten theils über, theils unter dem Wasser umgaben. Doch unser glücklicher Stern waltete vor: der Strom leitete uns in einen weiten Meeresarm; das Eis ging bald nachher auseinander, und erlaubte uns, das Schiff während der Nacht, freilich mit außerordentlichen Anstrengungen, abermals an einen festsitzenden Eisberg anzulegen. Das Schiff wurde während dieser Arbeit mehrmals gehoben

und auf die Seite gelegt, der Krusenstern aber einmal ganz oben aufs Eis gesetzt. Doch litten beide keinen Schaden. In dieser Art setzten wir unsere Fahrt an der Küste fort und erreichten am 14. September einen Hafen in der Nähe der Mary-Jones-Bai, den wir Johanna nannten.

Unser Staunen und unser Gefühl des Dankes war gleich groß, daß wir allen diesen Gefahren ohne wesentlichen Nachtheil entgangen waren. Wer keinen nördlichen Ocean im Winter, oder vielmehr im Wintersturm gesehen hat, der erinnert sich bei den Kämpfen der Schiffer in den Nordpolgegenden etwa an die treibenden Schollen eines Landsees oder Canales. Jedoch, er mag sich vorstellen, daß Eis, wenn es fest sitzt, ein Steinblock sei, eine Klippe am Strande, ein Felsen im Strom, ein Vorgebirge, eine Insel, ein Land von Granit. Dann mag er sich weiter denken, daß Hunderte solcher Vorgebirge, Inseln und Landmassen, Tausende solcher Steinblöcke, Klippen und Felsen sich urplötzlich in wildem Chaos durcheinander bewegen und in schneller Flucht durch enge Straßen gejagt werden, so daß die größeren Massen sich in Berge auflösen, die mit Donnergetöse zusammentreffen, ihre Zacken, Hörner und Vorsprünge zersprengen und zermalmen oder sich gegenseitig in große Stücken zertrümmern, bis sie endlich ihr bisheriges Gleichgewicht verlieren und sich kopfüber stürzen, daß die Meereswogen rings umher brausen, schäumen und wirbeln, während die flachen Eisfelder durch Wind und Strom gegen diese Trümmer oder gegen die Felsen treiben und aus der Brandung emporsteigen, bis sie übereinander rückwärts fallen und durch ihr Bersten und Krachen den betäubenden Aufruhr vermehren. Wenn man nun mit seinem Schiffe mitten in einem solchen Chaos steckt, so ist das eine seltsame und peinliche Lage. Man weiß und fühlt seine gänzliche Hülfslosigkeit; die Furcht aber hat nicht Raum zu ihrer Entwickelung, so unerwartet kommt jedes Ereigniß, so schnell sind die Uebergänge. Wenn das Toben, die Bewegung, der wirbelnde schnelle Wechsel aller Dinge die Aufmerksamkeit in solchem Wirrwarr zerstreut, so muß man doch immer vor Augen haben, daß es gilt, den nächsten günstigen Augenblick zur Hülfe oder Rettung zu benutzen. Allein bei allem Saus

und Braus der Gefahr, wo der Tod in immer neuen Proteusgestalten droht, kann der Seemann doch meistentheils nichts thun, als geduldig harren, wie wenn ihn das weiter gar nicht kümmerte: er muß, so gut er kann, auf das Schicksal bauen; mag es kommen, wie es will, er kann es nicht ändern und vermeiden. Uns gereichte im Besondern die treffliche Verfestigung und zweckmäßige Bauart unsers Schiffes zum Glücke, da es so wenig tief im Wasser ging. Jedes andere Schiff der früheren Unternehmungen wäre hier verloren gewesen, schon weil sie viel tiefer gingen und folglich auf den Felsen gescheitert wären, über welche uns das Eis hintrieb; außerdem aber wären sie doch schon wegen ihrer Bauart wie Nußschalen zerquetscht worden.

Der Himmel hatte am vorigen Abend auf sehr unbeständiges Wetter schließen lassen, und in der Nacht zum 15. September kam Sturm mit Schneegestöber. Er drehte sich zugleich nach Norden und trieb eine große Menge dickes Eis um uns her zusammen. Ein Eisberg, an dem wir angelegt hatten, wurde flott und machte uns viel Sorge, während ein größerer in unserer Nähe mit entsetzlichem Getöse in sechs Stücken spaltete, niederstürzte und alles Wasser umher emportrieb. Eins der Stücke stieß heftig an unser Schiff, ein anderes stieg unter dem Krusenstern in die Höhe, hob ihn aus dem Wasser heraus aufs Eis und schleuderte ihn dann wieder herunter. Dennoch kamen wir ohne Nachtheil davon. Am 18. September stieg der Sturm zu einer furchtbaren Wuth und setzte die Wellen in so starke Bewegung, daß wir unsere Schutztaue und Schutzböcke zu Hülfe nehmen mußten. In der Nacht vom 20. zum 21. September wurde die Luft still, aber es fror tüchtig. Bei näherer Untersuchung fand sich endlich, daß die große Eismasse um uns herum zusammengefroren war und uns so die Aussicht gewährte, im Winter hier liegen bleiben zu müssen. Um neun Uhr wurde der Wind westlich. Alle Hände gingen nun ans Werk, um die Massen zu trennen, welche der Frost zusammengekittet hatte. Erst am dritten Tage sahen wir das mühevolle Durchhauen des Eises beendigt und fanden uns wieder im freien Wasser.

Unter mancherlei ähnlichen Fährlichkeiten und Mühseligkeiten landeten wir am 25. September auf einer großen Insel, der ich den Namen meines Sohnes Andreas Roß beilegte. Aufs Neue wurden wir von Sturm und Schneewetter heimgesucht und wir suchten daher einen sicheren Hafen zu gewinnen. Zu dem Ende umschifften wir das südlich gelegene Kap der Insel, in dessen Nähe eine große Eisbank lag, und wandten uns dann nach Südwesten. Wir entdeckten eine geräumige Bai und eine kleine Insel, welche einen sicheren Aufenthalt versprach. Sie hatte einen Felsen über dem Wasser nach Süden und eine seichte Bank an der nördlichen Einfahrt. Hier legten wir uns, von der Insel geschützt, an zwei Eisbergen vor Anker, so daß wir kaum eine Viertelmeile von der großen Eisbank entfernt waren. Diese bestand, wie wir jetzt besser übersehen konnten, aus Hunderten von Eisbergen, die alle zu einer festen Masse in einander gekeilt waren. Einige weniger große Schollen, an denen wir bei unserer Fahrt vorüber gekommen waren, eilten, sich mit der drohenden Mauer vor uns zu vereinigen. Am Abend fiel das Thermometer plötzlich auf 18°. Beim Sonnenuntergang war das Wetter sehr hell, und auf dem Lande bemerkten wir frische Spuren von Hasen, Hermelinen und Bären; auch ließen sich viele Seehunde sehen, und nachher entdeckten wir zwei große Seen. Zwei Steinkreise bezeichneten die Ueberbleibsel von Sommerwohnungen der Eskimo's. Es fanden sich zahlreiche Fuchsfallen und jene Steinhaufen, welche in der Ferne einem Menschen gleichen, von den Eskimo's aber errichtet werden, um das Wild in ihrer Nähe in Furcht zu setzen. Vom September hatten wir nun den letzten Tag erreicht. Ich nahm an, daß alle Hoffnung, weiter zu kommen, ein Ende habe, und nannte die Stelle, wo wir ankerten, Victoria-Hafen.

Bis zu diesem Augenblicke waren wir unablässig thätig und geschäftig gewesen, und unsere stete Anstrengung hatte uns abgehalten, an das Künftige zu denken. Wir nährten jene blinde Hoffnung, welche selbst im Angesichte des unvermeidlichen Unterganges die Frucht der Thätigkeit, des Widerstandes ist, jene Hoffnung, welche nur mit den Betrachtungen endet, auf welche sie sich stützt, wenn das hülflose Schiff am Felsen scheitert und

die Sonne vor den Augen des sterbenden Menschen schwindet. Jetzt mußten wir nun endlich daran denken, denn es blieb sonst nichts zu thun übrig; jetzt traten nun die langen traurigen Monate unvermeidlicher Gefangenschaft in diesem unbeweglichen Eise vor unsere Seele. Die Gefängnißthüre war nun hinter uns geschlossen, und wir fühlten uns als hülf- und hoffnungslose Gefangene.

In der Nacht zum 6. October wurde es kälter, und da wir endlich ganz eingefroren waren, so wurde die Möglichkeit, noch weiter zu kommen, mit jeder Stunde schwächer und schwächer. Das Schiff wurde zwischen der kleinen Insel und dem festen Lande in eine solche Lage gebracht, daß es gegen die Ost- und Weststürme vollkommen geschützt war. Die Boote wurden ans Land gebracht, die Verdecke von Tauen und Raaen geleert und alle nöthigen Vorkehrungen getroffen, das Schiff zum Winter für unsere kleine, vereinte angesiedelte Familie wohnlich einzurichten. Am 8. October wurde diese Ansicht zur vollen Ueberzeugung. Nirgends sah man einen Tropfen freies Wasser mehr; ein dunkler Flecken von einer Felsspitze hier und da abgerechnet, zeigte sich nichts, als eine blendende, einförmige, ermüdende Schneefläche am ganzen Horizonte herum. Es war wirklich ein trauriger Anblick. Der Geist erlahmt unter seinem Einflusse; denn hier ist nur das Bild des Einerlei, des Schweigens, des Todes.

Gleich in den ersten Tagen wurde dies Einerlei durch eine Bärenjagd belebt. Das Thier hatte sich dem Schiffe genähert und dann nach der Insel gewandt, wodurch es unserer Mannschaft möglich wurde, ihm den Weg nach dem Lande abzuschneiden. So eingeschlossen, hetzten wir die grönländischen Hunde darauf hin; allein sie wagten keinen Angriff. Jetzt wurde der Bär nach dem Wasser getrieben, und hier sprang er in das neugebildete Eis, wo er nur langsam fortkam, so daß er vom Boote eingeholt und getödtet wurde. Es war ein Weibchen von mittlerer Größe. Das Thier maß von der Nase bis zur Schwanzspitze 6 Fuß 8 Zoll, und wog 500 Pfund. Die gewöhnliche Länge ist 7 bis 8 Fuß und beinahe eben so viel im Umfange. Das Gewicht beträgt dann 600 bis 1000 Pfund.

In den Kinnbacken hat dieser Bär eine solche Kraft, daß man ihn wohl selbst eine eiserne Lanze von einem halben Zoll im Durchmesser hat entzwei beißen sehen. In der Nähe der grönländischen Ostküste hat man diese Thiere in Schaaren, wie Schafheerden auf einer Trift, angetroffen. Das Fleisch ist saftig und schmackhaft, besonders die Keule. Auffallend aber ist, daß die Leber von diesem Thiere schädlich und sogar tödtlich ist. Durch den unvorsichtigen Genuß derselben sind die Schiffer fast immer krank geworden und bisweilen gar gestorben. — Wenn man den Bären im Wasser, beim Durchschwimmen von einer Eisscholle zur andern, angreifen kann, so geschieht dies in der Regel mit Vortheil. Ist er aber am Ufer oder auf einer großen mit Schnee bedeckten Eisfläche, wo er mit seinen breiten Tatzen noch einmal so schnell fortkommt, als ein bei jedem Schritt bis ans Knie einsinkender Mensch, so ist selten mit Sicherheit auf einen glücklichen Erfolg zu rechnen. Die meisten Unglücksfälle haben bei solchen unvorsichtigen Angriffen stattgefunden. Vor mehreren Jahren ereignete sich solch ein trauriger Vorfall mit dem Matrosen eines Schiffes, das in der Davisstraße vom Eise eingeschlossen war. Ein Bär, den man schon einige Zeit in der Nähe des Schiffes wahrgenommen hatte, war endlich so dreist geworden, bis an dasselbe heranzukommen, indem ihn wahrscheinlich der Geruch der Lebensmittel lockte, die der Koch über Bord geworfen. Die Leute waren gerade mit ihrer Mahlzeit beschäftigt, und Niemand hielt draußen auf dem Verdeck Wache, da das Schiff unbeweglich lag. Ein verwegener Bursche, der zuerst heraussah und den Bären erblickte, sprang thörichter Weise sogleich mit einer Stange auf das Eis hinaus, vermuthlich um die Ehre, einen so übermüthigen Gast gedemüthigt zu haben, allein davon zu tragen. Aber der heißhungerige Bär packte ihn, ohne auf das elende Gewehr zu achten, mit seinen furchtbaren Zähnen in den Rücken und schleppte den armen Burschen mit solcher Schnelligkeit davon, daß, als seine Kameraden auf sein Geschrei erschrocken vom Tisch aufsprangen und sich nach ihm umsahen, der Bär schon einen so großen Vorsprung gewonnen hatte, daß es umsonst gewesen wäre, ihm nachzusetzen. — Ein anderes Beispiel eines unklugen

Angriffes auf einen Bären, dessen Ausgang jedoch eher lustiger Art war, ereignete sich mit dem Matrosen eines Wallfischfängers von Hull. Das Schiff lag an einem Eisfelde vor Anker, auf welchem man in einer beträchtlichen Entfernung einen Bären wahrnahm, der auf Beute ausging. Einer von der Mannschaft des Schiffes, der sich eben aus seiner Rumflasche einigen Muth geholt hatte, machte sich anheischig, dem Bären nachzusetzen. Blos mit einer Wallfischlanze bewaffnet, ging er zu seiner abenteuerlichen Unternehmung aus. Ein beschwerlicher Weg von ungefähr einer halben Stunde über lockeren Schnee und schroffe Eisblöcke brachte ihn ganz in die Nähe seines Feindes, der zu seinem Erstaunen ihn unerschrocken anblickte und zum Kampf herauszufordern schien. Sein Muth fing an zu sinken; er hielt daher an und schwang seine Lanze ein paarmal hin und her, so daß man nicht recht wußte, ob er angreifen oder sich vertheidigen wollte. Der Bär blieb ruhig stehen. Vergebens suchte der Abenteurer ein Herz zu fassen, um den Angriff zu beginnen: sein Gegner war zu furchtbar und sein Ansehn zu zurückschreckend. Vergebens fing er an, ihn durch Schreien aufzuregen, mit der Lanze zu bedrohen, und Miene zu machen, ihn anzugreifen: der Feind verstand dies entweder nicht, oder verachtete solche leere Drohungen, und blieb hartnäckig auf seinem Platz. Schon fingen die Kniee des Menschen an zu wanken, die Lanze zitterte in seiner Hand, und sein Blick, der bisher noch fest gewesen war, fing an zu schauern; aber die Furcht, von seinen Kameraden ausgelacht zu werden, hatte noch einigen Einfluß, und er wagte nicht zurückzugehen. Meister Petz hingegen fing jetzt an mit der verwegensten Dreistigkeit vorzurücken. Da erloschen die letzten Funken von Muth in der Seele unseres Helden: er wandte sich um und floh. Aber nun ging die Gefahr erst an. Der Bär begann jetzt seinerseits die Verfolgung, und da er mehr geübt und besser darauf eingerichtet war, über den Schnee zu laufen, so holte er den Flüchtling bald ein. Dieser warf die Lanze, sein einziges Vertheidigungsmittel, das ihn im Laufen beschwerte, von sich und lief weiter. Glücklicher Weise zog diese die Aufmerksamkeit des Bären auf sich; er stutzte, betastete sie mit seinen Pfoten, biß hinein, und setzte dann seine

Verfolgung fort. Schon war er dem keuchenden Schiffer wieder auf den Fersen, als dieser in der Hoffnung einer ähnlichen Wirkung, wie bei der Lanze, einen Handschuh fallen ließ. Die List gelang, und während der Bär wieder stehen blieb, um diesen zu untersuchen, gewann der Flüchtling einen guten Vorsprung. Der Bär setzte ihm von Neuem mit der drohendsten Beharrlichkeit nach, obgleich er noch einmal durch den andern Handschuh und zuletzt durch den Hut, den er in Stücke zerriß, aufgehalten wurde, und würde ohne Zweifel den unbesonnenen Abenteurer, dem schon alle Kräfte schwanden, zu seiner Beute gemacht haben, wenn nicht die anderen Matrosen zu seiner Rettung herbeigeeilt wären. Sie trieben den verwegenen Feind zurück, während der von Furcht gejagte Flüchtling nicht eher zu laufen aufhörte, als bis er das Schiff erreicht hatte. — Von der Klugheit des Bären erzählt man unter Andern, daß er eine um ein Stück Wallfischfett gelegte Schlinge vorsichtig bei Seite schob und dann mit der Beute davon ging. Als man darauf den Strick unter den Schnee vergraben und die Lockspeise in eine tiefe Höhlung innerhalb der Schlinge gelegt hatte, beroch der Bär zuvörderst den Platz rund umher, kratzte dann den Schnee mit seinen Pfoten weg, schob den Strick an die Seite und bemächtigte sich ohne Schaden des dargebotenen Fraßes.

Der Monat October verging unter den Arbeiten zur zweckmäßigen Einrichtung unsers Winterquartiers, während das Wetter bald heiter, bald wolkig war, und dann wieder große Schneemassen fielen. Die Maschine wurde zerlegt und nebst den Kanonen aufs Eis geschafft. Auf der nahen Insel wurde eine Stelle für das Pulvermagazin ausgesucht. Eine genaue Untersuchung der Feuerung und der Lebensmittel ergab, daß sie auf zwei Jahre und zehn Monate ausreichten. Brachte man nun den Zuwachs vom Bären- und Seehundsfange in Anschlag, so konnten wir uns leicht drei Jahre halten. Der Genuß des schmaler zugemessenen Branntweins wurde eingestellt, zumal derselbe in diesen kalten Gegenden nur schädlich wirkt, namentlich

25*

den Scorbut befördert. Zum besseren Schutz gegen die Kälte wurde das Oberdeck mit einer $2\frac{1}{2}$ Fuß dicken Lage von Schnee belegt und dieser so lange mit Wasser begossen, bis er eine feste Masse von Eis bildete, worüber man nun Sand streute, so daß er das Ansehn eines glatten Kiesweges bekam. Ueber demselben wurde ein Dach aufgeführt, von welchem die Segel so weit herabhingen, daß sie das Schiff auf beiden Seiten bedeckten. Endlich wurde noch rings um das Schiff eine dichte Wand von Schnee und Eis aufgeführt. Um das Ansammeln der Feuchtigkeit, vor der man sich hier ganz besonders hüten muß, zu verhindern, gingen kupferne Röhren durch den Wohnraum im unteren Verdeck und ebenso wurde eine Röhre vom Oberdeck aus nach dem Feuer dieses Raumes geführt. Endlich wurde der Boden an jedem Morgen mit heißem Sande bestreut. Auf diese Weise hatte der Aufenthaltsort der Mannschaft immer eine trockene, behagliche Wärme. Behufs geregelter Beschäftigung der Mannschaft theilte man sie in fünf Wachen, um die Aufsicht über das Verdeck zu führen, nach dem Feuer zu sehen, auf wilde Thiere und die Eingeborenen zu achten, sowie Ebbe und Fluth, Wind, Wolken und Himmelserscheinungen zu beobachten. Wer Muße hatte, mußte einige Stunden auf dem Verdeck hin- und hergehen. Um acht Uhr wurde gefrühstückt, wobei es Cacao oder Thee gab, um zwölf Uhr aßen wir zu Mittag, um fünf Uhr gab es wieder Thee; dann wurde von sechs bis neun Uhr Abendschule gehalten. Nachts schliefen die Leute in Hängematten. Des Sonntags gestatteten wir keine Arbeit. Die Mannschaft wurde dann gemustert, worauf Gebet und Predigt folgte. Um sechs Uhr wurde Sonntagsschule gehalten; man las in der heiligen Schrift und endigte mit Psalmen und Gebeten. Die Früchte dieser religiösen und geistigen Uebungen waren nicht zu verkennen. Die Leute bewiesen sich, wie Glieder einer Familie, alle gefällig gegen einander, und zeigten in ihrem Verhalten eine musterhafte Ordnung und Ruhe.

Die erste Hälfte des November war äußerst stürmisch, dann folgte sehr milde Luft, und es war fast spaßhaft, wenn man unsere Jäger in dieser Jahreszeit über Hitze klagen hörte. Am 14. Nov. hatten wir einen bewundernswerthen Anblick. Die Wolken und der Himmel in Süden zeigten nicht nur alle die mannigfaltigen Farben eines Sommerabends, sowie jene Tinten, zu denen das dunkle, schwarze, sanfte Purpurroth des nördlichen Horizontes den Gegensatz bildet, sondern es glänzten auch noch die von Schnee schimmernden Berge oft mit den Farben des Regenbogens, so wie die schon ganz niedrig stehende Mittagssonne dieselben mit ihren matten Strahlen berührte. Am 17. Nov. kam eine sonderbare Erscheinung an der Sonne. Der Mittelpunkt wurde nämlich von einer Wolke verhüllt, und der Umkreis von einem Ringe umgeben, unter welchem nun die Strahlen so herausschossen, daß das Ganze einem Sterne des Bathordens glich, welches ich nachmals als eine günstige Vorbedeutung für mich in Anspruch nehmen konnte*).

Am 25. Nov. beobachteten wir ein glänzendes Nordlicht, das bis Mitternacht hin immer prächtiger wurde und bis zum andern Morgen anhielt. Es bildete einen im Schein des Vollmondes leuchtenden Bogen, dessen Enden, wie bei einer Brücke, auf zwei einander entgegengesetzten Bergen zu ruhen schienen. Wir hatten im Laufe des Winters äußerst häufig Gelegenheit, diese Naturerscheinung in den mannigfaltigsten Abwechselungen zu beobachten. — Man kann das Nordlicht als ein magnetisches Ungewitter bezeichnen. Bei dem gewöhnlichen (elektrischen) Gewitter stellt sich das gestörte Gleichgewicht in der Vertheilung des elektrischen Stoffes durch die Entladung des Blitzes wieder her; beim Nordlicht geschieht dies in Bezug auf die Vertheilung des magnetischen Stoffes ebenfalls durch eine Lichtentwickelung. Der Brennpunkt dieser Entwickelung findet sich nach Mitternacht zu in der Gegend, wo die Mittagslinie des magnetischen Poles hindurchgeht, und genauer nach der Seite hin, wohin die Magnetnadel des Ortes abweicht. Wenn man alle einzelnen Erschei-

*) Der Capitain Roß erhielt nach seiner Heimkehr den Bathorden.

nungen einer solchen Entwickelung des Nordlichtes in ein vollendetes Bild zusammenfassen will, so ist der Hergang folgender. Tief am Horizont schwärzt sich der vorher heitere Himmel, und es bildet sich eine dicke Nebelwand, die allmählig zur Wölbung eines dunklen Kreisabschnittes in einer Höhe von 8 bis 10 Graden aufsteigt. Sterne sind sichtbar in diesem finsteren Höhenrauch, dessen dunkle Farbe nach und nach ins Braune oder Violette übergeht. Die Grenze der Wölbung ist ein breiter, hellleuchtender Luftbogen, erst weiß, dann gelb. Die Erscheinung gleicht jetzt einer mächtig großen, im Aufgehn begriffenen dunklen Sonnenscheibe, deren Rand mit einem glänzenden breiten Saum eingefaßt ist. Ueber der brückenartigen Wölbung schweben und tanzen die Lichter in beständiger, auf und nieder wallender Schwingung, und indem sie bald hier, bald dort lebhafter aufflimmen und bis zum Scheitelpunkt des Firmamentes aufsteigen, erhöht sich das Violette und Bläulichweiße zum Gelben und Sapphirblauen, zum Roth des Purpurs, zum Grün des Smaragdes, und alle diese Farben wechseln und spielen unaufhörlich in einander. So steht der leuchtende Himmelsbogen bisweilen Stunden lang, ehe die ganze herrliche Erscheinung ihre Vollendung erreicht, was selten und nur bei der stärksten Entwickelung vorkommt. Die Lichtsäulen steigen, gemengt mit schwarzen rauchähnlichen Streifen, in schlängelnder oder gerader Richtung bald einzeln aus der Wölbung empor, bald erheben sie sich gleichzeitig an vielen entgegengesetzten Punkten des Horizontes und vereinigen sich in ein zuckendes Flammenmeer, aus dem schnell hinter einander Strahlenbüschel und helle Blitze hervorschießen. Doch das zuckende Flammenmeer fließt im Nu wieder auseinander, bis sich zuletzt alle Feuersäulen, Strahlen und Lichter nach dem Mittelpunkte zusammenschieben, und hier bildet sich nun in dem eigentlichen Brennpunkte der ganzen Erscheinung die sogenannte Krone des Nordlichtes um die Kuppel eines aus Licht gewobenen Tempelzeltes. Im milden Glanze, ohne Wogen und Wallen des ausströmenden Lichtes zeigt sich die sternförmige Krone. Mit dem Aufblühen derselben hat die ganze Erscheinung ein Ansehn der Ruhe und Stetigkeit gewonnen. Es ist der Anfang der Auflösung. Die Strahlungen werden

seltener, kürzer und farbenloser. Die Krone und alle Lichtbogen fallen auseinander. Bald sieht man am ganzen Himmelsgewölbe unregelmäßig zerstreut nur breite blasse, fast aschgrau scheinende, unbewegliche Flecken. Auch sie verschwinden. Tief am Horizonte steht jetzt noch, wie ein ausgebranntes Gemäuer, jene schwarzgraue Nebelwand, von der die Lichtentwickelung ausging, wie von der Wetterwolke der Blitz. Zuletzt bleibt von dem prächtigen Schauspiel oft nur ein weißes, zartes Gewölk übrig, an den Rändern gefiedert oder in kleine rundliche Häufchen mit gleichen Abständen getheilt. Diese sogenannten Schäfchen bilden die Grundlage des Nordlichtes und zeigen die Wirkung desselben auf den Dunstkreis an. Nach starken magnetischen Entladungen hat man noch am folgenden Tage in dem strahlenförmig auseinander laufenden, leichten Gewölk die ganze Gestalt des verschwundenen Nordlichtes wieder erkannt: da, wo in der Nacht eine Feuersäule stand, zeigte sich ein weißlichter Wolkenstreif. Wie die Gewitter in den heißesten Sommermonaten, so erscheinen die Nordlichter in den kältesten des Winters. Ihre Höhe ist meistentheils nur einige tausend Fuß hoch und möchte wohl kaum jemals die dreifache Höhe unserer höchsten Gebirge übersteigen; am Nordpol sahen sich Reisende zuweilen mitten im Nordschein selbst. Dagegen erzeugt sich diese merkwürdige magnetische Lichtentwickelung auf einem großen Theile der Erde zu derselben Zeit. Man kann viele Nächte angeben, wo man ein Nordlicht in England und Preußen, in Rom und in Peking zugleich beobachtet hat. Auch in Mexico und Peru sind dergleichen gesehen worden, und bei großer Stärke der Entladung hat man sogar bei hellem Sonnenschein die Schwingungen des Polarlichtes erkannt. Uebrigens sieht jeder Beobachter, wie seinen eigenen Regenbogen, so auch seinen eigenen Polar-Lichtbogen.

In den letzten Tagen des November war es trübe und düster. Am 30. Nov. hatten wir jedoch den ruhigsten und hellsten Tag des ganzen Winters, wo wir um Mittag von dem höheren Theile der Insel aus sahen, wie die kaum noch über dem Horizont stehende Polarsonne eine darunter befindliche Wolke röthete. Wir hatten jetzt noch drei Wochen bis zum kürzesten Tage, und zur Abwechselung in der langweiligen Eintönigkeit

wurde den Leuten gestattet, an jedem Sonnabend zu tanzen, wozu unser der Tonkunst beflissener Zimmermann aufspielte. Vom 20. bis 22. Decbr. war der Himmel um Mittag so hell, daß wir in der Cajüte vollkommen gut sehen konnten, und außerhalb des Schiffes ließ sich der kleinste Druck deutlich lesen. Der Horizont zeigte die herrlichsten Farbenspiele, besonders nach Süden hin, wo der Morgenstern im vollen goldenen Lichte glänzte. Sterne erster Größe konnte man auch des Mittags sehen. Die erste Frühe der Weihnachtstage wurde durch eins der schönsten Nordlichter verherrlicht. Wir zogen unsere Flaggen auf, ein Schauspiel, das durch die Pracht der Venus erhöht wurde, und feierten das Fest nach dem Gottesdienst durch ein reichliches Mahl, bei welchem der Rinderbraten unseres noch nicht verzehrten Galloway-Ochsen den wesentlichsten Bestandtheil ausmachte. Die Vorräthe der Furie thaten uns hiebei noch bessere Dienste; denn sie enthielten Fleischpasteten und im Ueberflusse Kirschbranntwein mit seinen Früchten in Eis gesetzt, eine Sache, die uns Spaß machte, wenn wir daran dachten, daß wir hier bei großer Kälte in den Genüssen eines heißen Londoner Juniustages schwelgten. So verging das Jahr 1829.

Drittes Kapitel.

Das neue Jahr begann mit heiterem Wetter. Der Mittagshimmel zeigte die schönen Farben eines Sommerabends; die Berge am fernen Horizont waren fast ganz dunkelscharlachroth gefärbt, aber ein glänzender Purpur erhob sich über ihnen und ging allmählig in einen schwarzdunkelen Schatten über. Die Mannschaft ergötzte sich an diesem Tage durch ein Concert, welches ganz ihren Bällen entsprach. — Am 7. Januar bot der Himmel um zehn Uhr Morgens einen ganz neuen Anblick. Der Raum oberhalb des untergehenden Mondes prangte in reicher goldener Farbe, und in der Nähe der Sonne enthüllte sich ein helles Silberlicht; es fand hier also gerade das Gegentheil von dem statt, was sonst Regel ist.

Als wir am 9. Januar früh an die Küste gingen, berichtete mir einer der Matrosen, daß man von der Höhe aus Fremde gesehen habe. Ich ging demnach in der angedeuteten Richtung vorwärts und erblickte bald vier Eskimos in der Nähe eines kleinen Eisberges, nicht weit vom Lande und etwa eine Meile*) vom Schiffe. Sie versteckten sich hinter dem Berge, sobald sie mich bemerkten; allein als ich näher kam, trat die ganze Menge hervor und bildete eine Schaar von zehn Mann in der Fronte und drei in der Tiefe. Ein Mann war, wie es schien, in einem Schlitten sitzend auf der Landseite abgesondert. Ich sandte daher sogleich meinen Begleiter an den Commandeur Roß ab, daß er mit einigen Leuten zu mir käme; die Letzteren waren angewiesen, hinter ihm in einiger Entfernung zu bleiben. Hierauf schritt ich allein bis zu einer Entfernung von etwa hundert Ellen von ihnen vor und sah, daß Jeder mit einem Spieße und einem Messer bewaffnet war, gewahrte aber weder Bogen, noch Pfeile. Da ich wußte, daß das Begrüßungswort bei den einander begegnenden Stämmen Tima tima sei, so rief ich sie in ihrer eignen Sprache an und bekam einen allgemeinen Ruf derselben Art als Antwort. Der abgesondert sitzende Mann wurde jetzt gerufen und stellte sich vor ihrer Linie auf. Meine übrigen Begleiter waren inzwischen auch herbei gekommen, und so schritten wir bis auf sechszig Schritte zu ihnen vor, wo wir mit dem Ausrufe: aja Tima! die Flinten wegwarfen. Es war dies die gewöhnliche Art, wie wir erfahren hatten, ein freundschaftliches Verhältniß zu eröffnen. Auch sie warfen hierauf ihre Messer und Speere nach allen Richtungen in die Luft und erwiderten den Ruf aja, indem sie die Arme ausstreckten, zum Zeichen, daß sie ebenfalls ohne Waffen seien. Allein da sie ihre Stelle nicht veränderten, gingen wir weiter und umarmten endlich der Reihe nach Alle in der Fronte, indem wir ihre Kleidung von oben nach unten streichelten, worauf von ihnen dieser allgemein herrschende Freundschaftsbrauch erwiedert wurde. Es schien dies große Freude zu erregen, die sich bei Allen durch Lachen, Schreien

*) Hier und im Folgenden sind überall englische Meilen gemeint, deren 4⅕ auf eine deutsche gehen.

und wunderliche Geberden kund that; und unmittelbar darauf sahen wir uns im Besitz ihres unbedenklichen Zutrauens.

Die bei seiner früheren Reise gemachte Erfahrung des Commandeur Roß war uns hier sehr nützlich, und als sie gehört hatten, daß wir Kablunae (Europäer) wären, antworteten sie, daß sie Innuit (Männer) seien. Ihre Anzahl belief sich auf 31; der älteste, Namens Illicta, war 65 Jahre, sechs andere standen zwischen 40 und 50, und zwanzig von ihnen zwischen 40 und 20, die übrigen waren vier Knaben. Zwei gingen lahm und wurden nebst dem Alten von den Andern auf Schlitten gezogen. Der Eine hatte durch einen Bär, wie wir zu verstehen glaubten, ein Bein verloren, und der Andere einen Schenkel gebrochen. Alle erschienen wohlgekleidet, besonders in trefflichen Rennthierhäuten; die Oberkleider waren gefüttert und lagen an dem Körper an, und zwar vorn vom Kinn bis auf die Mitte des Schenkels, hinten mit einer Kappe, die über den Kopf gezogen werden konnte, während der Besatz bis auf die Wade herabfiel und ungefähr wie die Spitze eines ehemaligen Soldatenrocks aussah. Die Aermel hüllten auch die Hände ein, und von den beiden Häuten, aus welchen Alles gefertigt war, hatte die innere die Haare zunächst auf dem Körper, die Haare der andern standen nach außen hin. Sie trugen zwei Paar Stiefel, die Haare von beiden nach einwärts und darüber Beinkleider von Rennthierhaut, welche weit am Fuße hinabreichten; einige hatten auch über den Stiefeln noch Schuhe und statt der Rennthierhäute Seehundsfelle zu den Beinkleidern. Unter den ungeheuern, über einander gehäuften Kleidungsstücken schienen sie viel dicker zu sein, als sie wirklich waren. Alle führten Wurfspieße, welche einem Spazierstocke nicht unähnlich sahen und an dem einen Ende eine hölzerne oder beinerne Kugel, am andern Ende eine Spitze von Horn hatten. Als wir den Schaft untersuchten, sahen wir, daß er aus kleinen Stücken Holz oder Thierknochen bestand, die sehr sauber zusammengefügt waren. Die Messer, welche wir zuerst bemerkten, waren aus den Knochen oder Hörnern eines Rennthiers gefertigt und ohne Spitze oder Schneide, mithin eine sehr harmlose Waffe. Bald aber entdeckten wir, daß Jeder von ihnen ein viel wirksameres Messer, mit Eisen

gespitzt oder auch mit einer Schneide daran versehen, auf dem Rücken hängen hatte. Eins davon ergab sich als Klinge eines englischen Taschenmessers; sie trug noch das Fabrikzeichen des Verfertigers und war so befestigt, daß sie als Dolch dienen konnte. — Der Commandeur Roß konnte ausmitteln, daß sie von Süden herkamen und Tags zuvor das Schiff gesehen hatten, daß ihre Hütten in einiger Entfernung nach Norden hin lägen und sie dieselben nur erst heute früh verlassen hätten.

Da wir an solche Besuche nicht gedacht hatten, so führten wir natürlich auch keine Geschenke für sie bei uns und sandten daher einen Matrosen aufs Schiff zurück, der 31 Stück eiserne Reifen holen sollte, um Jedem einen zu schenken. In der Zwischenzeit aber willigten sie ein, uns selbst an Bord zu begleiten, und bald langten wir bei unserer Schneeverschanzung an. Ueber diese äußerten sie kein Erstaunen; sie glich in der That zu sehr ihren eigenen Arbeiten, um dergleichen rege zu machen. Ebenso äußerten sie kein Zeichen der Verwunderung über das Schiff selbst und die Menge von Eisen und Holz, wie wir im Jahr 1818 bei den nördlichen Wilden der Baffinsbai beobachtet hatten. Offenbar war es, daß ihnen dergleichen Dinge selbst in übergroßer Menge nicht fremd waren. Das Geschenk von Eisen erregte allgemeine Freude, und sie boten uns zur Erwiederung ihre Wurflanzen und Messer an, über deren Ablehnung von unserer Seite sie ebenso sehr Freude, als Erstaunen verriethen. Jetzt konnten wir auch leicht bemerken, daß ihr Aeußeres dem unsrigen weit überlegen war. Zum mindesten gingen sie gut gekleidet; sie waren besser genährt, als wir, und ihre dicken Wangen so rosenroth, als es unter so dicker Haut nur möglich sein konnte. Wie bei den andern Eskimostämmen zeigten ihre gutmüthigen Gesichter ein regelmäßiges Eirund mit schwarzen, nahe an einander stehenden Augen, kleiner Nase und schwarzem Haar; die Haut war nicht so dunkelfarbig wie die der schon früher von uns im Norden gesehenen Eskimos. Sie schienen auch reinlicher zu sein und trugen, was ich früher nicht bemerkt hatte, das Haar kurz abgeschnitten, sowie in nicht ganz sorgloser Weise geordnet. Ihre Kleider waren besonders nett gearbeitet und einige mit Reihen kleiner Knochen verziert oder mit

Fransen versehen, die sie aus Sehnen gefertigt. Die Häute von Vielfraßen, Hermelinen und grauen Seehunden hingen auf der Brust herab und schienen auch als Zierrathen zu dienen. Sehr sonderbar und roh waren die Schlitten gebaut. Die Seitenwände bestanden aus Knochenstücken, welche in der Runde zusammengebunden und mit einer Haut überzogen erschienen; die Kreuzriegel aber bestanden aus den Vorderfüßen eines Rennthiers. Einer davon hatte nur zwei Fuß Länge und vierzehn Zoll Breite, die andern hielten drei bis vier Fuß in der Länge. Am unteren Theile der Kufe befand sich ein eisiger Ueberzug, der bis zu der Haut ging und die Bewegung sehr leicht machte.

Drei von ihnen wurden in die Cajüte geführt und hier endlich äußerten sie denn ihre Verwunderung in großem Maße. Die Bilder, welche ihre Landsleute vorstellten und aus den früheren Reisebeschreibungen genommen waren, machten ihnen viel Freude; denn sie sahen auf der Stelle, daß es Abbildungen von ihren eigenen Stämmen seien. Wie gewöhnlich wurden sie aber besonders durch die Spiegel in Erstaunen gesetzt. Nicht minder waren sie von der Lampe und dem Leuchter überrascht; doch bezeigten sie niemals den Wunsch, irgend Etwas selbst zu haben; sie nahmen nur, was ihnen gegeben wurde, mit Aeußerungen unverkennbarer Dankbarkeit. An unserem aufbewahrten frischen Fleische fanden sie keinen Geschmack. Der Eine, welcher einen Bissen zu sich nahm, that es mehr aus Nachgiebigkeit und sagte, es wäre sehr gut; als ihn jedoch der Commandeur Roß ein wenig ausfragte, bekannte er, daß das, was er gesagt habe, nicht wahr sei. Die Andern warfen das dargereichte Fleisch weg. Der Erste aber trank etwas ihm dargebotenen Thran mit vieler Lust und gestand, daß dieser wirklich gut sei. — Es wurden darauf drei Andere in gleicher Weise bewirthet, und die Ersteren entfernten sich, um ihre Landsleute mit dem Gesehenen zu unterhalten. Zwischen einem von ihnen und einem unserer Officiere wurde ein kleiner Wettlauf begonnen; allein es wurde dabei auf beiden Seiten so viel Artigkeit beobachtet, daß Keiner als Sieger bezeichnet werden konnte. Jetzt brachte man eine Geige herbei, und sie schlossen sich unseren Leuten beim Tanze an, indem sie an der Musik viel mehr Gefallen zu finden

schienen, als man sonst bei anderen Stämmen wahrgenommen hatte.

Da nun die Nothwendigkeit der Trennung einleuchtete, schlugen wir ihnen vor, sie ein Stück Weges nach ihren Hütten zu begleiten, deren Richtung sie bezeichneten, und wobei sie zu verstehen gaben, daß ihre Weiber, Kinder, Hunde und Schlitten alle zu Hause, auch Lebensmittel in Fülle da wären. Dagegen konnten wir durch unsere Fragen nicht ermitteln, wo ein offenes Meer liege. Sie zeigten allerdings nach Norden, als ob da der gesuchte Punkt sei; doch waren wir nicht im Stande von ihnen herauszubringen, was nach Süden und Westen läge. Als wir etwa zwei Meilen gegangen waren, bezeichneten wir eine Stelle auf dem Eise als den Ort, wo wir am folgenden Tage wieder zusammentreffen wollten, und gaben zu verstehen, daß wir ihre Hütten besuchen möchten; ein Vorschlag, den sie mit dem größten Vergnügen annahmen. Wir trennten uns unter denselben Förmlichkeiten, welche unser Zusammentreffen begleitet hatten.

Am folgenden Tage fanden wir die Eingeborenen an dem bezeichneten Orte, und bei der Annäherung trat Einer, welcher der Häuptling der Horde zu sein schien, ein paar hundert Schritte vor, indem er die Arme emporhielt, zum Zeichen, daß er keine Waffen habe. Auch wir warfen unsere Flinten weg, worauf alle die übrigen hinten Stehenden ebenfalls ihre kriegsähnlichen Werkzeuge in die Luft schleuderten, wie sie Tags zuvor gethan hatten, und mit dem gewöhnlichen Ausruf unsere Ankunft erwarteten. Die Menge hatte sich um etwa zwanzig Kinder gemehrt, und wir machten die bekannte Art des Begrüßens durch. — Bald kam das Dorf zum Vorschein; es bestand aus zwölf Schneehütten, die, etwa drittehalb Meilen vom Schiffe entfernt, an der Küste auf der Spitze einer kleinen Bucht errichtet waren. Sie glichen umgekehrten Kesseln und standen ohne Ordnung umher. Jede Hütte hatte ein langes gekrümmtes Anhängsel, in welchem sich der Eingang befand, und gleich vorn in demselben waren die Frauen, die Mädchen und die Kinder. Wir hatten uns für sie mit Glasperlen und Nähnadeln versehen, deren Vertheilung schnell die Furchtsamkeit verscheuchte,

welche sie bei unserm ersten Eintritte gezeigt hatten. Der Gang, der sich in ziemlicher Länge, meist gekrümmt hinzog, und in der Mitte ein Vorgemach des Hundewinkels enthielt, führte zum Hauptgemach. Dies war auf der Morgenseite von einem eirunden Stücke durchsichtigen Eises erhellt und zeigte sich als ein zirkelförmiges Gewölbe von zehn Fuß Durchmesser, wenn es für eine Familie berechnet war, wenn aber zwei darin wohnten, so bildete es ein Oval von zehn bis funfzehn Fuß. Der Thüre gegenüber war eine breite Schneebank, die fast ein Drittel der Grundfläche einnahm und etwa drittehalb Fuß hoch, oben aber eben und mit mancherlei Fellen bedeckt war. Diese breite Schneebank bildete die gemeinschaftliche Schlafstätte für Alle. An einer Ecke derselben saß die Herrin des Hauses der Lampe gegenüber, welche der in diesen Gegenden allgemeinen Sitte nach aus Moos und Thran bestand und eine hinreichende Flamme gab, um Licht und Wärme zu schaffen, so daß der Aufenthalt vollkommen wohnlich war. Ueber der Lampe hing der Kessel von Stein und enthielt das Fleisch von Rennthieren und Seehunden mit Thran; denn an diesen Lebensmitteln schien kein Mangel zu sein. Uebrigens lag alles Andere: Kleider, Geräthe, Lebensmittel, in unbeschreiblichem Wirrwarr umher und zeigte mindestens, daß Ordnung hier nicht in die Reihe der Tugenden gehöre. Ungleich anziehender war für uns die Entdeckung, daß mitten in dieser Unordnung einige frische Lachse lagen. Auf unsere Fragen erfuhren wir, daß dergleichen in dieser Gegend überflüssig vorhanden wären, und so hatten wir die Aussicht auf ein neues Mittel des Lebensunterhaltes. Von den Frauen schienen alle über dreizehn Jahre alt verheirathet zu sein. Ihr Körperbau war klein und die Kleidung, sowie die Reinlichkeit geringer, wie bei den Männern; besonders waren die Haare verwirrt und unordentlich. Ihre Züge zeigten viel Milde und die Wangen viel Röthe, wie bei den Männern. Das Gesicht eines Mädchens von dreizehn Jahren konnte selbst für hübsch gehalten werden. Ihr Benehmen war durchaus wohlgesittet. Alle waren mehr oder weniger tättowirt, besonders an der Stirn, sowie zu beiden Seiten des Mundes und Kinnes; doch bestand dieser Schmuck hier nur aus Linien, ohne besondere Figuren zu

bilden, wie Reisende das auch von den Eskimos des nordwestlichen Amerika berichtet haben.

Unsere Geschenke zu erwiedern, boten sie uns jetzt Alles dar, was wir wählen wollten, und so suchten wir einige Wurfspieße, Bogen und Pfeile aus, sowie ein Ohrgehänge von Eisenerz, das aus einer an einer Schnur hangenden Kugel bestand; auch war es mit einigen daran bummelnden Fuchszähnen und mit einer Franse von Flechten geschmückt. Etliche Nadeln, die wir unseren Gaben noch beifügten, gewannen vollends ihr unbegrenztes Vertrauen und die offenherzigste Freundschaft. Wir erfuhren, daß die Hütten eben erst errichtet waren; kaum seit einem Tage standen sie, und die Bauarbeiten nehmen also hier zu Lande nicht viel Zeit weg. Nicht minder ergab sich, daß ihr Wintervorrath an Seehunden und Wild in Schnee vergraben lag; daß er im Sommer aufgehäuft wurde und sie im Winter dahin zurückkamen. Es galt jedoch, jetzt wichtigere Erkundigungen einzuziehen, und die Antworten waren folgender Art. Sie kannten Igloulick, Wintereiland und die Repulsebai; Ackouli, das der letzteren gegenüber liegt, hatten sie erst seit dreizehn Tagen verlassen; denn sie waren hierher gekommen, um dem offenen Wasser näher zu sein, das, wie sie uns berichteten, nach Norden in einiger Entfernung liege. Das Land nach Osten, sagten sie, sei eine Insel Namens Kajaktagavik, und sie wären längs der Küste westlich von derselben heraufgekommen, wo es mehrere große Flüsse gebe. Doch konnten wir nicht genau erfahren, ob ein Fahrwasser südlich von dieser Insel oder der jetzt vor uns liegenden südlichen Spitze sei. Dies war uns vornehmlich unangenehm; denn unsere Hoffnung, weiter zu kommen, lag nach dieser Richtung hin, und wir konnten nicht zweifeln, daß das Land nach Osten das feste Land von Amerika sei. Ferner berichteten sie uns, daß auf den Bergen nach Süden hin Moschusochsen in Menge zu finden wären und die Rennthiere alle im April diesen Weg nähmen, wärend der Balg eines Vielfraßes, den wir ihnen abkauften, auch die Anwesenheit dieses Thieres darthat. Ihre Art, das Rennthier zu jagen, ist nach ihrer Beschreibung die in andern Theilen dieses Landes befolgte. Sie besteht, um es kurz zu sagen, in der Nachahmung der Ge-

stalt dieses Thieres, wozu sich zwei Menschen vereinen; der eine zieht den Kopf und das Geweihe des Rennthiers über seinen eigenen, und so gewinnen sie selbst mitten in einer Heerde arglosen Zutritt. — Es war jetzt Zeit, an die Rückkehr zu denken, und Viele erboten sich, uns zu begleiten. Von den Weibern und Kindern nahmen wir Abschied; den lahmen Mann luden wir ein, am folgenden Tage zu uns zu kommen, damit ihn unser Wundarzt untersuchen könne.

Acht Eskimos begleiteten uns nach dem Schiffe. Sechs davon überließen wir der Bewirthung unserer Matrosen, und die beiden Anführer luden wir in unsere eigene Cajüte zum Essen ein. Hier erregten nun die Messer, Schüsseln und andere Tischgeräthe bei ihnen vieles Erstaunen. Es behagte ihnen jetzt mindestens die Suppe, und sie lernten, ohne daß man ihnen viel linkisches Wesen ansah, gleich auf der Stelle den Gebrauch der Löffel. Wenigstens wußten sie gut nachzuahmen; denn kaum hatten sie unsere Weise ein wenig beobachtet, als sie auch die Anwendung von Messer und Gabel weg hatten und in Kurzem sie gebrauchten, als wenn sie schon lange daran gewöhnt wären. Sie schienen nun auch das aufbewahrte frische Fleisch gern zu essen, was natürlich besonders beim Lachs der Fall war; dagegen schmeckte ihnen das Pökelfleisch nicht, und ebenso wollten sie nichts von Pudding, Reis und Käse wissen. Nach dem Essen verlangten sie aufzustehen, und wir begleiteten sie zu ihren Gefährten, welche von den Matrosen ebenso gut traktirt worden waren. Wir trafen sie alle im Tanzen begriffen an.

Am 11. Januar hatten wir helles, aber kaltes Wetter. Um ein Uhr langte der Mann an, welcher sein Bein eingebüßt hatte und Tullahiu hieß; ihn zog ein zweiter Namens Tiagashu, ein sehr verständiger Mann, auf dem Schlitten. Der Wundarzt untersuchte den Stumpf und fand ihn gesund, längst zugeheilt, das Knie gekrümmt, so daß ein hölzernes Bein recht leicht angebracht werden konnte. Der Zimmermann wurde daher gerufen, ihm eins anzumessen, und die Freude des Mannes, welcher die Absicht ermittelte, äußerte sich in hohem Grade. Sie schienen jetzt ungewöhnlich mittheilend, und deshalb wurde die Charte vorgelegt. Sie erkannten gleich ihren jetzigen Aufenthalt und

den Punkt, wo das Schiff lag. Der Eine von ihnen, Tulluahiu, nahm nun den Pinsel und zeichnete die Linie, auf der sie gekommen waren, indem er dann Punkte darauf machte und beide die Finger zählten, um zu zeigen, daß sie nur neun Mal auf der Reise geschlafen hätten. Tiagashu zeichnete hierauf eine Linie von der Küste, um welche wir im Herbste segeln könnten. Sie lag nach Abend hin und enthielt mehrere Vorgebirge, Baien und Flüsse, während er, entfernt von ihr, einige Inseln zeichnete, in deren eine er einen See setzte; auch gab er an, wo Lachse und andere Fische in Menge wären. Es nahm hierauf seine Zeichnung der Küste eine nördliche Richtung, die von unserer jetzigen Lage bedeutend abwich und nicht weniger nach Westen von ihr hin ging; die Entfernung betrug seiner Schätzung nach zwei Tage, und er bemerkte noch, daß auch hier mehrere Flüsse ins Meer fielen. Darauf nahm der Erste wieder den Pinsel und malte verschiedene große Seen in den Theil des Landes, wo wir jetzt angesiedelt waren; ferner deutete er Orte an, wo wir Eingeborene finden würden, und zeichnete einen Weg, auf dem er in neun Tagen zu Lande nach dem Meere kommen konnte. Doch sagten sie uns auch, daß Einer von ihren Landsleuten das Alles noch viel besser wisse, und versprachen uns, daß wir ihn sehen sollten. Als diese gelehrte Unterhaltung vorüber war, benachrichtigten sie uns, daß achtzehn aus ihrem Dorfe auf den Seehundsfang gegangen wären; für die Weiber und Kinder aber sei es zu kalt. In unserer Cajüte machte das Tabaksschnupfen ihre Aufmerksamkeit rege, noch viel mehr Eindruck aber brachte ein Vergrößerungsspiegel hervor, welcher, zwischen ihnen gehalten, Jedem das Gesicht seines Freundes über allen Begriff vergrößert zeigte. Den Branntwein, den wir ihnen darboten, verabscheueten sie, und ebenso wenig wollte ihnen der Rosenpudding behagen, womit wir ihren Magen ergötzen wollten, der gewohnt war in Thran und Seehundsspeck zu schwelgen. Beim Abschiede beschenkten wir Jeden mit einer leeren Fleischbüchse und erklärten, das neue Bein wäre in drei Tagen fertig, wo wir dann das Vergnügen zu haben hofften, es anzuprobiren.

Am 12. Januar kam der verheißene Geograph, Ikmallik, in Begleitung von Tiagashu, und Beide wurden in die Cajüte

gelassen; sechs Andere, welche ihnen folgten, überließen wir der Sorgfalt unserer Leute. Jene erzählten uns, daß sie Tags zuvor sechs Seehunde in den Eislöchern dieser Thiere getödtet hätten. Diese Löcher vergrößern sie, stecken einen Zweig von Eschen oder Birken hinein, und wenn die Bewegung des Zweiges darthut, daß der Seehund des Athemholens wegen heraufgekommen ist, so wird er mit der Lanze durchbohrt. Auf der vorgelegten Charte fand sich Ikmallik gleich zurecht, und nahm dann den Pinsel, um die Zeichnung weiter auszuführen, indem er ziemlich lange fast dieselbe Linie verfolgte, welche schon Tulluahiu entworfen hatte. Dann verlängerte er sie noch weiter gegen Abend, statt sie nach Norden zu drehen, wie dieser gethan hatte, und setzte sie nun in einer nordwestlichen, unseren Absichten günstigeren Richtung fort. Inseln trug er jedoch nicht ein, wohl aber zeichnete er die Wagerbai und ihren Fluß sehr richtig und bemerkte noch einige andere Flüsse. Endlich gab er zu verstehen, daß unser Schiff erst gegen den Herbst diesen Weg segeln könne, und mit dieser Belehrung sahen wir uns für jetzt genöthigt, zufrieden zu sein. — Der Anführer Ikmallik war ein starker, kräftiger Mann, gegen fünf Fuß und zehn Zoll hoch; ein Musterbild unter den Seinigen und wirklich unter diesen Stämmen ein Mann von ungewöhnlicher Kraft und Größe. Nachdem Alle beschenkt worden waren, gingen sie dankerfüllt nach Hause.

Am 14. Januar war es so kalt, daß wir zweifelten, ob der Lahme seine Gabe holen würde. Er kam aber doch zu Mittag, von seinem Freunde Otukiu, dessen Weib Kuanga und einer ältlichen Frau begleitet; außerdem hatten sich noch vier Männer und zwei Burschen angeschlossen. Die drei Erstgenannten nahmen wir in die Cajüte, die Andern ließen wir unter der Aufsicht der Matrosen. Das hölzerne Bein wurde anprobirt, um zu sehen, ob die Länge stimme, und sollte dann vollends fertig gemacht werden, weshalb der Mann morgen wiederzukommen ersucht wurde. Für die Vervollständigung der Charte konnten wir keine weiteren Aufklärungen gewinnen. Daß sie es verstanden, ein Land aufzuzeichnen, war offenbar; denn sie gaben die Seen in der Nähe der Repulsebai mit den verschiedenen Buchten und

Inseln an der Küste nach Norden und Süden hin sehr genau an. Von den »See-Häusern« (Schiffen) hatten sie durch die anderen Eskimos Kunde bekommen, aber sie nie gesehen. Da sie um ein Uhr gehen wollten, wurden die Anderen gerufen, und wir sahen mit Freuden, daß der Steuermann die ältliche Frau vermocht hatte, sich das Haar abschneiden, kämmen und ordnen zu lassen. Der Erfolg davon gab ihrem Aeußeren ein so ganz anderes vortheilhaftes Ansehen, daß Alle dasselbe Verfahren zu bestehen verlangten. Ich bedauerte, daß ich mich nicht mit einem Vorrath von Kämmen versehen hatte; doch eine Schnur Glasperlen, welche ich jeder Frau gab, hatte für sie vermuthlich noch mehr Werth.

Am folgenden Tage kamen die beiden Männer von gestern allein, da die andern auf die Seehundsjagd gegangen waren. Das versprochene Bein war nun vollendet und angeschnallt. Es dauerte nicht lange, so war der Werth und Nutzen desselben erprobt, und der Krüppel stolzirte damit ganz entzückt in der Cajüte herum. Freilich lief die ganze Wundarzneikunst hiebei auf den Zimmermann hinaus. Der Name des Schiffes wurde auf das Bein geschrieben und dasselbe dann in den Schlitten gepackt, da es doch durch eine Reise von zwei Meilen durch Schnee und Eis noch nicht genug eingeübt war. Daß wir als bessere Freunde schieden, wie je, läßt sich nicht bezweifeln. Otukiu war ein Zauberer oder Beschwörer (Angekok) und Arzt zugleich. Da unser Zeugschmied, der schon vor unserer Abreise an der Schwindsucht litt, jetzt einem abgezehrten Gerippe glich und sein Mitleid rege machte, so erbot er sich, seine Beschwörungskünste zur Heilung des bald darauf sterbenden Kranken anzuwenden. Allein der Zustand unseres Kranken war zu bedenklich, um solche Possen mit ansehen zu können. Der Vorschlag ward daher überhört und die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände gelenkt. Wir erfuhren heute, daß Tulluahiu einen Bruder habe, der sich bei einer Gesellschaft höher nach Norden hinauf befand, und daß er beabsichtige, diese in Kurzem aufzusuchen, um Moschusochsen zu jagen; auch sei dort im Frühjahr und Sommer ein herrlicher Lachsfang und so manche andere Art von großen Fischen in den Teichen. Ferner sagten sie uns,

daß sie vorjetzt noch an diesem Orte bleiben würden, da sie hier reichlich Seehunde bekommen hätten. — Bei einigen späteren Besuchen machten den Eskimos besonders die von ihnen entworfenen Skizzen viel Vergnügen und sie lachten hell auf über das Bild des Mannes mit dem hölzernen Beine nebst seinem Gefährten. Ein paar von ihnen waren froh, unter der Hand des Steuermannes ihren Bart los zu werden.

Die Sprache dieser Eskimos hatte viele abweichende Eigenthümlichkeiten im Vergleich mit den gedruckten, namentlich den finnischen Wörterbüchern, und wir studirten sie sehr eifrig. Um eine Vorstellung von der Eskimosprache überhaupt zu geben, mögen hier folgende Wörter stehen. Sowick, Eisen; Innuck, Mann; Arnet, bei Andern Arnewerset, Weib; Eura, Sohn; Pani, Tochter; Pisiok, Augen; Kinjack, Nase; Kanneck, Mund; Succanuck, Sonne; Pussi, Robbe; Kimuck, Hund; Liccu, Eis; Haphuk, Wallfisch; naakrie, nein; allausit, eins; ailek, zwei; pinguijuk, drei; sissimat, vier; tellemat, fünf. — Ein Gebet der Eskimos für den König, womit uns der Geistliche in Holsteenborg beschenkte, lautet folgendermaßen:

1.

Amèrdlarsorsoangortikit atàtak! Kongim udloi!
Tamasa pilli áttatikit paralugo kotsinguerme
Tussàrkit tuksiautivut sajmauginlgo kongerput!

2.

Tennitarpin opèrnarsusek arsûtigeïnarliuk
Tamàtigudlo sajmarsusek illigut noellunòeliuk
Tussärkin-à! Kenntivut sagmangiuglo kongerput!

1.

Vermehre, o Vater, die Zahl der Tage des Königs; gieb Festigkeit allem seinen Thun, und bewahre ihn auf der Höhe; höre unser Gebet und sei unserem Könige gnädig!

2.

Lasse Wahrheit stets die Zierde des Gesalbten sein, und laß ihn stets Milde zeigen, wie Du. O, erhöre unser Gebet und sei unserem Könige gnädig!

Bei unserem ferneren Verkehr mit den Eingeborenen entwickelten wir ihnen immer mehr unsere geistige Ueberlegenheit. Ein Schnellfeuerzeug machte einen erstaunlichen Eindruck, und das Innere einer Uhr kam ihnen mehr als unbegreiflich vor, so daß wir Gefahr liefen, bei ihnen als Zauberer zu gelten. Auch die Kunst, Rosinen und Mandeln aus brennendem Weingeist zu essen, oder ein sogenannter Löwenrachen, erregte große Ueberraschung, besonders beim Zauberer, der uns dagegen mit einigen Zauberliedern beschenkte. Die Wirkung einer Pistole endlich ward auch gezeigt; denn früher oder später erwuchs doch die Nothwendigkeit, ihnen die Macht unserer Waffen zu zeigen. Die Messung ihrer verschiedenen Länge machte ihnen viel Vergnügen, und sie erhoben ein außerordentliches Geschrei, als sich bei Einem ergab, daß er nur 4 Fuß 10 Zoll maß, da doch zwei Andere 5 Fuß 8 Zoll hoch waren.

Bei der näheren Bekanntschaft mit uns kamen auch ihre Schattenseiten zum Vorschein. Den ersten Betrug versuchte ein Bursche, indem er um eine Zinnbüchse für seine Mutter bat, deren Mann bereits eine empfangen hatte. Die Entdeckung dieses Streiches erregte nur Lachen bei ihnen; ein Erfolg, den wir auch nachher bei vielen anderen ähnlichen Gelegenheiten beobachteten. Bald nachher verschwanden ein Paar Lichtputzen. Um die Versuchung zu hindern, wurden daher alle tragbaren Gegenstände, die außerhalb des Schiffes lagen, an Bord gebracht. Ferner bestimmte ich, daß immer nur fünf bis sechs der Eingeborenen Zutritt zum Schiffe haben sollten. Von ihrer Verschlagenheit erhielten wir auch eine Probe; denn Einer hatte ein Geschwür am Bein und bat, daß ihm ein hölzernes Bein gefertigt werde, in der Hoffnung, auf solche Art ein Stück Zimmerholz zu bekommen. Es wurde ihm aber leicht begreiflich gemacht, daß die erste Bedingung dazu sei, das kranke Bein abzuschneiden, und dies machte natürlich dem Gesuch ein Ende. Der Zauberer Otukin erregte den Verdacht, ein großes Vergrößerungsglas entwendet zu haben; denn das Licht ging in der Cajüte aus, als ich ihm die Wirkungen desselben zeigte. Späterhin wurde mir dies noch wahrscheinlicher, weil er mich nicht in seine Behausung lassen wollte, als ich zum letzten Male

das Dorf besuchte. Da er nun zufällig ein geschwollenes Gesicht bekommen hatte, so sagte ich ihm, daß dies die Wirkung des entwendeten Zauberglases sei, und daß mir solches wieder zugestellt werden müsse. Gleich auf der Stelle folgte sein Geständniß und das Versprechen, es am folgenden Tage zurückzubringen. Das Glas wurde demnach wieder gebracht und zugleich ein Hammer, der auch vermißt war. Man räumte ein, daß die Lichtputzen im Besitze von einem der Weiber seien, wo sich auch ein Glas aus meiner Brille befand, das ein Kind gefunden hatte, als es herausgefallen war. Der Zauberer war so voll Furcht, daß er sogar einen Angelhaken und eine Harpune zurückbrachte, die ich ihm für seinen Bogen gegeben hatte. Bald nachher war der Zauberer in großer Betrübniß, weil er keine Seehunde gefangen hatte und sein Unglück dem Zauberglase zuschrieb. Ich versprach ihm, daß der Zauber in zwei Tagen ein Ende haben sollte.

In der nächst folgenden Zeit erschienen Abgeordnete der Eskimos, und es fand eine allgemeine Zurückgabe der Dinge Statt, welche sie entwendet hatten, als: ein Tischmesser, ein Stück eiserner Reif, ein Stück von einem eisernen Bande und ein Scheibenblock. Die Ursache solcher Reue und Zurückgabe mußte, wie wir ermittelten, auf Rechnung der Gewehre gesetzt werden, welche wir abfeuerten, um Versuche über den Schall zu machen. Einer der Eingeborenen hatte den Commandeur Roß gefragt, was denn die Gewehre sagten? Darauf wurde ihm bemerkt, daß sie die Diebe angäben, welche unser Eigenthum vom Schiffe geraubt hätten, es möchte sein, was es wolle. Es war darauf eine allgemeine Versammlung im Dorfe gehalten und beschlossen worden, Alles zurückzugeben. Seitdem hielt die Furcht alle Gemüther gefesselt, und der Diebstahl, welchen sie für kein Verbrechen hielten, hörte auf. Dagegen versorgten sie uns mit frischem Fleisch und brachten uns Felle von Seehunden, Bären und Füchsen, welche letztere sie, ebenso wie den Vielfraß, in Fallen fingen. Für alle solche Dinge war der festgesetzte Preis ein Messer, und wir hatten auf solche Art eine hübsche Aussicht, Stoffe zu Kleidungen für eine lange Zeit in Vorrath zu bekommen. — Um uns einen Zoll der Dankbarkeit zu bringen,

oder weil ein Feiertag bei ihnen war, erschien eines Tages Ikmallik, der Geograph, mit einer Anzahl der Seinigen und erfreute uns durch einen Tanz. Es waren ihrer nicht weniger als zwanzig, der Tanz aber glich mehr dem des Bären, als sonst etwas Anderm. Dem Tanze folgte ein Chorgesang. Die Frauen ordneten sich in einem Halbzirkel, schlossen die Augen und öffneten den Mund, indem sie mit aller Macht der Kehle und Lungen Amna Aija schrien. Der Putz der Frauen machte sich oft sonderbar. So trug eine derselben auf dem Kopf einen Eulenkopf mit etlichen Hermelinfellen.

Am 20. Januar erschien nach einem stürmischen Wetter die Sonne zum ersten Male, etwa in der Hälfte ihres Durchmessers über dem sichtbaren Horizonte, und am folgenden Tage glänzte sie des Mittags nun wirklich ganz hell. Es war ein ergötzender Anblick! Hier will freilich ein Sonnenaufgang noch etwas mehr sagen für solche, die Monate lang fast nichts, als einen fortwährenden Abend sahen. Mit dem Erwachen des neuen Tages erwacht neues Leben in der Menschenbrust, und ungeachtet der kurzen Dauer liegt doch die Gewißheit darin, daß der Sommer kommen wird. Was uns indeß so große Freude machte, hatte keine solche Wirkung auf die Eskimos; denn diesen ist die Nacht jener Gegenden zum Tage geworden, wenigstens ziehen sie diese bei weitem vor, sofern sie ihnen bei der Jagd des listigen und vorsichtigen Seehundes von viel größerem Nutzen ist. Aus dieser Ursache kehrten sie auch bei Tagesanbruch immer heim und klagten über die Helle, als ob sie ihre Feindin sei. — Das erste Schneewetter in diesem Jahre erschien am 16. Februar, und die Kälte stieg in diesem Monate nach unserer Schätzung bis auf 40° und 45°, ja einmal sogar bis auf 50° Fahrenheit. Schon mit 39° war das Quecksilber im Thermometer gefroren. Dennoch war unser Gefühl durch die Abhärtung der Gewohnheit gegen eine so große Kälte bei weitem nicht so empfindlich, als man wohl denken sollte, und die Mannschaft befand sich durchgehends wohl dabei. Die Eingeborenen

werden von Jugend auf dagegen abgehärtet, und ich sah eine Frau mit einem Säugling, den sie aus dem Sacke herausnahm und an der Brust nackt der Luft preisgab, während das Thermometer auf 40° Kälte stand. Während dieses strengen Frostes begegnete einem der Kinder am Bord ein unangenehmer Zufall. Sie hatten nämlich die Gewohnheit, ihre Teller und andere Geräthe so gut abzulecken, wie gegenseitig ihre Gesichter, und so brachte das Kind auch seine Zunge in Berührung mit dem eisernen Reife einer Tonne, von der sie aber nicht loskam, ohne die Haut zurückzulassen.

Im März stieg die Kälte noch am 17. bis 40°. Am Ende dieses Monats passirten vier Familien, die zusammen funfzehn Köpfe zählten, beim Schiffe vorbei, um ihre Hütten etwa eine halbe Meile südlich aufzurichten. Sie hatten vier beladene Schlitten bei sich, deren jeder von zwei bis drei Hunden gezogen ward, aber langsam von der Stelle kam. Wir gingen ihnen nach, die Art, wie sie das Schneehaus bauten, anzusehen, und waren über ihre Gewandtheit erstaunt. Ein Mann hatte die Bedachung binnen drei Viertelstunden vollendet. Ein Zelt wird nicht geschwinder aufgeschlagen, als hier ein Haus gebaut. Zuerst wird ermittelt, ob der Schnee hinreichende Tiefe und Festigkeit habe, und dann der ausgewählte Platz mit einer hölzernen Schaufel geebnet, so daß unten nur eine feste Schneemasse von mindestens drei Fuß Dicke bleibt. Dann beginnt man, in dem beabsichtigten Kreise verschiedene keilförmige Blöcke von etwa zwei Fuß Länge und einem Fuß dick auszuhauen; sie gehen nach auswärts, sind allmählig nach innen gerichtet und vereinigen sich endlich, indem sie sich in einem vollkommenen Gewölbe endigen. In der Zwischenzeit sind die Weiber beschäftigt, die Fugen mit Schnee auszustopfen, und die Burschen damit, Hütten für die Hunde zu bauen. Das Belegen des Schneesophas mit Fellen und Einsetzen des Eisfensters vollendet das Werk.

Wir beschäftigten uns natürlich auch mit der Jagd, fingen Füchse, schossen Hasen, Schneehühner und weiße Rebhühner. Von den Eingeborenen kauften wir mehrere Hunde, und gewannen so eine gute Bespannung von zehn Stück. Denn mit dem Eintritt der milderen Jahreszeit dachten wir daran, die Beschaf-

fenheit des Landes nach allen Seiten hin näher zu erforschen. Schon früher bekamen wir einen Besuch von Knaben und Männern, deren einer mehr die Züge eines Indianers als eines Eskimo hatte. Er war aus Neitchilli. Sie berechneten die Entfernung dieses Ortes nach Südwest auf neun Tagereisen im Schlitten, und dies nahmen wir für 150 Meilen. Eine ausführlichere Erzählung anderer Besucher ließ uns glauben, daß nördlich von Neitchilli ein Canal sei, welcher mit einem Meere im Westen Verbindung habe und eine starke Strömung aus Osten zeige. Sie erwähnten auch mehrerer in diesem Canale befindlicher Inseln und nannten ihn selbst Schagavoke, das heißt: starke Strömung; sie sagten auch noch, daß die Wellen da oft sehr hoch gingen. Außerdem beschrieben sie noch einen anderen nach Norden hin gelegenen Canal, durch welchen das Schiff leichter in ein offenes Meer gelangen könne, und wo gar kein Land zu sehen sei.

Neitchilli, oder vielmehr das nördlich davon gelegene Wasser, war das Ziel der ersten Landreise, welche der Commandeur James Roß in Begleitung des ersten Steuermanns Blanky unternahm. Zu Führern dienten die beiden Eskimos Awack und Oblaria. Am 5. April in der Frühe brachen sie mit vier von Hunden gezogenen Schlitten auf und kehrten am Abend des fünften Tages nach einer äußerst beschwerlichen Fahrt wieder zurück. Sie hatten viel von einem Schneesturm und Kälte gelitten, doch ohne einen bedenklichen Zufall. Die See war von ihnen nach Westen hin gesehen worden und sie glaubten fest, daß wir jetzt auf der Küste Amerika's seien. — Am 21. April unternahm der Commandeur nebst Blanky die zweite Fahrt nach derselben Gegend bei hellerem Wetter, und es gelang ihnen die Ausmittelung eines gekrümmten Canals, der an seiner schmalsten Stelle nur 120 Fuß Breite hatte, durch einige aus dem Wasser hervorsteigende Felsen aber noch mehr verengt war, so daß er sich nicht einmal für ein Boot, geschweige denn für ein Schiff passirbar erwies. Er hielt eine Meile in der Länge und lag

im Grunde einer Bucht, während er auch landeinwärts nach Westen in ein geräumiges, fünf Meilen im Durchschnitt haltendes Becken führte. Der Name Schag-a-voke, starke Strömung oder wörtlich »er läuft schnell« rührt von der Schnellizkeit her, mit welcher das Wasser durch den verengten schmalen Canal kommt, den es auf seinem Wege nach dem Meere passiren muß. Die Ursache dieser Strömung liegt ohne Zweifel in dem Schmelzen der auf den Bergen befindlichen Schneemassen.

Diese Schneeschmelze findet in diesen Gegenden erst in den Monaten Juli und August Statt. Im April, Mai und Juni fällt oft noch an neun Tagen unter zehn Schnee, und zuweilen in solcher Menge, daß er in Zeit von einer Stunde zwei bis drei Zoll hoch liegt. Die Gestalt der Schneetheilchen bietet eine unendliche Mannigfaltigkeit dar von Zacken, Spießen, sechsseitigen Prismen und Pyramiden, kugeligen und sternförmigen Krystallen. Bei strengem Frost sieht man, wenn auch der Himmel vollkommen klar zu sein scheint, immer kleine Schnee-Blättchen von der regelmäßigen und schönsten Form in der Luft schweben und in den Sonnenstrahlen funkeln; der alsdann fallende Schnee ist von dem zierlichsten Ansehn und Gewebe, während er bei milderer Luft meistens aus mehr unregelmäßigen Flocken oder Klümpchen besteht. Schnee von einer bräunlichen oder röthlichen Farbe wird nicht selten angetroffen. Der bräunliche Anstrich rührt von einem erdigen Stoffe her, der bei Thau- oder Regenwetter von den Bergen herabgeschwemmt wird. Die röthliche Farbe wird dem Schnee durch den Koth der blaufüßigen Möve (Alca alle) ertheilt, die sich von Krabben nährt und in einigen Gegenden des nördlichen Eismeers in unermeßlicher Anzahl gefunden wird. Auf meiner ersten Reise sah ich in der Baffinsbai am Vorgebirge York in den Schluchten Schnee, der über und über karmoisinroth war. Die färbende Masse bestand, durch ein Vergrößerungsglas gesehen, aus kleinen runden Samenkörnchen von dunkelrother Farbe. Es sind das Schneepilze. So wie die Moose und Pilse Steine überkleiden und der Schimmel Fleisch und Brot überzieht oder ein kleiner grüner Pilz im Sommer auf stehenden Gewässern die grüne Wasserhaut bildet, so wächst hier auf dem ewigen Schnee ein rother Pilz, kleiner

als ein Sandkorn. Die rothen Stellen wechseln mit weißen und diese wieder mit grünen; letztere sind die, von denen der Schnee gewichen ist. Rother Schnee findet sich auch auf Spitzbergen, auf den Pyrenäen und Alpen. Er bildet hier eine zwei bis drei Zoll dicke Schicht auf gewöhnlichem weißen Schnee. Der färbende Stoff ist theils eisenhaltig, theils von harziger Beschaffenheit und scheint ebenfalls von Flechten und Moosen herzurühren. So wie man übrigens Beispiele von rothem Regen und blutrothem Hagel hat, so ist es auch schon vorgekommen, daß man den Schnee in rother Farbe aus der Luft fallen sah.

Viertes Kapitel.

Jetzt war also die Gewißheit vorhanden, daß in dem westlichen Meere, südlich vom 70.°, keine Durchfahrt sei. Die genauere Untersuchung nach Norden hin erschien daher als Gegenstand, auf den sich unsere Aufmerksamkeit zunächst wenden mußte. Da die Jahreszeit schnell vorrückte, so galt es kein langes Säumen. Die Eskimos waren schon in verschiedenen Zügen aufgebrochen, und wir fürchteten, daß sie unsere ganze Nachbarschaft verlassen würden, ehe wir die Lage jenes Punktes ermittelt hätten. Der Commandeur Roß machte sich dorthin mit dem Steuermann Abernethy auf den Weg. Der Wundarzt gab ihnen das Geleit bis zu den Hütten der Eskimos, wo der Führer mit ihnen zusammentreffen wollte. Doch hören wir des Commandeurs eigenen Bericht.

»Früh am 27. April brachen wir auf, und fanden uns, in die Nähe der Eskimo-Hütten kommend, außerordentlich getäuscht, als wir nicht das freudige Geschrei hörten, womit man uns gewöhnlich begrüßt hatte. Hierauf folgte eine sehr unangenehme Ueberraschung; denn wir sahen, daß alle Weiber und Kinder fortgeschickt waren, und wußten, daß dies ein Zeichen des Krieges sei: eine Sache, die uns schnell zur Gewißheit wurde, da wir alle Männer mit ihren Messern bewaffnet fanden. Die wilden, finsteren Mienen derselben deuteten auch auf

Unheil; doch die mögliche Ursache von dem Allen ließ sich durchaus nicht errathen. Wir konnten sie besser beobachten, als sie uns, da ihnen die Sonne in's Gesicht schien. Kaum hatten sie das Bellen unserer Hunde vernommen, als Einer von ihnen aus einer Hütte hervorstürzte und ein großes Messer, wie es zum Angriff auf die Bären gebraucht wird, schwang, während ihm die Thränen von dem runzlichten alten Gesichte herabströmten, und er in blinder Wuth nach den Gegenständen seines Zornes umherspähte. Einen Augenblick nachher erhob er seinen Arm, die Waffe gegen mich und den Wundarzt zu schleudern. Wir waren nur wenig Ellen weit von ihm entfernt, da wir uns genähert hatten, die Ursache der ganzen Bestürzung zu erforschen; doch die Sonne blendete ihn; er hielt mit dem Arme ein wenig inne, und nun faßte einer seiner Söhne den aufgehobenen Arm, was uns einen Augenblick zum Nachdenken gab. Das Ergebniß des letzteren war natürlich, daß wir uns auf der Stelle zur Vertheidigung rüsteten, ob wir gleich gegen solche Rasende, wie sich unsere unerwarteten Feinde zeigten, wenig hätten ausrichten können. Demnach zogen wir uns nach den Schlitten zurück, wo ich meine Flinte gelassen hatte, und da ich es nicht wagte, von hier wieder wegzugehen, weil Abernethy kein Gewehr hatte, so wartete ich den Erfolg ab, während wir uns in Muthmaßungen über die Ursache der Beleidigungen erschöpften; denn am Tage vorher waren wir als gute Freunde geschieden. — Der wüthende alte Mann Powityah wurde noch immer festgehalten und zwar jetzt von seinen beiden Söhnen, welche ihm die Arme auf dem Rücken fesselten, so sehr er sich auch anstrengte loszukommen. Die Andern schienen in Bereitschaft zu stehen, jeden Angriff, der gegen uns unternommen würde, zu unterstützen. Jedoch ging aus dem Benehmen dieser zwei jungen Leute hervor, daß eine verschiedene Meinung obwalte und nicht Alle gleich feindselig gesinnt waren. Sie begannen jetzt untereinander zu sprechen und trennten sich dann so, daß sie Anstalt trafen, uns zu umringen. Fast hatten sie dies vollbracht; allein, da wir nicht Lust hatten, uns vom Schiffe abschneiden zu lassen, so warnte ich diejenigen, welche sich hinter uns drängen wollten, davon abzulassen. Dies hatte eine kurze

Pause und eine noch kürzere Berathung zur Folge; unmittelbar darauf aber drangen sie aufs Neue vor und schwangen herausfordernd ihre Messer. Beinahe hatten sie schon ihr Ziel erreicht, als ich einsah, daß weitere Nachsicht gefährlich sei, die Flinte auf die Schulter legte und losschießen wollte. Zum Glück sah ich, daß die Drohung allein ausreichte, sie zum Stehen zu bringen. Ohne viel Zeit zu verlieren, zogen sich Alle, welche am nächsten waren, in offenbarer Bestürzung zurück und kehrten nach den Hütten um, uns aber blieb so freier Weg im Rücken. Indeß konnte ich Keinen bestimmen, näher zu kommen und auf unsere Fragen zu antworten.

»So blieben wir wohl eine halbe Stunde lang in Unruhe und Zweifel, als uns endlich der Muth und das Vertrauen einer der Frauen befreite. Sie kam eben aus einer Hütte, als ich die Flinte aufs Neue anlegte, und rief mir zu, nicht zu schießen, indem sie, ohne die geringste Furcht zu äußern, gerade auf uns zueilte. Von ihr erfuhren wir denn bald die Ursache des Wirrwarrs, und so thöricht sie war, einen so traurigen Ausgang hätte sie doch nehmen können. Einer von Powityahs angenommenen Söhnen, ein hübscher Knabe von sieben bis acht Jahren, den wir kannten, war nämlich in der vorigen Nacht durch einen auf seinen Kopf herabfallenden Stein erschlagen worden: dies schrieben sie der übernatürlichen Einwirkung zu, welche sie bei uns annahmen. Der Vater hatte, was bei solcher Ueberzeugung nicht unnatürlich war, auf Rache in der von uns erfahrenen Weise gedacht. Die Eskimos, so wie auch die Grönländer, tödten nämlich nach hergebrachter Sitte diejenigen, welche sie für Zauberer und für Urheber der sie treffenden Unglücksfälle ansehen. Die Unglücklichen, die dieses Loos trifft, sind besonders alte Weiber, die sich oft durch allerhand Gaukeleien zu ernähren suchen, indem sie vorgeben, Krankheiten verursachen und vertreiben, Pfeile besprechen, Gespenster verjagen zu können und dergleichen. Die Blutrache ist nächst dem Aberglauben die Haupttriebfeder zu Mordthaten und die Söhne oder Verwandten von Ermordeten sind verpflichtet, den Mord an dem Mörder auf gleiche Weise zu rächen. — Es kostete mir viel Mühe, das gute Weib zu überreden, daß wir von jenem

Unglücke gar nichts wüßten, und daß wir an demselben sehr vielen Antheil nähmen. Sie wiederholte Alles, was ich gesagt hatte, den Männern. Nach langen Erörterungen wurden Alle endlich offenbar überzeugt, daß wir an dem Tode des Knaben ganz unschuldig waren, und sie schienen nun sehr besorgt, wie sie ihr Benehmen bei uns wieder gut machen könnten. Indessen drangen sie doch in uns, nach dem Schiffe zurückzukehren und binnen drei Tagen wiederzukommen, weil, wie sie sagten, es ihnen unmöglich sei, von ihren Hunden eher als drei Tage nach dem Tode eines zu einer Familie gehörenden Menschen Gebrauch zu machen. Ich wollte mich durch Innehaltung dieser Trauerzeit von meinem Reiseplan nicht abbringen lassen; demnach zog ich eine große Feile heraus und bot sie Jedem an, der mit mir gehen wollte. Endlich schien ein Mann, Puyettah, den Vorstellungen seines Weibes nachzugeben und war mich zu begleiten willig, wenn ich ihm erlaubte, einen hübschen Burschen von 16 bis 17 Jahren mitzunehmen. Ich gab dies natürlich zu, und so gingen die Beiden denn in ihre Hütten, sich reisefertig zu machen. Daß der Friede jetzt gänzlich wieder hergestellt sei, ließ sich nicht länger bezweifeln; denn Alle umringten uns und zeigten ihr sonstiges freundliches, zutrauliches Wesen. — Dies war der einzige Fall, wo die Eingeborenen während der ganzen Jahre, die wir in ihrer Nähe zubrachten, eine feindselige Gesinnung gegen uns äußerten. Die Kälte und Selbstbeherrschung meiner zwei Gefährten führte hauptsächlich das Ende eines Auftrittes herbei, bei welchem die geringste unbesonnene oder unvorsichtige Handlung uns Allen das Leben kosten konnte.

»Um zehn Uhr traten wir, vier Köpfe stark, unsere Fahrt an nach dem nordwestlichen Ende der in unserer Nachbarschaft gelegenen Thoms-Bai. Gepäck und Lebensmittel wurden auf zwei Schlitten gebracht. Jeden zogen sechs Hunde, und mit ihrer Hülfe kamen wir sehr schnell über das glatte Eis der Bai. Jeder führte, wie ihn die Reihe traf, zu Fuße an, und nahm dann wechselsweise seinen Platz auf dem Fuhrwerk ein. Nach zwei Uhr Nachmittags kamen wir in eine Bucht. Von da verfolgten wir den Lauf eines Flusses, den wir Stanley-Fluß nannten, bis zu einem klippenvollen See, aus dem jener

entspringt. Dann wandten wir uns mehr nördlich, überstiegen einen hohen Kamm, erreichten einen zweiten See und endigten unsere Tagereise erst um zehn Uhr in der Nacht. Menschen und Thiere waren von dem anstrengenden Kampfe gegen scharfen Wind und tiefen lockeren Schnee auf einem Wege von etwa dreißig Meilen gleich sehr erschöpft. Die beiden Eskimos erbauten bald eine vortreffliche Schneehütte, und nach einer Mahlzeit von gefrorenem Fleische legten wir uns zur Ruhe nieder. — Die Nacht zum 28. April war außerordentlich stürmisch, und erst nach Mittag wurde das Wetter still und schön. Auf der kleinen Insel eines Sees bemerkten wir eine große Menge Eskimo-Merkmale. Hier befand sich nämlich, wie unser Führer berichtete, eine im Sommer und Herbste viel besuchte Fischerei: der See hatte während dieser Jahreszeiten einen Ueberfluß an Lachsen, die alsdann aus dem Meere durch einen Fluß hinaufgingen, welcher sich aus der nordöstlichen Spitze dieser Wassermasse den Weg bahnt. Als wir gegen fünf Uhr Halt machten, um die nöthigen Beobachtungen über die Lage des Ortes anzustellen, bemerkte das scharfe Auge des Führers die Fährte mehrerer Moschusochsen, und bei weiterem Forschen entdeckte er auch die Spur von zweien, welche seiner Versicherung nach erst heute Abend hier erschienen sein müßten. Er suchte nun eine Stelle zum Bau einer Hütte aus, überließ diese Arbeit dem Burschen, nahm Bogen und Pfeile und ging in Begleitung von zwei seiner Hunde an der Leine fort, indem er mich ersuchte, ihm mit der Flinte und dem Lieblingshunde Tuptoachua zu folgen. Nachdem wir die Fährte wieder gefunden hatten, wurden die Hunde losgelassen. Sie jagten in vollem Laufe fort und waren bald aus dem Gesichte.

»Wir gingen mit Mühe genug zwei Stunden lang durch tiefen Schnee, wo sich ergab, daß die Fußtapfen der Hunde denen der Ochsen nicht mehr folgten. Daraus zog mein Jagdgefährte den Schluß, daß sie die Thiere eingeholt, eins aber wahrscheinlich gestellt hätten. Bald entdeckten wir, daß dies der Fall sei, als wir um die Ecke eines Berges bogen. Hier heilte der Anblick eines schönen Ochsen, den die drei Hunde in Schach hielten, augenblicklich unsere Müdigkeit, und im vollen

Laufe eilten wir ihnen zu Hülfe. Puyettah hatte jedoch den Vorsprung und war schon im Begriff, den zweiten Pfeil abzuschießen, als ich herbei kam. Wir sahen, daß er eine Ribbe getroffen hatte; denn er fiel herab, ohne die Aufmerksamkeit des Thieres von den Hunden abzuleiten. Diese bellten und sprangen immerfort um den Ochsen herum und packten ihn bei den Hinterbeinen, wenn er zu entfliehen Miene machte, so wie sie im Gegentheil sich zurückzogen, wenn er ihnen die Spitze bot. Er zitterte vor Wuth und arbeitete sich ab, seine muthigen Feinde zu erreichen, vermochte aber nicht, sie zu packen, da sie in solchem Dienste eingeübt waren. Man konnte leicht wahrnehmen, daß die Waffe meines Gefährten in diesem Kampfe wenig nützte, und der Sieg wenigstens erst nach vielen Stunden errungen werden konnte; denn er schoß immer ohne sonderliche Wirkung; außerdem verlor er viel Zeit, die Pfeile wieder aufzuheben. Mir machte es daher viel Freude, eine Gelegenheit zu haben, ihm die Ueberlegenheit unserer Waffen zu zeigen, und ich feuerte nun auf das Thier in einer Entfernung von etwa funfzehn Ellen zwei Kugeln ab. Sie thaten Wirkung; es fiel; doch sprang es wieder auf und schoß schnell auf uns zu. Wir wichen dem Angriffe aus und bargen uns hinter einem großen, glücklicherweise nahen Felsenstücke, gegen welches der Stier mit aller Kraft anrennend sich den Kopf so heftig zerstieß, daß er auf dem harten Boden mit dumpfem Widerhall niederstürzte. Mein Führer versuchte ihn jetzt mit dem Messer zu erstechen; allein es gelang ihm nicht, und so verbarg er sich zwischen den Hunden, welche nun wieder zum Angriffe herbeikamen. Der Ochse blutete so arg, daß sein langes Haar auf den Seiten ganz naß davon war. Doch schien seine Wuth und Kraft nicht nachzulassen; er jagte immer noch vorwärts und stieß so wild, wie vorher, mit den Hörnern. — Während dem hatte ich meine Flinte hinter dem Felsen aufs Neue geladen und trat, um zum zweiten Male loszuschießen, wieder vor, als die Bestie, zum großen Schrecken Puyettahs, der mir zurief, mich wieder zu verstecken, gerade auf mich losstürzte. Allein ich hatte Zeit, ihn kaltblütig aufs Korn zu nehmen, und beim Losbrennen beider Läufe stürzte er auf der Stelle, obschon kaum fünf Ellen von

mir. Als mein Gefährte seinen Feind fallen sah, schrie und tanzte er vor Freuden. Er kam heran und sah ihn todt. Eine Kugel war ihm durchs Herz gegangen und die andere hatte das Schultergelenk zerschmettert. Solche Wirkung der Feuerwaffen erfüllte ihn mit Erstaunen. Er untersuchte erst sorgfältig die Löcher, welche von den Kugeln zurückgeblieben, und zeigte mir, daß einige quer durch das Thier gegangen waren. Besonders aber wunderte er sich über den Zustand des zerschmetterten Schulterblattes, indem er mich mit einem Ausdruck von Schreck und Staunen ansah und dabei rief ‚now ek poke!‘ ‚es ist zerbrochen!‘

»Wir hatten achtzehn Stunden ohne Erquickung zugebracht, und ich erwartete also natürlich, daß mein Freund nicht säumen würde, vom Ochsen eine Mahlzeit abzuschneiden. Allein da hatte ich ihm Unrecht gethan; seine Vorsicht war größer als sein Magen. Er begnügte sich, Etwas vom warmen Blute mit Schnee zu mischen, indem er so viel vom letzteren auflöste, als zur Löschung des Durstes nöthig war, und dann ging er sogleich zur Aushäutung des Thieres über, weil er recht gut wußte, wie diese Arbeit bei der strengen Kälte in Kurzem nicht mehr zu bewerkstelligen sei, da Alles bald in eine nicht zu handhabende Masse frieren mußte. Aus dem nämlichen Grunde theilte er das Thier in vier Theile, und dasselbe that er nachher mit dem Magen und den Eingeweiden. Wir waren nicht im Stande, die Beute mitzunehmen, und daher genöthigt, eine Schneehütte darüber zu bauen; auch machten wir ein Zeichen, um sie wieder aufzufinden. Auf dem Rückwege entdeckten wir an einem Abgrunde einen andern Ochsen, an dessen Jagd wir aber nicht dachten, da wir gar zu sehr erschöpft waren. Erst am 29. April früh um fünf Uhr erreichten wir die Hütte, welche inzwischen erbaut worden war, und fanden einen wahrhaften Genuß bei warmem Abendbrot und darauf folgender Ruhe. Wir hatten etwas Fleisch vom Ochsen mitgebracht, das vortrefflich schmeckte. Es zeigte in dieser Jahreszeit nicht den mindesten Moschusgeruch, der besonders während der Brunstzeit vorwaltet.

»Wir hatten erst kaum vier oder fünf Stunden geschlafen, als das Geschrei des Puyettah und das arge Bellen der Hunde uns aufweckte. Er hatte sich vor ungefähr einer Stunde still

fortgeschlichen, den Ochsen zu suchen, welchen wir am Abend vorher gesehen hatten. Er kam nun zurück und erzählte, wie er das Thier oben auf dem Berge weidend gefunden habe, dann in der Mitte seiner Hunde auf dem einzigen gangbaren Wege hinaufgeklettert und dabei so rasch zu Werke gegangen sei, daß der Ochse keinen andern Ausweg gesehen habe, als sich den Felsen hinabzustürzen. Wir gingen und fanden den Stier vom Sturze sehr zerfleischt; er war wohl über dreißig Fuß tief auf einen Granitblock gefallen. Mit der Zerlegung und Fortschaffung des Fleisches nach der Hütte brachten wir den ganzen Tag hin.

»Am 30. April tobte ein so heftiger Sturm, daß wir nicht im Stande waren, die Hütten zu verlassen. Die Windsbraut draußen heulte rund um unsere Schneewände und der herabgeworfene Schnee tönte zischend daran. Allerdings hatte unser Haus nur vier Fuß Höhe, so daß wir die Zeit sitzend zubringen mußten; allein es gab doch Wärme und im Gegensatz von draußen fühlte man sich wohl darin. Die Zeit verging unter Gesprächen. Bei dieser Gelegenheit und ebenso auf meinen beiden früheren Ausflügen erfuhr ich manches Nähere über die Sitten der Eskimos, sowie über die Umstände, welche sie in unsere unmittelbare Nachbarschaft geführt. Zwei von ihrem Volke hatten am Strande gefischt und dort das Schiff durch das Eis schnell nach Süden hinfahren sehen. Sie geriethen deshalb in große Bestürzung und brachen augenblicklich auf, ihre übrigen Landsleute an der westlichen See zu erreichen. Hier blieben sie, bis ein Weib Namens Kakekagiu ankam. Sie hatte eine Schwester, welche zu den Eskimos gehörte, die bei uns in Wintereiland auf unserer vorigen Reise*) gewesen waren, und durch sie er-

*) Als Capitain John Roß auf seiner ersten Reise mit den Eingeborenen zusammentraf, zeigten sich dieselben anfangs sehr furchtsam. Sie fuhren auf dem Eise an der Küste in ihren Hundeschlitten. Man schickte nun vom Schiffe aus ein Boot an das Eis, errichtete ein Gerüst und legte Messer und Kleidungsstücke darauf. Da jene nicht darauf achteten, wurde ein zweites Boot abgeschickt mit dem Auftrage, einen Eskimohund mit blauen Perlenschnüren dort zurückzulassen. Die Eingeborenen rührten indeß nichts an. Nun ward ein Flaggenstock zwischen dem Ufer und dem Schiffe aufgerichtet; dieser trug

hielten sie eine so lockende Schilderung von der Aufnahme, welche ihnen bei dieser Gelegenheit zu Theil geworden war, daß sie den

---

zugleich einen niedrig hängenden Beutel voll von Geschenken und bemalt mit einer Hand, die auf das Schiff wies. Die Flagge stellte die Sonne und den Mond über einer Hand dar, die ein Büschel Heidekraut hielt. Am folgenden Morgen näherten sich endlich acht Schlitten mit Eingeborenen dem Flaggenstocke; doch wagten sie es nicht, ganz dicht heranzugehen. Inzwischen ward auf dem großen Maste jedes Schiffes eine weiße Flagge aufgezogen und von dort ein Grönländer, Sackhaus, den Roß mitgenommen hatte, mit einer kleinen weißen Flagge und einigen Geschenken abgeschickt, um wo möglich ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Sackhaus führte seinen Auftrag mit Muth und Geschicklichkeit aus. Er ging ganz allein unbewaffnet bis an eine schmale Wasserstraße, nahm seinen Hut ab und machte den Eskimos freundschaftliche Zeichen. Allmählig näherten sie sich, stiegen aus ihren Schlitten, brachen in ein einstimmiges Hallo aus, und kamen, blos die Peitschen in den Händen, bis an den jenseitigen Rand der Wasseröffnung. Geschrei, Worte und Geberden wurden nun viel hinüber und herüber gemacht. Nach einer Weile entdeckte Sackhaus ihre Mundart und rief: kahkeite! (kommt her). Sie aber antworteten: naakrie, naakrie, ai plaite! (nein, nein, entfernt euch!) Der Kühnste zog darauf aus seinem Stiefel ein Messer und wiederholte: »Geht weg! Ich kann euch tödten!« Sackhaus ließ sich dadurch nicht erschrecken, erzählte ihnen, er sei auch ein Mensch und ein Freund, und warf ihnen zugleich über das Wasser einige Reihen Perlen und ein Matrosenhemde zu. Auch dies betrachteten sie noch mit großem Mißtrauen und riefen: »Gehet weg! Tödtet uns nicht!« Jetzt warf Sackhaus ihnen ein englisches Messer zu und sagte: »Nehmt das!« Diesem näherten sie sich mit großer Vorsicht, nahmen es endlich auf, schrien und zupften sich die Nasen. Sackhaus machte ihnen dies nach und schrie seinerseits: »Heigh, yau!« Jetzt nahm allmählig ihre Furcht mehr ab, und sie fragten, was das Hemde sei. Als sie erfuhren, daß es ein Kleidungsstück sei, wollten sie wissen, von welchem Felle es gemacht würde. Sackhaus erwiederte, es sei von dem Haare eines Thieres gemacht, das sie nie gesehen hätten. Jetzt nahmen sie es auf, sahen es mit großer Verwunderung an und thaten mehrere Fragen, als: »Was für große Geschöpfe sind das (nämlich die Schiffe)? Kommen sie vom Monde oder von der Sonne? Geben sie das Licht bei Tag oder bei Nacht?« — Sackhaus erzählte ihnen, er sei ein Mensch, wie sie, und komme aus einem fernen Lande von Süden her. Sie meinten aber, das könne nicht sein; denn dort wäre nichts als Eis. Von Neuem fragten sie, was die Schiffe für Geschöpfe seien, und da Sackhaus ihnen bedeutete, es wären Häuser, von Holz gemacht, so versetzten sie: »Leben müssen sie; wir haben sie ja ihre Flügel (die Segel) bewegen gesehen.« Bei der ganzen Unterredung waren sie noch immer in Furcht und Argwohn. Oft zitterten sie an allen Gliedern. Sackhaus holte ein Brett,

Entschluß faßten, uns aufzusuchen, wo auch die Victoria vor Anker gegangen sein möchte. Groß war ihre Freude, als sie diese entdeckt hatten; sie hatten freilich mancherlei Bedenklichkeiten, aber die Beredtsamkeit der Kakekagiu überwand alle Schwierigkeiten, so daß sie näher an das Schiff kamen. — Auch an mich richteten meine Reisegefährten viele Fragen, in Hinsicht der Eskimos, die ich in anderen Gegenden kennen gelernt. Ihre vornehmsten Fragen betrafen die Art, wie diese Leute jagten, wie sie sich vergnügten, wie sie sängen. Ebenso wollten sie gern wissen, ob ich ihre Beschwörer gesehen hätte und Zeuge von ihren Künsten gewesen sei; auch erkundigten sie sich, ob ich den Porngah, den Geist gesehen habe und sollte wiederholen, was er gesagt hätte. Auf alle diese Fragen antwortete ich, so gut ich es vermochte. Ich selber zog meinerseits von ihnen vornehmlich Erkundigungen ein wegen der ehelichen Verhältnisse. Diese sind sehr locker. Mann und Weib trennen sich oft nach freundschaftlichem Uebereinkommen; auch Viel-

---

warf es über das Wasser und ging hinüber. Sie baten ihn aber flehentlich, sie nicht zu berühren, denn wenn er das thäte, so müßten sie gewiß sterben. Nachdem er Manches gethan hatte, um sie zu überzeugen, er sei so gut Fleisch und Blut, wie sie, wagte der, welcher bisher den meisten Muth bewiesen hatte, Sackhause's Hand anzufassen, zupfte sich dann bei der Nase und erhob ein lautes Geschrei, in welches die Uebrigen einstimmten. Sackhaus vertheilte darauf Geschenke, und tauschte ein Messer von ihnen ein, konnte sie aber nicht bewegen, an Bord des Schiffes zu kommen. Roß ging daher mit dem Lieutenant Parry und zwei Matrosen zu ihnen, welche mit ihren funfzig Hunden eine seltsame, bereits sehr lebhafte Versammlung bildeten. Alles schrie und schwatzte durch einander; dazwischen heulten die Hunde und erhielten Peitschenhiebe von ihren Herren. Die Ankunft des Capitains nebst seiner Begleitung erregte eine sichtbare Verwirrung unter ihnen, und Mehrere zogen sich etwas zurück. Sackhaus rief den Neuankommenden zu, sie sollten nur an ihre Nasen zupfen; denn daß dies ein freundschaftlicher Gruß sei, hatte er schon bemerkt. Sie zupften, so gut sie konnten, und die Eingeborenen thaten dasselbe, indem sie: »Heigh, yau!« schrien, was ebenfalls nachgeahmt wurde. Die Vordersten wurden mit einem Spiegel und einem Messer beschenkt. Als sie ihre Gesichter in dem Spiegel sahen, waren sie aufs äußerste überrascht, und sie blickten eine Weile schweigend um sich, auf einander und auf die Fremdlinge. Dann erhoben sie ein starkes anhaltendes Gelächter, welches der Ausdruck des höchsten Jubels und Erstaunens zu sein schien.

weiberei ist nicht selten. Der bedeutendste Reichthum besteht in einer großen Zahl von Söhnen, da denselben die Ernährung der Eltern in hohen Jahren zufällt.

»Die Unterhaltung hielt unsere Freunde keinesweges ab, ihre Kinnladen auf noch andere Weise in beständiger Thätigkeit zu erhalten. Den ganzen Tag hatten sie zu thun, das Fleisch von der obern Hälfte des Ochsen abzutrennen, indem sie es in lange Streifen schnitten und diese nach der gewöhnlichen Weise in den Mund hineinstopften, so weit sie hinein gingen, dann aber den Bissen unter der Nase mittelst ihrer scharfen Messer abschnitten. Nun kauten sie, wie ein hungeriger Hund gethan haben würde. Die Streifen gingen so lange von dem Einen zu dem Andern, bis sie endlich glücklich alles Fleisch vom Halse und Rücken des Thieres verschlungen hatten. Zuweilen stellten sie jedoch ihre Bewegung ein, klagten, daß sie nicht mehr essen könnten, und legten sich auf ihr Lager, das Messer in der einen Hand und den noch nicht geendigten Streifen in der anderen festhaltend, bis sie wieder fühlten, daß ein neuer Klumpen hinuntergebracht werden könne, worauf dann die Arbeit mit so vieler Lebhaftigkeit wie vorher begonnen wurde. Ekelhafte Geschöpfe! Kein Thier, und wenn es noch so gefräßig und fleischfressend ist, handelt so; selbst der verrufene Vielfraß sättigt sich und ist dann befriedigt; bei diesen Menschenexemplaren aber konnte die Gaumenlust nur unterbrochen werden, wenn die völlige Unmöglichkeit vorhanden war, noch Etwas jenseits des Anfangs der Speiseröhre hinunterzubringen! — Während der Zeit, wo sie in der That nicht mehr im Stande schienen, Etwas zu verschlucken, war auch unsere Mahlzeit fertig geworden, und ich lud sie zur Theilnahme ein. Aus Artigkeit nahm Puyettah zwei oder drei Eßlöffel und bekannte dann, daß er nicht mehr schlucken könne. Ich legte meine Hand auf seinen Magen, wo ich dann völlig erstaunte, welche Ausdehnung dieser erlitten hatte; ohne solche Untersuchung hätte ich es nie für möglich gehalten, daß ein menschliches Wesen so Etwas aushalten könne. Wäre ich nicht mit ihren Gewohnheiten bekannt gewesen, so würde ich nichts als den Tod davon erwartet haben.

»Die schreckliche Ueberfüllung des Magens hatte aber doch

bei unseren Führern eine schlaflose Nacht zur Folge. Inzwischen hatte sich der Sturm gelegt, und obgleich der Wind von Norden kam und noch von einigem Schneegestöber begleitet war, so konnten wir doch an die Fortsetzung unserer Reise denken. Da Puyettah äußerte, daß wir gezwungen wären, über hohe Berge zu fahren, so ließen wir hier unsere Schlitten und alles Gepäck in der Hütte zurück, wo Abernethy und der junge Mann blieben, und wanderten nun selbander unserem Ziele entgegen. Ueber ein sehr bergiges, mit tiefem Schnee bedecktes Land stiegen wir auf einen See herab, der sich vier Meilen weit in der Richtung von Nordost nach Südwest ausdehnt. Wo er abfließt, ist der herauskommende Strom breit und mündet nördlich ins Meer. Indem wir das Wasser verließen, stiegen wir auf die Spitze eines hohen Berges; doch der neblige Zustand des Wetters beschränkte den Blick auf eine Entfernung von vier bis fünf Meilen. Daher ließ sich die Tiefe einer Bucht nicht bestimmen, deren Eingang von dem Punkte, auf welchem wir standen, und einem andern Cap, das wir schon früher Old man of Hoy nannten, gebildet wurde. Hier war die Stelle, wo ich einen Weg in das westliche Meer offen zu finden gehofft hatte, wenn die Eingeborenen mit ihren Aussagen nicht etwa die Barrow-Straße bezeichnen wollten. Als ich jedoch die Natur des Eises, das zwischen uns und der fraglichen Bucht lag, so wie die große Fläche, welche zu dem Zwecke begangen werden mußte, untersuchen wollte, sah ich die Unmöglichkeit ein, solch eine Sache jetzt zu unternehmen. Puyettah drang in der That sehr besorgt auf die Rückkehr; denn er sah, daß der Nordwind und das Schneewetter schnell zunahmen. Ich überredete ihn jedoch, mich noch bis zu dem See Owitewik zu begleiten, wo er im Sommer mit seinen Brüdern zu jagen und zu fischen pflegte. Nach zwei Stunden erreichten wir den See und bestiegen einen am östlichen Ufer desselben gelegenen Berg. Hier zeigte er mir die Stelle, wo im vorigen Sommer sein Zelt gestanden hatte. Ebenso machte er mir einige Speisevorräthe bemerklich, welche seine Landsleute zurückgelassen hatten, da sie von hier aufgebrochen waren. Als er einen solchen, ihm selbst gehörigen Punkt öffnete, brachte er einige Stücke Eisenstein in Schwansfell gehüllt hervor,

welche er mir schon früher versprochen hatte. Es macht dies Mineral den einzigen Handelsartikel der Eingeborenen aus, und was sie davon gewinnen, vertauschen sie alle drei oder vier Jahre gegen Treibholz; auf ähnliche Art verschaffen sie sich auch den Stein, aus welchem ihre Kessel verfertigt sind, von den Bewohnern der Repulsebai.

»Auf dem Wege zu unserer Hütte trieben wir ein Volk Schneehühner auf, und ich hatte das Glück, mit jedem Laufe eins herunterzubringen. Es waren die ersten Geschöpfe, welche Puyettah im Fluge hatte schießen sehen, und sein Erstaunen war noch größer, als das, welches er äußerte, als ich den Moschusochsen tödtete. — Unsere fortgesetzte Rückreise zum Schiffe ging nur langsam und unter vielen Mühseligkeiten von statten, da unsere Schlitten schwer beladen waren und das Wetter sehr ungünstig. Als wir den letzten See erreicht hatten, fühlten wir uns außerordentlich erschöpft und litten erstaunlichen Durst. Ich war deshalb genöthigt, mitten im See den Schlitten abzuladen, um meine Spirituslampe zu bekommen, mittelst der ich einigen Schnee zum Trinken schmolz. Nachdem wir uns auf diese Weise Wasser verschafft, fühlten wir neue Kraft; denn der Mangel desselben wird sehr schmerzlich empfunden in einem Lande voll Schnee und Eis, wo man im Wasser lebt, auf dem Wasser geht, mit dem Wasser, wenigstens mit der einen Form desselben, stets zu kämpfen hat. Dies mag dem Leser, der diese Gegenden nicht kennt, wohl seltsam vorkommen; aber man vergißt immer, daß Schnee und Eis hier etwas ganz Anderes sind, als in unserem Winter, indem es bei dem hohen Grade der Erstarrung nicht ohne große Mühe und Wärmeaufwand zum Trinken brauchbar gemacht werden kann. Wo die Temperatur des Schnees in den Wintermonaten oft bis 50, ja bis 80 Grad unter den Gefrierpunkt fällt, da lassen sich die Eingeborenen lieber von dem heftigsten Durste quälen, als daß sie denselben durch Schnee-Essen zu beseitigen suchten, indem die außerordentliche Kälte leicht einen entzündungsartigen Zustand des Magens hervorbringt. Wäre der Schnee nicht ein so schlechter Wärmeleiter, so könnte man ihn hier zu Lande ebenso wenig in den Mund nehmen oder in der Hand halten, als ein Stück rothglühendes Eisen.

»Am 4. Mai in der Frühe erblickten wir unser Schiff wieder, und hatten zuletzt ohne Rast und ohne Nahrung achtzehn Stunden zurückgelegt. Zum Unglück sank gerade jetzt eine der Schlittenkufen so tief in eine Eisspalte und stak so fest, daß wir das Fuhrwerk mit aller möglichen Kraft nicht herausbringen konnten. Wir sahen uns daher genöthigt, die Ladung herauszuwerfen, was nur mit vieler Anstrengung geschah; denn es befiel uns ein Schwindel, der in Ohnmacht überzugehen drohete. Allein nachdem die Ladung herausgebracht war, welche unsere Leute am Tage nach dem Schiffe schaffen sollten, stiegen wir wieder in den Schlitten und kamen des Morgens um vier Uhr ganz erschöpft, doch sonst wohlbehalten am Bord der Victoria an.«

Am 17. Mai unternahm der Commandeur Roß einen neuen Ausflug nach dem westlichen Meere. Am 31. Mai reiste ich selber mit mehreren Offieieren und Matrosen ihm nach, um auf einem gewissen verabredeten Punkte in der Gegend der Spence-Bai Lebensmittel niederzulegen. Bis zu dieser Bai hin konnten wir die Spur vom Schlitten des Commandeurs sehr genau verfolgen. Die Spur eines anderen Schlittens konnte es nämlich nicht sein, weil uns bekannt war, daß die Eingeborenen keine besaßen. Die aus Fisch gefertigten hatten sie aufgegessen und die Knochen der anderen zum Aufbau ihrer Sommerhütten verbraucht. Die Knochen werden auf Steinkreisen aufgestellt und mit Fellen bekleidet. Der Eingang ist zuweilen mit einem stattlich verzierten Vorhange von zarten Gedärmen versehen, der zugleich als Fenster dient. Ich besuchte ein Paar der Eingeborenen in ihrem Zelte. Beide, Mann und Frau, lagen auf ihren Ruhestätten, und zwischen ihnen stand eine Mulde mit gesottenem Fisch nebst Thran, von welchem sie zulangten, indem sie, ziemlich den Schweinen gleich, Hände und Gesicht mit dem lieblich duftenden Gerichte besudelt hatten. — An der Küste fanden wir einen Eingeborenen wieder, der vor einigen Monaten an einem bösen Halse litt, und die ihm damals gegebene Arzeneiflasche hing mit anderen Zierrathen vereint

an seinem Halse herab. Er schien sie gar nicht geöffnet zu haben und hatte sie vermuthlich als einen Talisman bewahrt. Zum Dank dafür schritt er, als er sah, daß der Wundarzt am Zahnweh leide und eine geschwollene Backe habe, sogleich zu seiner Heilungsweise, indem er ihn dreimal in die Backe kniff und dieselbe ebenso oft anblies. Daß der Wundarzt bald darauf genas, ist gewiß. — In der Nähe der Bai bestieg ich die Spitze eines Berges. Wo die große Wassermasse zu unseren Füßen nach Südwesten hin ein Ende habe, ließ sich nicht erkennen; doch war sie auf beiden Seiten von flachem Lande begrenzt, und auf diesem konnte ich Hunderte von Rennthieren zählen. Nach Norden hin stieg ein Strom aus der höheren Gegend in eine Schlucht hinab und bildete einen Wasserfall, der aber einen sehr eigenthümlichen Eindruck machte, weil er statt des fallenden Gewässers nichts als eine mannichfach zusammengesetzte Reihe von Eiszapfen zeigte. — Nachdem ich alle Seen und Buchten auf der Wasserscheide zwischen dem östlichen und westlichen Meere genau erforscht hatte, traten wir den Heimweg an und erreichten am 7. Juni unser Schiff. Das Wetter war in der ganzen Zeit schön hell gewesen; aber die Leute litten in Folge des blendenden Schnees durchgehends an entzündeten Augen, weshalb wir es zuletzt vorzogen bei Nacht zu reisen. Das langsame und beschwerliche Fortkommen erinnerte uns daran, daß der eigentliche Sommer das Reisen unter diesem Himmelsstriche ebenso unmöglich macht, wie es mitten im Winter der Fall ist. Nicht etwa als ob die Hitze unerträglicher als die Kälte wäre, sondern insofern die gefrorene, schneebedeckte Fläche anfangs so weich und naß wird, daß man oft nicht von der Stelle kommen kann.

Sonntags am 13. Juni fiel früh Morgens ein tüchtiges Schneewetter ein und hielt bis zur Nacht an. Um acht Uhr Abends kehrte Commandeur Roß und seine Begleiter alle wohlbehalten zurück. Sie waren längs der Küste, die nach Westen führt, an der Matty-Insel vorübergereist, hatten vom Cap Felix eine weite Aussicht über die große Meeresfläche und erreichten endlich die Victoria-Spitze. Dieser Punkt liegt gegen 150 Meilen vom Schiffe nach Westen hin entfernt. Mit Sehnsucht

schaute der Commandeur von da nach dem Cap Turagain. Konnte er bis dahin durchdringen, so war die Küste des amerikanischen Festlandes vollständig untersucht; aber die Vorräthe gingen zu Ende. Es handelte sich hier um Lebensrettung, und so steuerte man wiederum der Victoria zu. Das von ihnen durchstrichene Land war öde und von Kalkstein gebildet. Als sie zu dem Orte kamen, wo wir Lebensmittel für sie niedergelegt hatten, fanden sie dieselben von den Eingeborenen theils aufgezehrt, theils vernichtet. Von dem ganzen Vorrathe retteten sie nur einige Pfund Fleisch und etwas Brot und zwar meist im verdorbenen Zustande. Die Eskimos hatten auch eine Flasche mit Rum und Citronensaft geleert, nannten diese Flüssigkeit »schmutziges Wasser« und zeigten den Reisenden einen Fluß, wo sich dieselben, wie sie sagten, klares Wasser verschaffen könnten. Im Uebrigen bewiesen sie sich aber sehr hülfreich und gastfrei. Unter Anderm gaben sie der Mannschaft des Commandeurs eine Art Fest, wozu jede der dort angesiedelten fünf Familien einen Kessel Fische gekocht hatte. Sie ließen ihre Gäste zuerst in das eine Zelt eintreten, und nachdem hier alle Fische verzehrt waren, ging es in das benachbarte Zelt, und so fort, bis sie in allen fünf Zelten bewirthet worden waren. In der Nähe der Bai von Schagavoke thaute es bei dem fortwährend schönen und milden Wetter mit so außerordentlicher Schnelligkeit, daß die Flußthäler, in welche die Wasser von allen Seiten niederströmten, nicht mehr zu passiren waren. Man fuhr daher über die Bai auf einem Boote von Häuten und kam dann über eine Ebene von spiegelglattem Eise, von dem das Wasser durch Spalten und Risse abgeflossen war. Hier ging es auf den Hundeschlitten pfeilschnell vorwärts. An einem felsigen Eiland blühte eine dunkelbläuliche Steinbreche (Saxifraga oppositifolia), die erste Blume des Frühlings. Auch Enten und Rothgänse, Taucher und Regenpfeifer ließen sich sehen. Man hörte das Geschrei der Kibitze, und Kraniche zogen durch die Luft.

Mit dem Anbruch des Frühlings war in uns die Sehnsucht nach Befreiung aus unserer Gefangenschaft im Eise um so stärker erwacht. Schon seit längerer Zeit war die Mannschaft der Victoria beschäftigt gewesen, das Schiff auszubessern und aufs Neue zu verpichen oder mit Theer zu verstreichen. Nun wurde auch das Eis am Backbord des Schiffes aufgehauen, damit es sich aufrichten könne, und wirklich hob es sich um vierzehn Zoll. Dies war am 24. Juni. Der Morgen war schön, gegen Mittag regnete und schneite es durcheinander; über Nacht fiel die Temperatur bis zum Gefrierpunkt. So war der ganze Monat; die zweite Hälfte brachte wiederum viel Frost und Schnee. An mancher Stelle war das Eis dünner geworden; im Allgemeinen aber war es noch ebenso dick, als dicht. Es waltete abwechselnd die Herrschaft der Sonne und die des angehäuften Eises. Unter solchen Umständen konnten wir nicht daran denken, früh im Sommer weiter zu segeln.

Die Eingeborenen waren jetzt aus unserer Nachbarschaft nach ihren Fischplätzen gewandert. Unser Verkehr mit ihnen war wegen der Entfernung seltener, aber, so oft er Statt fand, zutraulicher als je gewesen. Mit Ausnahme jener Scene, die auf den Tod des Knaben gefolgt war, und wo sie nachher ihren Irrthum vollkommen einsahen, und ferner mit Ausnahme einiger verzeihlicher und geringfügiger Mausereien, hatten wir allen Grund, mit dem Charakter und dem Benehmen dieses Stammes, nicht nur gegen uns, sondern auch unter einander, zufrieden zu sein. Ich habe oft Beispiele ihrer liebevollen Gemüthsart gesehen, wie sie die Hülflosen auf dem Schlitten zogen und ihre zärtliche Sorge für die Kinder. Sie lebten unter einander in vollkommener Eintracht und waren ganz frei von Selbstsucht, sogar in Betreff der Nahrung, welche das Eins und Alles der Genüsse dieser Wilden ausmacht.

Am 29. Juni unternahm ich in Begleitung des Arztes und mehrerer Leute einen Ausflug nach dem Norden, um dort in der Gegend des vom Commandeur Roß besuchten Sees Owitewik Fische zu fangen. Die Küste wurde bei dieser Gelegenhei genauer erforscht. Von dem Gipfel des höchsten Berges aus beobachtete ich den nördlich vom Elisabeth-Hafen gelegenen Meeresarm, und

kehrte dann zu unserem am Gestade aufgeschlagenen Zelte zurück. Während wir nicht weit von demselben ausruhten, wurden wir eines Mannes ansichtig, der über die Bai ging. Wir ließen einen Flintenschuß los, um seine Aufmerksamkeit rege zu machen. Er schien zuerst in Bestürzung zu gerathen; endlich aber blieb er stehen, und sah nach uns hin, worauf ihm der Schiffsarzt entgegen ging und zum Zeichen der Freundschaft seine Flinte weglegte. Hierauf warf auch der Eingeborene Bogen, Pfeil und Speer ab, näherte sich uns mit dem gewöhnlichen Gruße, und wir erkannten in ihm unsern Freund Awack. Ich beredete ihn, uns nach unserem Zelte zu folgen. Er benachrichtigte uns, daß sich die Familie seines Oheims Ikmallik an einem Flusse befinde, der zehn Meilen von uns in das Meer münde, und wir beschlossen zu seiner großen Zufriedenheit, uns dahin zu verfügen. Unser Zelt und Gepäck sammt dem kleinen Boote und dem Netzgeräth wurde sogleich auf den Schlitten gepackt, und bald erblickten wir den Fluß und die Hütten der Eingeborenen. Auf den Wunsch des Führers verkündigten wir unsere Ankunft durch einen Flintenschuß, welcher einen allgemeinen Freudengruß veranlaßte. Unser alter Freund Ikmallik empfing uns mit offenen Armen. Er sagte mir, daß die Zeit zum Fischen in diesem Flusse vorüber sei, und daß sie im Begriffe wären, nach den Seen abzugehen, daß sie aber noch einen Tag warten wollten, wenn wir bei ihnen blieben. Wir schlugen darauf unser Zelt auf. Die Zahl der Familien betrug vier, und Alle waren hocherfreut, als ich die Flagge auf Ikmalliks Zelt statt auf dem meinigen aufsteckte. Sie brachten uns Fische, worunter zwei schöne Lachse. — Sie hatten uns vorgeschlagen, mit uns zu speisen, was wir natürlich nicht ablehnen konnten, obschon uns bangte, wie wir mit unserer beschränkten Küche für eine so zahlreiche Gesellschaft ausreichen sollten. Nichtsdestoweniger luden wir alle Zwölf in unser Zelt ein, welches, da wir selbst unserer fünf waren, mehr als hinreichend gefüllt war. Unserer Besorgniß wegen des Kochens wurden wir bald ledig, als wir sahen, daß sie die Fische roh vorzogen. Wir mußten den Riesenappetit unserer Gäste bewundern; denn Jeder von ihnen verzehrte nicht weniger als vierzehn Pfund Lachs, und doch war

dies wahrscheinlich nur eine Nebenmahlzeit, um unserer Gesellschaft zu genießen. Ergötzlich waren ihre Tischgebräuche. Nachdem Kopf und Rückgrath der Fische abgelöst waren, wurden sie Ikmallik und Tullachiu, als den Aelteren, überreicht. Diese rissen den Körper der Länge nach in vier gleiche Theile auf. Hierauf wurde jedes Stück so zusammengerollt, daß es eine Walze von ungefähr zwei Zoll im Durchmesser bildete. Das eine Ende davon steckten sie sich, so tief es ging, in den Mund, schnitten es dann mit dem Messer nicht ohne Gefährdung der Nase dicht ab, und reichten den Rest ihrem Nachbar. So fuhren sie fort, bis der ganze Vorrath von Fischen verzehrt war. Einer machte sich über die Ueberreste auf unseren Tellern her, worauf etwas Citronensaft geblieben war; wegen der Säure desselben aber zog er so abscheuliche Gesichter, daß seine Gefährten in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Wir versuchten hierauf mit dem Schleppnetz zu fischen, indeß auf drei Zügen fingen wir nicht mehr als ein halbes Dutzend Fische und auf dem dritten Zuge gar einen Stein. Dies erregte großes Gelächter; aber der Ruhm, den wir durch unser Fischen verloren haben mochten, wurde hinreichend dadurch ersetzt, daß wir eine Möve und eine wilde Gans im Fluge schossen; auch erhöhten wir das gute Einverständniß, indem wir ihnen dies und anderes von uns erlegtes Geflügel zum Geschenk machten. Für einige große Messer tauschte ich am folgenden Tage nicht weniger als 220 Fische ein, jeder im Durchschnitt fünf Pfund schwer, was eine Tonne Lachse gab, welche mir an Geldeswerth nicht höher zu stehen kam als sieben Schillinge und sechs Penee (etwa zwei Thaler). Wir hatten nun mehr, als wir fortbringen konnten; indeß das Versprechen von zwei Stücken Holz zu einem Ruder und Speer verschaffte uns auf der Heimreise den hülfreichen Beistand von drei Eingeborenen und vier Hunden. Nachdem wir vor unserem Aufbruche noch einmal Alle gemeinschaftlich gespeist, zeigten die Eskimos uns noch die Weise ihres Lachsfanges. Ihre Waffe ist ein Speer, dessen Spitze einen auseinandergehenden doppelten Bart von Bein und Elfenbein hat, und womit sie nach dem Fisch im Wasser stoßen. Sie sagten, daß diese Weise mit keinen Schwie-

rigkeiten verbunden sei, weil der Fisch in den Canälen zwischen dem Eis und dem Lande in so dichten Schaaren schwimme, daß es unmöglich sei, keinen zu treffen. Ohne Zweifel geschieht dies zur Zeit des Laichens, wo der Lachs stromaufwärts geht, und diese Streichperiode hatten wir verpaßt. Dadurch bestätigt sich, was man für eine Fabel gehalten hat, daß nämlich zu gewissen Zeiten die Fische in den amerikanischen Flüssen so häufig wären, daß sie von den Pferden, welche über eine Furth setzen, todt getreten würden. — Im Winter betreiben die Eingeborenen ihren Fischfang auf folgende Weise. Eine Kugel von Elfenbein oder Knochen, an welcher vier ähnliche kleine Kügelchen hängen, ist an das Ende einer an einen Stock gebundenen Schnur befestigt. Der Fischer hält diese in der linken Hand, so daß die Kugel sich einige Fuß unter dem Eise befindet, und verursacht nun eine beständige Bewegung der kleinen Kügelchen, um die neugierigen Fische herbeizulocken, und spießt sie dann mit dem oben beschriebenen Speer.

Am Anfang des Juli war der Schnee fast gänzlich vom Lande verschwunden. Die Mosquitos hatten ihren unwillkommenen Sommerbesuch begonnen und waren in Schwärmen erschienen. Forellen zeigten sich im Wasser, und wir fingen einige Hunderte. Der Krusenstern, der während des Winters vom Eise bedeckt und bis auf den Meeresboden niedergedrückt war, kam beim Aufthauen wieder zur Oberfläche empor und wurde am Gestade ausgebessert. — Am 1. August bemerkten wir endlich nach langem Harren, daß ein starker Nordwind das Eis nordwärts von uns in Bewegung gesetzt habe, und es sah nun aus wie viele Hügel, zwischen denen es Teiche gab. Am 7. Aug. wurde das Schiff durch einen starken Südwestwind gegen einen Felsen geworfen, aber bald wieder losgebracht und ohne Schaden geborgen. Nebel, Regen und Sturm wechselten mit einigen schönen Tagen. Da alles Reisen zu Lande in diesen Monaten unthunlich war, so floß die Zeit in trägem Flusse unter trübseliger Einerleiheit dahin. Es blieben uns jetzt nur noch wenige

Wochen von diesem kurzen Sommer, nach deren Verlauf wir uns abermals für einen anderen Winter von zehn Monaten einrichten mußten. Das Schiff war vollkommen gerüstet, um jeden Augenblick in See zu stechen, und wir wurden von einer Woche zur andern zwischen Furcht und Hoffnung in ängstlicher Schwebe gehalten. Keine Worte sind im Stande alle unsere Empfindungen und Gefühle zu schildern. So verging der August.

Der September kam mit Sturm, Schnee und Kälte. Unter unsäglichen Anstrengungen brachten wir das Schiff allmählig mit Hülfe der Fluth über eine Bank zwischen dem Festlande und der Insel. Das Wasser belegte sich inzwischen mit dünnem Dammeis, welches ein sehr unglückweissagendes Ansehn hatte. Wir hieben es rund umher los; aber noch fehlte uns günstiger Wind. Am 16. Sept. leistete uns der Wind noch keine großen Dienste; er war leicht, unstät und schwankte zwischen Süd und West. Das Eis war jedoch in unserer Nähe beweglich geworden, und wir kamen zwei Taulängen (240 Klafter) vorwärts, um uns jede sich darbietende Oeffnung zu Nutze machen zu können. Des Abends sah man längs der Küste nach Norden hin einige eisfreie Straßen. Bei Tagesanbruch konnten wir sehen, daß die großen aufgethürmten Eismassen sich vom Lande entfernt hatten; aber zwischen dem Schiffe und einer freien Wasserstraße befand sich noch ein förmlicher Damm. Gegen zwei Uhr Nachmittags gewann es den Anschein, als wolle dasselbe bersten. Wir benutzten sogleich die Wurfanker, um durch das uns umgebende frische Eis zu kommen, und in einer halben Stunde befand sich das Schiff endlich wieder im freien Wasser unter Segel. Unter Segel! Wir wußten kaum, was wir empfanden, ja trauten kaum unseren Sinnen. Der muß ein Seemann sein, der fühlen soll, daß das Schiff, welches unter ihm sich hebt und der geringsten Bewegung seiner Hand gehorcht, ein lebendiges Wesen, ein Geist ist, der sich nach seinen Wünschen fügt, das Spiel von Wind und Wellen, und kein träger Körper. Aber welcher Seemann konnte dies mehr fühlen, als wir, da dieses sonst so lustig über den Ocean tanzende Geschöpf während eines ganzen Jahres unbeweglich wie das Eis und die Felsen umher gelegen hatte, hülflos, ungehorsam, todt. Es

schien zu neuem Leben erwacht; es gehorchte uns wieder, that was wir wollten, und um unser Glück zu krönen, waren wir frei! Es war der erste Ausbruch der Freude über die Wiedererlangung der Freiheit.

Der Gefangenschaft endlich entgangen, legten wir drei Meilen zurück; da wir aber auf den Damm stießen, mußten wir uns in der Nähe einer Spitze, nordwärts von unserer alten Lage, mittelst der Taue fest machen und brachten in einem ziemlich bequemen Hafen zwischen zwei Eisbergen die Nacht zu. In der Nacht drehte sich der Wind unglücklicherweise gegen Süden, und des Morgens fanden wir alle weitere Fahrt für uns verschlossen: wir mußten bleiben, wo wir waren. Am 19. Sept. machte der stärkere Wind unsere beiden Eisberge flott, indeß schützte uns die Ankunft eines Eisfeldes. In den folgenden Tagen schneiete es ab und zu sehr stark, alles Land umher war weiß; die Kälte nahm zu, und am 29. Sept. war alles freie Fahrwasser mit frischem Eise bedeckt. Auch die uns umgebenden Eiswellen waren so fest unter einander verkittet, daß nur ein Sturm sie hätte trennen können. Bei der fortdauernden Kälte war bald die ganze Meeresfläche zu Krystall erstarrt. Die Aufregung, welche uns seit so langer Zeit gequält, machte endlich der völligen Gewißheit und der ruhigen Ergebung Platz. Unser Winterkerker lag vor uns, und uns blieb weiter nichts zu thun übrig, als das Eis zu durchschneiden und einen Hafen zu gewinnen, um dann unsere amphibienartige Wohnung abermals aufzuschlagen und uns, mit dem einen Fuß auf dem Meere und dem anderen auf dem Lande, in Geduld zu fassen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, durch ermüdende Wiederholung ähnlicher Begebenheiten in der Seele unseres Lesers einen Wiederhall von der todten Einförmigkeit eines polarischen Winteraufenthaltes hervorzurufen. Wir bemerken daher nur kurz, daß der Winter von $18\frac{30}{31}$ sich durch Dauer der Kälte, Häufigkeit und Heftigkeit der Stürme auszeichnete. Die Kälte erreichte einen Grad von 50, ja sogar 80 Grad. Die außer-

ordentliche Strenge der Jahreszeit machte sich noch gegen Ende Mai bemerklich. Nirgends entdeckte man damals auch nur eine einzige Strecke eisfreies Wasser; keinen einzigen Vogel erblickte man auf den Bergen, wogegen sie im Frühlinge des vorigen Jahres auf ihren Brüteplätzen in überflüssiger Menge erschienen waren. Die Mannschaft der Victoria befand sich, ungeachtet ihres eskimoartigen Lebens, im befriedigendsten Gesundheitszustande. — Unter den Ausflügen, die im Verlauf des Sommers 1831 unternommen wurden, ist der anziehendste der des Commandeur Roß zur Entdeckung des magnetischen Poles. Die während der zwei vergangenen Winter angestellten Beobachtungen hatten ihn nämlich zu dem Schluß gebracht, daß der magnetische Pol in keiner großen Entfernung vom Schiffe liegen könne. Hören wir ihn selber:

»Ich reiste den 27. Mai ab und wurde vom Capitain Roß bis an das Ufer des westlichen Oceans begleitet, wo er mich verließ, um über Neitchilli nach dem Schiffe zurückzukehren. Wir hielten uns westlich. Am 28. Mai Morgens acht Uhr mußten wir Halt machen, da unsere Leute in Folge der Schneeblendung augenkrank wurden. Das bis dahin äußerst schlechte Wetter wurde auf kurze Zeit schön und verstattete nun die ersten befriedigenden Beobachtungen der Magnetnadel auf dieser Reise. Hiedurch wurde ich in den Stand gesetzt, die Richtung, welche wir einschlagen mußten, und die Entfernung zwischen uns und unserem heißgewünschten Ziele zu berechnen. Auf der Fortsetzung unseres Marsches folgten wir durch Nebel und Schneegestöber einem niedrigen Ufer, das aus Kalkstein bestand. Am 31. Mai Morgens acht Uhr hielten wir Rast. Wir befanden uns jetzt nach meinen Berechnungen noch vierzehn Meilen von dem magnetischen Nordpol, und meine Sehnsucht, diesen Platz zu erreichen, gestattete mir nicht, irgend Etwas zu unternehmen oder zu dulden, was meine Ankunft an diesem Punke hätte verzögern können. Ich beschloß daher, den größeren Theil des Gepäckes und der Mundvorräthe zurückzulassen und nicht mehr mitzunehmen als durchaus nothwendig war, aus Furcht, widerwärtige Witterung oder andere Zufälle möchten mir die Möglichkeit rauben, nach einem Orte zu gelangen, dessen Untersuchung

mir so sehr am Herzen lag. Da wir jetzt vergleichungsweise entbürdet waren, traten wir einen schnellen Marsch an, beharrten mit aller Macht und erreichten am 1. Juni um acht Uhr Morgens den berechneten Platz.

»Ich muß es Anderen überlassen, sich den freudigen Stolz zu denken, als wir endlich bei diesem großen Ziele unseres Ehrgeizes angelangt waren. Es war uns fast, als hätten wir Alles gethan, weswegen wir so weit hergekommen, als wäre unsere Reise mit allen ihren Beschwerden zu Ende und als bliebe uns nichts mehr übrig, als heimzukehren und für den Rest unserer Tage glücklich zu sein. Das Land ist an dieser Stelle nach der Küste hin sehr niedrig, erhebt sich aber eine Meile einwärts zu Hügeln von funfzig bis sechszig Fuß Höhe. Man möchte sich vorstellen, daß der Punkt durch irgend etwas Auffallendes bezeichnet werde, daß es etwa ein Berg von Eisen, oder ein Magnet, so groß wie der Montblank sei; aber die Natur hatte kein Denkmal als Merkzeichen für den Mittelpunkt ihrer großen, geheimnißvollen Wirkungen errichtet.

»Wir waren so glücklich, hier einige unlängst verlassene Hütten der Eskimos zu finden, in denen wir gemächlich unser Quartier aufschlagen konnten. Die nöthigen Beobachtungen wurden unverzüglich begonnen und diesen ganzen Tag, so wie einen großen Theil des folgenden fortgesetzt. Der Ort war dem magnetischen Nordpol so nahe, als meine beschränkten Mittel es nur immer zu bestimmen möglich machten. Die Abweichung meiner Magnetnadel zeigte 89° 59′, es fehlte also nur eine Minute zur lothrechten. Ferner wurde die Nähe des Pols, wenn nicht seine wirkliche Gegenwart auf unserem Standplatze durch die gänzliche Unthätigkeit der wagerecht stehenden Nadeln, welche ich bei mir hatte, bewiesen. Diese waren auf die zarteste Weise verfertigt, aber auch nicht eine einzige zeigte die geringste Neigung, sich aus der Lage zu bewegen, in welcher sie sich befand. Sobald ich über diesen Punkt vollkommen im Klaren war, theilte ich meinen Gefährten das erfreuliche Ergebniß unserer vereinten Anstrengungen mit, worauf wir unter gegenseitigen Glückwünschen die brittische Flagge an dem Orte aufpflanzten und von dem magnetischen Nordpol im Namen Großbritanniens

und König Wilhelms des Vierten Besitz nahmen. In den Bruchstücken von Kalkstein, welche den Strand bedeckten, hatten wir Baumaterialien genug, um einen Steinhaufen von einiger Höhe zu errichten, und wir legten darunter eine Blechbüchse, worin die Nachricht von dieser merkwürdigen Thatsache niedergelegt war. Wir bedauerten nur, daß wir nicht Mittel besaßen, eine Pyramide von größerer Dauerhaftigkeit zu bauen. Aber wenn es auch die Pyramide des Cheops gewesen wäre, so hätte sie unter den Gefühlen dieses aufregenden Tages unsern Ehrgeiz kaum mehr befriedigen können. Die Breite dieses Punktes betrug 70° 5′ 17″, die westliche Länge 96° 46′ 45″. — Wir verwandten noch einen Tag, um die Küste zu verfolgen, und erreichten einen ziemlich hohen Punkt, von dem aus wir sahen, daß die Küste sich etwa zehn bis zwölf Meilen in nördlicher Richtung hinziehe. Hier errichteten wir einen Steinhaufen, um die äußerste Grenze unserer Forschungen in diesen Gegenden zu bezeichnen und kehrten dann um. Bei dieser Gelegenheit machten wir noch die Bemerkung, daß die Temperatur auf der westlichen Seite der Halbinsel und auf der westlichen See um 10 bis 15 Grad niedriger war, als in der Gegend des Schiffes, oder auf der Ostseite.«

Der Sommer 1831 war bedeutend kälter als der vorjährige. Die Leute wurden hauptsächlich mit dem Fischfang beschäftigt, der sehr reichlich ausfiel. Die Zahl der Lachse, welche an Bord gebracht und verschiedenartig aufbewahrt wurden, betrug 2386. Einem Manne mußte der gefrorene Fuß abgenommen werden, ein anderer wurde von der Epilepsie befallen. Auch die übrigen befanden sich oft in einem leidenden Zustande, wurden indeß immer bald wieder hergestellt. — Am 27. August blies ein starker Westwind und das Eis begann sich aus der Nähe des Schiffes zu entfernen. Die Victoria ging abermals eine kleine Strecke von vier Meilen unter Segel; aber widriger Wind und heftiges Schneewetter hinderte das Weiterkommen, und so mußten wir denn im Mundy-Hafen einen neuen trübseligen Winter ausharren.

Es ist schwer, dem Leser den Eindruck wiederzugeben, welchen dieser fortdauernd schläfrige und unbewegliche Zustand des undurchdringlich gefrorenen Meeres auf uns machte. Es blieb auch dem Rüstigsten nichts übrig, als sich gleich dem Murmelthier in eine Art von dickhäutiger Ergebung einzuhüllen. Wir duldeten muthig Kälte, Hunger und Ermattung; wir litten durch Bangigkeit, Sorge, Hoffnungstäuschung und durch unendliche Sehnsucht nach der fernen Heimath; aber es gab eine Pein, die fast noch darüber ging, und welche uns nie zu quälen aufhörte: es fehlte uns an Beschäftigung des Körpers wie des Geistes, an Abwechselung und Gesellschaft; heute war wie gestern, und das Morgende, wußten wir, war wie das Heute. Ist es bei solcher Lage der Dinge zu verwundern, wenn selbst der Verkehr mit jenen schmutzigen, von Fett und Thran triefenden Menschenexemplaren, deren Sprache wir nicht verstanden, ja deren beschränkter Kreis von Vorstellungen der Sprache nicht einmal bedurfte, um sich verständlich zu machen, uns die einzige willkommene Abwechselung gab? Das Land bot, selbst als uns Alles noch neu war, wenig dar, was unsere Theilnahme erwecken konnte; wie mußte sich dies erst gestalten, nachdem wir bereits eine so lange Zeit auf demselben Flecke eingesperrt waren? Das Land besaß nichts Malerisches, die Berge hatten kein eigenthümliches Gepräge, ebenso wenig waren die Felsen, Seen und Flüsse schön. Es gab keinen Reichthum an Pflanzen, Bäume gar nicht; ja, wäre unsere Umgebung auch noch so schön gewesen, so mußte doch Alles unter der endlosen, einförmigen, herzerdrückenden, kalten Last von Schnee und Eis verloren gehen. Es gewährt in der That ein königliches Vergnügen, auf Schlittschuhen über eine blanke Eisfläche mit der Schnelligkeit des Fisches im Wasser, des Vogels in der Luft dahin zu gleiten und im Nu alle Sorgen hinter sich zurückzulassen, wie der Blitz, der durch die Regionen des Raumes zuckt und sich um nichts kümmert, was auf seiner Flammenbahn vorhanden ist. Aber was ging das Alles uns an? Uns war der Anblick des Eises Qual, Pein, Unheil, Verzweiflung. Und wenn wir auch auf Schlittschuhen über das Land hätten gleiten können, wozu? Es gab keinen Zweck zu erreichen, wir konnten

mit Niemand wetteifern, hatten Niemand, der uns bewunderte. Nur selten entschädigte die Schönheit des Firmamentes für den Mangel an Abwechselung; aber die herrlichsten Erscheinungen desselben gehörten doch dem Winter an und mahnten an diesen. Im Herbst und Frühjahr gewährt es ein eigenthümliches Schauspiel, wenn die niedrig stehende Sonne rings um den Horizont herum wandelt und der Vollmond hinterdrein, während beide mit ihren Strahlen die Gipfel der schneebedeckten Berge streifen, und der Wiederschein des Glanzes auf den blauen Himmel dann eine so zarte grüne Lufttinte erzeugt, daß kein Ausdruck es zu beschreiben vermag.

Im Winter 18$\frac{31}{32}$ zeigten sich zum ersten Male drohende Spuren des Scharbocks, der für die Besatzungen der im Norden fahrenden Schiffe gar oft eine furchtbare Geißel wurde. Des besten Vorbeuge- und Heilmittels mußten wir entbehren, da das Land keine Pflanzennahrung hervorbrachte und sich unsere Leute an Fischthran nicht gewöhnen konnten. Der größere Theil unserer Nahrung bestand in dem gewöhnlichen Pökelfleisch, und wenn wir gleich zu Zeiten durch Fischfang und Jagd, durch conservirtes Fleisch, Essig, Zucker und Citronensaft eine wohlthätige Veränderung der Speisen hervorbrachten, so mußte jetzt etwas mehr geschehen. Wir sorgten daher immer für eine reichliche Menge Trinkwasser, duldeten nie, daß die Mannschaft in nassen Kleidern blieb, suchten allen feuchten Dunst aus dem Schiffsraum zu entfernen und suchten so viel als möglich frische Luft zuzuführen. Außerdem wurde jeglicher Genuß des Branntweins abgeschafft, und die Leute wurden beständig beschäftigt oder mußten bei gutem Wetter mehrere Stunden lang auf dem Lande spazieren gehen. So wurde dem Uebel einigermaßen Einhalt gethan, obgleich es viele Unpäßlichkeiten gab. Einer der Leute, James Dixon, der seit langer Zeit an einer verwickelten Krankheit litt, starb. Eine alte Wunde in meiner Seite brach auf und blutete, und ich wußte nur zu gut, daß dies auch bei mir ein Anzeichen vom Scorbut war.

Daß wir Alle sehr bekümmert um die Zukunft waren, brauche ich nicht erst zu sagen, und derjenige, auf welchem alle Verantwortlichkeit lag, fühlte nicht geringere Qual. Das Schrecklichste war die immer mehr Raum gewinnende Wahrscheinlichkeit, daß sich das Schiff nie würde frei machen können, und daß wir dasselbe, so wie Alles, was sich am Bord befand, würden verlassen müssen. Indeß allmählig befreundeten wir uns mit dieser Vorstellung. Hatten wir uns zuerst dabei der Verzweiflung überlassen, so sahen wir nachher einer ganz anderen Zukunft entgegen: Erlösung, Befreiung, Triumph, Rückkehr nach England, wo wir erzählen konnten, was wir gelitten, gefürchtet, versucht, ausgeführt hatten! — Unsere Lage bot die gewöhnliche Mischung von Gutem und Schlimmem dar. Wir befanden uns außer der Straße, welche die Thiere bei ihren Wanderungen verfolgten, es gab da keinen Fluß, und in dem kleinen, uns nahe liegenden See hatten wir keine Fische gesehen. Von den Eingeborenen waren wir durch unwegsames Eis getrennt. Unser Hafen war sicher, nur zu sicher; denn das Schiff konnte sich genau so regen, als wenn es auf dem festen Lande mit Mauerwerk eingeschlossen worden wäre. Die erste unserer künftigen Sorgen mußte daher sein, mit den Vorräthen und insbesondere mit der Feuerung Haus zu halten. Die Vorräthe der Furie standen uns noch zu Gebote, und überdies gab es dort Böte, um uns in die Davisstraße zu fahren, wo wir entweder auf einen Wallfischfänger stoßen, oder die dänischen Ansiedelungen auf Grönland erreichen konnten.

Wir faßten den Plan, theils zu Lande mit Hülfe von Schlitten, theils zu Wasser mit Hülfe unserer Böte den Platz zu gewinnen, wo sich die Vorräthe der Furie befanden. Schon in den ersten Monaten des Jahres 1832 waren wir thätig, um unsere verschiedenen Reisebedürfnisse zu ordnen und zu vereinigen. Das war kein geringes Werk; denn außer Lebensmitteln, Waffen, Schießbedarf, Vorräthen und Werkzeugen mußten wir Feuerung mitnehmen, und wäre es nur gewesen, um den Schnee zum Trinken zu schmelzen, ferner unsere Instrumente und die Sachen, die zu unserem persönlichen Gebrauche nothwendig waren; endlich wurden Häute zu Betten zubereitet und von Zimmerleuten

Schlitten gebaut. — Unter der Mannschaft war der von der Epilepsie befallene Matrose Buck erblindet, und der Unterschiffer Taylor war so lahm, daß er nur eine geringe Strecke gehen konnte. Drei Andere befanden sich unpäßlich, und Keiner von uns war so kräftig, wie im vergangenen Jahre. Bei dieser geschwächten Gesundheit waren wir auch weit empfindlicher gegen die Kälte des Winters, zumal dieselbe von vielen heftigen Stürmen begleitet war. Dieser Zustand der Dinge bekräftigte uns um so mehr in dem Entschlusse, das Schiff seiner hülflosen Lage zu überlassen und zu versuchen, uns so gut zu retten, als es anging.

Wir hatten die Absicht, unsere Mundvorräthe und Böte vorläufig bis auf eine gewisse Entfernung zu schaffen und sie da niederzulegen, um sie später mit größerer Leichtigkeit vorwärts schaffen zu können. Am 23. April brachen wir zu dem Ende auf und erreichten das nächste Boot, welches bereits bis zum nördlichen Meere ungefähr vier Meilen vom Schiffe geschafft worden war. Hierauf zogen wir es sammt den Vorräthen bis zu dem anderen Boote, welches zwei Meilen weiter weg war. Wir vertheilten die Last nun auf beide Böte gleich und kamen zwischen unebenem Eise mit solcher Schwierigkeit vorwärts, daß wir zu gleicher Zeit nur ein Boot ziehen konnten und dann umkehren mußten, um das andere nachzuholen. In fünf Stunden hatten wir daher nur eine Meile zurückgelegt. Da begann es so heftig zu stürmen und Schnee zu wehen, daß wir Halt machen und uns Schneehütten bauen mußten. Diese wurden mit Segeltuch bedeckt, und mit Hülfe unserer Felle und des Kochapparates war die ganze Abtheilung von 14 Mann ziemlich wohl. Unsere Schlafstelle war bei dieser Gelegenheit 47 Grad unter dem Gefrierpunkte. An einem andern Tage war unser Fleisch so fest gefroren, daß wir es wie mit einer Säge zerschneiden und es nur aufthauen konnten, indem wir es, um unsere Feuerung zu schonen, in den heißen Cacao tauchten. Bei aller Anstrengung der Kräfte mußten die Mundportionen geschmälert werden, und dieser Umstand flößte uns ernstliche Besorgnisse ein. Es handelte sich darum, ob wir unsere Pläne ausführen würden, oder nicht; dies war eine Frage über Leben

und Tod. — In dieser Weise fuhren wir fort, bis wir eine geräumige Bucht jenseit des Mondfinsternißhafens erreichten. Wir hatten bis dahin die Böte und Lebensmittel für fünf Wochen mitgeführt und einen vollen Monat zu dieser äußerst mühseligen Arbeit gebraucht. Eine Uebersicht über das beständige Hin- und Herreisen ergab, daß wir 329 Meilen zurückgelegt hatten, um dreißig Meilen in gerader Richtung zu gewinnen. Am Bord fanden wir noch Lebensmittel für einen Monat in Bereitschaft gesetzt, was ziemlich Alles war, was uns davon übrig blieb.

Fünftes Kapitel.

Es war am 28. Mai 1832, wo wir Alles zum endlichen und letzten Aufbruche vom Schiffe vorbereiteten. Die astronomischen Werkzeuge, welche wir entbehren und nicht mitnehmen konnten, wurden sammt einigem Schießpulver in einer dazu gegrabenen Höhlung verborgen. Die Masten, Segel und das Takelwerk wurden auf den Krusenstern geschafft. Alle Gegenstände, welche uns selbst im Falle der Rückkehr oder sonst doch den Eingeborenen von Nutzen sein konnten, waren am Gestade in Sicherheit gebracht. Wir hißten daher die Flagge auf und nagelten sie an den Mast, tranken unserem armen Schiffe einen Scheidebecher zu, und nachdem Alle dasselbe bis auf den letzten Mann verlassen hatten, nahm ich selbst meinen Abschied von der Victoria, welche ein besseres Schicksal verdient hatte. Es war das erste Schiff, welches ich je hatte preisgeben müssen, nachdem ich während zweiundvierzig Jahren auf sechsunddreißig gedient hatte. Es kam mir vor, als trennte ich mich von einem alten Freunde, den ich nun in dieser trauervollen Einöde seinem Schicksal allein überlassen mußte.

Unser Reiseplan war, die Böte nach dem Elisabethhafen mit Lebensmitteln auf sechs Wochen zu bringen, dort die Böte und die Hälfte der Mundvorräthe für den Fall der Rückkehr niederzulegen, dann mit den Schlitten der anderen Hälfte bis

zum 71. Grad der Breite vorzudringen, und eine Abtheilung zu entsenden, um den Stand der Dinge am Furienstrande zu erforschen. Der Zustand des Eises in dieser vorgerückten Jahreszeit war unglaublich schlecht, und das Meer bot, so weit das Auge reichen konnte, nichts als eine fest zusammenhängende Masse ungeheurer Eisblöcke dar. Unter solchen Umständen mußte die Mannschaft alle Kräfte aufbieten, deren sie fähig war; aber die aufkeimende Hoffnung, das Vaterland wieder zu sehen, hielt ihren Muth aufrecht. — Am 9. Juni ließen wir die Böte am Elisabethhafen zurück, dann setzten wir die Reise mit drei sehr schwer beladenen Schlitten fort; denn sie enthielten außer Lebensmitteln für drei Wochen, Waffen, Munition, Instrumente, Kleidungsstücke und dergleichen mehr. Commandeur Roß wurde bald nachher mit Abernethy und Park zum Furienstrande vorausgesandt. Sie hatten 150 Meilen zurückzulegen und kamen uns bereits am 25. Juni mit der Nachricht entgegen, daß dort das Meer sehr hoch gestiegen sei, und daß die drei Böte sammt mehreren andern Dingen von den Wasserfluthen nordwärts geführt wären, daß aber im Uebrigen Alles wohl erhalten und namentlich Brot und andere Lebensmittel im Ueberflusse vorhanden wären. Die Sonne brachte jetzt große Wirkung auf den Schnee hervor und wir mußten oft knietief durch strömende Wasser waten und dann wieder über aufgethürmte Eisschollen klettern; wir überwanden aber glücklich alle Schwierigkeiten und erreichten am 1. Juli spät Abends den Furienstrand in der Prinz-Regents-Straße. Unsere Leute überließen sich der Freude und dachten nicht an die Zukunft.

Das Erste, was geschehen mußte, war die Errichtung eines Hauses, welchem wir dreißig Fuß Länge, sechszehn Fuß Breite und sieben Fuß Höhe gaben und das mit Segeltuch bedeckt wurde. Es erhielt den Namen Somersethaus und war in zwei Gemächer getheilt, das eine für die Mannschaft, das zweite enthielt Cajüten für die Officiere. Bald waren auch die drei Böte ausgebessert und segelfertig gemacht. Am 1. August zeigte sich einiges schiffbares Wasser. Die Böte wurden daher mit den nöthigen Lebensmitteln und andern unentbehrlichen Dingen beladen; jedes führte sieben Mann mit einem Officier, und so

fuhren wir ab in der Hoffnung, die Baffinsbai noch vor dem Heimsegeln der Wallfischfänger zu erreichen. Da die Wasserstraße voll Treibeis war, so kamen wir nur sehr langsam vorwärts. Um neun Uhr Abends wurden wir an dem Felsen aufgehalten, woran die Furie gescheitert war. Da es Ebbe war und die Bewegung des Eises gegen Norden um eilf Uhr aufhörte, so mußte es offenbar bald gegen uns zurückströmen, weshalb wir die Böte so schleunig als möglich entluden und an's Ufer zogen. Wir hatten dies keine Minute zu früh gethan. Kaum waren wir in Sicherheit, so strömte das Eis mit Ungestüm daher; zwei schwimmende Felder desselben scheiterten mit furchtbarem Gekrache und bildeten eine Reihe von Eishügeln dicht an der Küste. Wir hatten jetzt acht Meilen zurückgelegt, und es war ein seltsames Zusammentreffen, daß wir dieser großen Gefahr nicht nur an dem Platze, wo die Furie Schiffbruch gelitten, sondern auch an demselben Tage entgingen, wo dies vor acht Jahren geschehen war. Wir hofften, daß die Fluth das Eis während der Nacht öffnen und wegführen würde; aber es wurde viel schlimmer, und am folgenden Tage mußten wir ein Bassin für unsere Böte in einem unermeßlichen Eisriffe aushauen. Während der Zeit regnete es. Dadurch lösten sich von dem steilen, uns in einer Höhe von 470 Fuß überragenden Felsen einige Bruchstücke, von denen eines den Mast unseres Bootes traf. Wir erkannten die Gefährlichkeit unserer Lage, da wir sehr wohl wußten, wie das Thauwetter bewirkt, daß einige Theile der durch den Frost gespaltenen Felsen sich loszumachen und niederzustürzen pflegen und wir in jeder Minute Alle zusammen zerschmettert werden könnten; ich war daher froh, als wir am 6. Juli weiter fuhren. Die Küste bestand fast ganz aus Kalkstein und bildete oft einen fünf bis sechs Meilen langen Absturz von 500 Fuß Höhe. Das Wetter brachte Kälte und Schnee. Am 29. August näherten wir uns dem Cap Seppings, konnten aber nicht an's Land, da es allenthalben von ungeheuren Eisstücken blokirt war. Ich bestieg einen Berg, konnte aber in der weithin ausgedehnten starren Wüste des Meeres nirgends einen Canal oder einen Wasserteich entdecken. Vergebens waren alle Versuche, durch die dichten Massen vorwärts zu

dringen: uns blieb nichts übrig, als nach dem Furienstrande zurückzukehren. Damit wurden alle unsere Hoffnungen niedergeschlagen. — Am 30. September umschifften wir das Nordcap der Batty-Bai, und mußten hier unsere Böte am Strande zurücklassen. Da wir die nöthigen Kleidungsstücke und das erforderliche Segeltuch entbehren mußten, so litten wir sehr von der Kälte, entgingen indeß glücklich dem Erfrieren des einen oder anderen Gliedes. Aus leeren Brotfässern wurden Schlitten gefertigt, und am 7. October begrüßten wir unser Somersethaus wieder. Wir fanden das Haus von einem Fuchse bewohnt, der uns jedoch entrann.

Kaum waren wir angelangt, so begann ein schrecklicher Sturm zu wüthen. Da das Dach von Segeltuch zu schwach war, um ihm zu widerstehen, so fiel der Schnee auf unsere Betten, und Alles um uns her war gefroren. Nur mit Mühe hielten wir uns warm, indem wir uns um den Ofen zusammen drängten. Nachdem das Unwetter ausgetobt hatte, errichteten wir um das Haus eine Schneewand, welche zum besseren Schutz gegen den Frost mit Wasser übergossen wurde, ebenso wurde das durch Holzwerk und Taue gesicherte Dach mit Schnee gedeckt. Das Wichtigste für uns war, daß wir Lebensmittel genug hatten, um noch ein Jahr ausreichen zu können. Mehl, Zucker, Brühetäfelchen, Erbsen, Gemüse, in Essig eingemachte Früchte und Citronensaft waren in hinreichender Menge vorhanden; von dem conservirten Fleische besaßen wir aber nur so viel, als zu unserer Reise auf den Böten im nächsten Jahre hinreichte und um Sonntags und Donnerstags eine Ration von einem halben Pfunde zu reichen. Der Fang der Füchse mußte uns das fehlende Fleisch ersetzen, und sie lieferten uns oft an Sonn- und Festtagen ein treffliches Mahl.

Von den Ereignissen des trübselig dahin schleichenden Winters von 1833 sei hier nur bemerkt, daß derselbe außerordentlich streng war, und daß im Januar 1833 unser schon ältlicher Zimmermann Chimham Thomas in Folge seiner geschwächten und durch den Scharbock noch mehr angegriffenen Körperkräfte starb. Es war dies der erste und einzige unserer Verluste, welcher mit Grund dem Klima zugeschrieben werden konnte. Ueberhaupt

war unser Gesundheitszustand beim Ausgang des Winters sehr unbefriedigend. Der Proviantmeister Thom war krank, meine alten Blessuren verursachten mir viele Schmerzen, und zwei Matrosen litten so am Scharbock, daß wir fürchteten, sie möchten nicht wieder genesen. Eine düstere, dumpfe Niedergeschlagenheit hatte sich unser Aller bemächtigt. Die Nahrung mußte verkürzt werden, und dazu waren wir unserer elenden Wohnung herzlich müde. Sie war uns im Gegensatz zu einem viel schlimmeren Aufenthalte willkommen, als wir sie zuerst erreichten. Sie hatte uns ermattet, obdachlos, halb verhungert empfangen und versprach uns wenigstens Ruhe und Frieden. Aber die Neuheit dieses Gefühls war längst verschwunden. Unter diesem ewigen Einerlei von Schnee und Eis boten selbst die Stürme keine Abwechselung. Im Freien war nichts zu sehen, und im Hause gab es keine Beschäftigung. Diejenigen, welche das beneidenswerthe Talent besaßen, zu allen Zeiten, sie mochten kummervoll sein oder nicht, zu schlafen, waren noch die Glücklichsten.

Mit dem Anbruche der milderen Jahreszeit begannen wir, nach unseren in der Batty-Bai zurückgelassenen Böten Lebensmittel auf drei Monate zu schaffen. Die Böte waren bei unserer Ankunft so unter dem Schnee vergraben, daß wir sie erst gar nicht finden konnten. Der Transport dahin war mit vielen Strapazen verknüpft; denn da es uns mehr an Armen, als an Vorräthen zur Fortschaffung fehlte, so mußte jede Station viermal hin und zurück gemacht werden. In den ersten Tagen des Juli war das im Hause zurückgebliebene Fleisch verzehrt, und wir hatten jetzt daselbst kein anderes Fleisch, als das, was wir uns durch die Jagd auf Bären, Robben, Enten und Vögel verschafften. Wir besserten Haus und Dach für den traurigen Fall aus, daß wir hier noch einmal einen Winter zubringen müßten, obschon ich nicht wußte, wovon wir dann leben würden.

Eine Eislawine, mit Felstrümmern und Wasser untermischt, stürzte in dieser Zeit von einem nahen Berge in die See, brach das flache Eis bis zu einer großen Entfernung, und zeigte uns, wie es geschieht, daß man die Eisberge oft mit Felstrümmern und Erdschichten bedeckt findet. Selbst wer die furchtbaren La-

winen der Schweiz gesehen hat, würde von diesem Schauspiele überrascht worden sein. Es war nicht der gigantische Schneeball, der sich von dem Bergesgipfel losreißt, während seines Laufes an Größe und Schnelligkeit gewinnt, über einen unregelmäßigen Abhang nieder donnert, gleitend, springend, brechend, bis er endlich im Thale unten oder im Bette eines Stromes ausruht, oder sich über die Ebene verbreitet und Hütten verschüttet. Hier war Alles ebenso augenblicklich, als unerwartet. Der eisbedeckte Berg, welcher so lange über unseren Häuptern gestanden hatte, war gefallen, bevor wir rufen konnten: »Habt Acht!« bevor er sich zu bewegen schien, war er auch schon in das Meer gestürzt, in kein Meer von Wasser, sondern von Eis, er zerbrach die glasigen Felder, die uns seit so langer Zeit eingeschlossen, als wären sie schwache Spiegel, splitterte ihre Trümmer weit und breit mit einem Schlage krachender als der Donner und mit lange nachdröhnendem Wiederhall, bis wieder Alles in die todte eisige Stille seiner früheren Ruhe zurücksank: aber doch blieb auf den Wellen ein neuer Berg als Denkmal dieses Sturzes zurück, so lange ein Denkmal auf diesen Bergen dauern kann, welche die Sonne schmelzt und die Winde in ferne Gegenden wegführen.

Am 8. Juli sagten wir unserem traurigen Aufenthalte auf dem Furienstrande Lebewohl, nachdem wir vorher Gottesdienst gehalten. Ich glaube, daß es unter uns nur sehr Wenige gab, welche Gott nicht brünstig für vergangene Rettung dankten und um seinen Segen zum großen Werke unserer Befreiung flehten. Mißlang uns diese auch diesmal, so waren wir dem Tode geweiht. Der folgende Tag war der wärmste, den wir noch gehabt hatten; die Wege waren aber so schlecht, und die Kranken erforderten solche Behutsamkeit, daß wir bei der Anstrengung selbst während der Nacht in Hemden arbeiteten und erst am 13. Juli bei unseren Böten anlangten. Unter Nebel und Wind, Regen- und Graupelwetter mußten wir noch einen ganzen Monat hindurch in der Batty-Bai ausharren. Sehn-

süchtig spähten wir von dem Gipfel des nahen Berges nach dem Zustande des Eises: die starren Massen wollten sich noch immer nicht lösen. In jedem Windwechsel, in jedem Regengusse, in jeder, auch der kleinsten Bewegung des Eises lag Hoffnung: wir konnten uns jeden Abend in der Erwartung schlafen legen, daß die eisernen Riegel unseres Kerkers am nächsten Morgen gesprengt sein würden.

Am 14. August steigerte sich die Hoffnung zum höchsten Grade der Spannung; denn zum ersten Male zeigte sich eine Wasserstraße, die nach Norden führte, und nur sehr Wenige konnten vor ungeduldiger Erwartung, was der nächste Tag bringen würde, schlafen. Am 15. war schon um vier Uhr Morgens die ganze Mannschaft beschäftigt, das Eis zu durchhauen, welches noch am Ufer festsaß. Bald nachher stieg die Fluth mit einem günstigen Westwinde; wir ließen die Böte in das Wasser, schifften die Vorräthe und die Kranken ein, und waren um acht Uhr unterweges. Unterweges waren wir, wirklich unterweges! Wir tauschten abermals Hoffnung für Gewißheit ein, sahen im Geiste die ganze Meerenge für uns offen und sahen unsere kleine Flotte mit gutem Winde durch die Baffins-Bai nach England zu segeln.

Je weiter wir kamen, desto breiter wurde die Fahrstraße. Um acht Uhr Abends erreichten wir das Cap Seppings, wo wir wegen heftigen Windes beilegten und am Strande unsere Zelte aufschlugen. Am anderen Morgen steuerten wir durch eine Menge schwimmender Eismassen ostwärts und erreichten glücklich das östliche Ufer der Prinz-Regents-Straße. In wenig Stunden hatten wir endlich das ins Werk gesetzt, was wir früher so lange umsonst erstrebten. Es kam uns fast wie ein zauberhaftes Wunder vor, daß diese feste Oceanmasse plötzlich in Wasser verwandelt war, in für uns schiffbares Wasser, die wir fast vergessen hatten, was es hieße, sich frei auf dem Meere zu bewegen. Wir konnten es kaum selbst glauben, und derjenige, welcher nach einem Schlummer erwachte, hatte einige Mühe, sich zu überzeugen, daß das auf den Wellen schwimmende Boot kein leerer Traum sei. So fuhren wir bei zunehmendem Winde schnell an der Küste hin. Endlich verstärkte

sich der Wind zum Sturm, und wir mußten die Böte an's Ufer ziehen, um sie auszubessern. Erst am 25. Aug. legte sich der Sturm; die See wurde ruhiger, wir ruderten östlich über die Admiralitätsbüreau-Bai hinaus und kamen an mehreren schwimmenden Eisfeldern vorüber. Da unsere Leute durch zwölfstündige Arbeit sehr erschöpft waren, so liefen wir in einen Hafen ein, schlugen unsere Zelte an der Mündung eines Flusses auf und besserten unsere Böte aus, die sich nicht im besten Zustande befanden.

Am 26. um vier Uhr Morgens, da noch Alles schlief, glaubte der Wachthabende, David Wood, im Meere ein Segel zu sehen. Er weckte den Commandeur Roß, welcher mit Hülfe seines Fernrohres bald sah, daß es wirklich ein Schiff sei. In einem Augenblick war Alles aus dem Zelte und am Ufer versammelt, und wir stellten Vermuthungen an über das Schiff, seinen Rang, seinen Lauf, obschon es unter uns noch mehrere Verzweifelnde gab, welche behaupteten, es wäre ein Eisberg. Wir verloren keine Zeit. Die Böte wurden schleunigst in das Meer gelassen, und wir machten Signale mittelst des Verbrennens von nassem Schießpulver. Nachdem Alles eingeschifft war, verließen wir den Hafen um sechs Uhr. Wir kamen wegen der Windstille, die zuweilen eintrat, und wegen der leichten veränderlichen Winde nur sehr langsam vorwärts; doch rückten wir gegen das Schiff vor, und wäre es windstill gewesen, wo es lag, so würden wir bald an dessen Seite gekommen sein. Unglücklicherweise erhob sich aber eben ein Wind, das Schiff setzte alle Segel bei und schlug die Richtung nach Südost ein. Unser vorderstes Boot blieb daher bald hinter dem Schiffe, während die beiden anderen östlich fuhren, um demselben den Weg abzuschneiden. — Um zehn Uhr sahen wir gegen Norden ein anderes Schiff, welches auf seine Böte zu warten schien. Einmal, als es beidrehte, glaubten wir, daß wir gesehen worden wären. Es war indessen nicht der Fall; denn es setzte alle Segel bei, und wir entdeckten bald, daß es sich von uns rasch entferne.

Dies war der grausamste Augenblick, den wir noch erlebt hatten: zu wissen, daß wir uns in der Nähe von zwei Schiffen

befanden, und daß wir wahrscheinlich keins von beiden erreichen würden! Es schien jedoch nothwendig, den Muth der Leute aufrecht zu erhalten, indem wir von Zeit zu Zeit versicherten, daß wir uns einem dieser Schiffe näherten. Da wurde es zum größten Glücke windstill, wir gewannen wirklich so schnell Raum, daß wir das Schiff deutlich vor uns sehen konnten, und um elf Uhr gewahr wurden, wie es beilegte und ein Boot in das Wasser ließ, das sogleich auf uns zuruderte.

Es war bald an unserer Seite, und der befehligende Steuermann redete uns in der Voraussetzung an, daß wir Unglück gehabt und unser Schiff verloren hätten. Nachdem ich bejahend geantwortet, verlangte ich den Namen des Schiffes zu wissen und bat, an Bord genommen zu werden. Man antwortete, es sei die »Isabella von Hull, einst vom Capitain Roß befehligt.« Ich rief, daß ich selbst dieser Capitain Roß, und meine Leute die Mannschaft der Victoria wären. Der darüber erstaunte Steuermann wollte dem jedoch keinen Glauben schenken, sondern versicherte mit barschem Ton, der Capitain Roß sei ja schon seit zwei Jahren todt. Ich überzeugte ihn jedoch leicht, daß dies nur eine voreilige Vermuthung sei, während unser bärenähnlicher Anzug zeigte, daß wir keine Wallfischfahrer wären, und daß wir auf unseren Rücken, in unseren Bärten und dem abgemagerten Aussehen den Beweis vor uns hertrügen, daß sich Alles so verhalte, wie ich ihm gesagt hätte. Ein freudiger Glückwunsch erfolgte, und nach einigen Fragen sagte er uns, daß die Isabella vom Capitain Humphreys befehligt sei. Er verließ uns, um seinen Bericht zu erstatten, indem er wiederholte, daß wir seit langer Zeit von ganz England zu den Todten gerechnet wären. Bald sprang der Steuermann an Bord, während wir ihm langsam nachfolgten, und in einer Minute war die ganze Mannschaft auf dem Verdeck und begrüßte uns mit dreimaligem Jubelzuruf, während wir noch auf Kabellänge entfernt waren. Endlich stiegen auch wir an Bord meines alten Schiffes und wurden Alle vom Capitain Humphreys mit herzlichem Seemanns-Willkommen empfangen.

Wenn wir auch die Empfehlung unseres Namens und Rufes nicht für uns gehabt hätten, so hätte schon das bloße Christen-

mitleid die innigste Theilnahme für uns erwecken müssen; denn nie gab es eine Schaar Menschen, die elender aussahen als wir, und Keiner von uns konnte in Abrede stellen, daß wir ein sehr abschreckendes Aeußere hatten. Mit ungeschorenem Barte, schmutzig, in die Fetzen der Felle von wilden Thieren gehüllt, abgemagert bis auf die Knochen und blaß wie Gespenster, bildeten wir zu den wohlgenährten und wohlgekleideten Leuten um uns her einen solchen Gegensatz, daß wir Alle, ich glaube zum ersten Male, fühlten, was wir waren und wie wir Anderen erscheinen mußten. Aber die heitere Seite gewann bald die Oberhand über alle anderen Gefühle. In einem solchen Gedränge und in einer solchen Verwirrung war jeder ernste Gedanke unmöglich, und unser Entzücken bewirkte, daß wir Vergnügen an einer Scene fanden, die nun begann. Jeder war hungrig und mußte gespeist werden; Jeder war in Lumpen und mußte Kleider haben; es gab Keinen, dem das Waschen nicht unerläßliches Bedürfniß war, Keinen, den sein Bart nicht aller Aehnlichkeit mit einem Engländer beraubte. Alles geschah zu gleicher Zeit. Waschen, Ankleiden, Essen, Rasiren. Auch mußte man eine unendliche Menge Fragen in diesem bunten Durcheinander beantworten. Wir hatten die Abenteuer der Victoria und die Geschichte unserer langen Leiden zu erzählen; dafür erfuhren wir Neuigkeiten aus England, die jetzt schon sehr alt waren. Alles kehrte jedoch nach und nach zur Ordnung zurück. Die Kranken wurden gepflegt, den Matrosen ihr Platz angewiesen, und es geschah für uns Alles, was Liebe und Wohlwollen nur thun konnte. Die Nacht brachte endlich ruhige Sammlung des Gemüthes, und ich glaube, daß Keiner vergaß, dem Himmel für seinen Beistand zu danken, der uns aus den Tiefen der Verzweiflung rettete und von dem Rande eines nicht fernen Grabes dem Leben, unseren Freunden und der Gesittung wieder gab. — Seit langer Zeit an ein kaltes Bett auf dem harten Schnee oder nackten Felsen gewöhnt, konnten nur Wenige auf dem guten Lager schlafen, das uns endlich wieder zu Theil geworden war. Ich selbst mußte mein Bett verlassen und die Nacht auf einem Stuhle zubringen, und den Uebrigen ging es nicht besser. Erst die Zeit konnte uns dessen entwöhnen, was

uns schon zur zweiten Natur geworden war, und uns wieder an die frühere Lebensweise gewöhnen.

Die Isabella war die Prinz-Regent-Straße bis zum Berge Schewar in Begleitung des William Lee gefahren. Dies war das Schiff, welches wir gesehen hatten. Es war uns auch jetzt im Gesichte, und wir beschlossen, einen Theil unserer Mannschaft an Bord desselben zu senden. Aus einer Unterredung mit Capitain Humphreys vernahm ich, daß er siebenundzwanzig Wallfische gefangen habe, daß dies aber blos zwei Drittel der Ladung wären, er mithin noch einige Zeit zu bleiben gedenke.

So waren wir denn auf einmal in eine Welt der lebensvollsten Thätigkeit versetzt, wo es den Kampf des Menschen mit jenem wunderbaren Meerungeheuer galt, welches halb Fisch, halb Säugethier ist und um dessen willen alljährlich ganze Flotten von Holland, England und Frankreich ausgerüstet werden. Ein Fisch ist es seiner äußeren Gestalt nach, ein Säugethier, weil es warmes Blut hat, seine Jungen an Eutern säugt, durch Lungen athmet und überhaupt alle vollkommener ausgebildeten Werkzeuge hat, nämlich bewegliche Augen mit Lidern, offene, wenn gleich enge, muschellose Ohren, zwei Nasenlöcher von Fleisch umgeben, eine weiche fleischige Zunge und bewegliche Lippen, zwei Euter zwischen stummelartigen Vorderfüßen oder in den Weichen, einen unbeweglichen kurzen Hals, ein Herz mit zwei getrennten Kammern und mehrern Mägen, wie bei den Wiederkäuern. Wenn diese Thiere ausgewachsen sind, haben sie die riesige Länge von 60 bis 70 Fuß und einen Umfang von 30 bis 40 Fuß. Nichtsdestoweniger segeln sie mit sausendem Gange 18 (englische) Meilen in einer Stunde und können streckenweis selbst mit der Schnelligkeit eines Vogels dahinschießen. Bald ziehen sie einzeln oder paarweis, bald gesellig in Heerden von 20 bis 30, ja von 80 bis 100 Stück einher. Bei ruhigem Wetter schlafen sie wohl zwischen dem Eise oder tummeln sich spielend und scherzend auf dem Wasser. Dann stellt sich solch ein Ungeheuer bisweilen auf den Kopf, hebt den Schwanz hoch

in die Luft und peitscht die Meereswogen mit furchtbarer Gewalt zu Schaum, so daß Alles in der Runde mit Staubregen und Dunstgewölken angefüllt wird. Bisweilen springt eins derselben urplötzlich ganz über die Wasserfläche hinaus zu nicht geringem Schrecken des unerfahrenen Schiffers in der Nähe, zumal wenn der tollkühne Harpunirer gerade in demselben Augenblick befiehlt, vorwärts zu rudern, um einen Angriff zu machen.

Die Schiffe, welche von Europa aus auf den Fang des grönländischen Wallfisches ausgehen, sind gewöhnlich 110 bis 120 Fuß lang und enthalten 200 Lasten. Da sie oft zwischen den Eisfeldern fahren müssen, so sind sie stark gebaut und vorn mit Eisen beschlagen. Ein solches Schiff führt 40 und mehr Mann mit sich, also noch einmal so viel, als ein Kauffartheischiff. Es hat Zehrung auf sechs Monate, 4 bis 500 große Speckfässer, viele lange Taue, Harpunen, Lanzen und Speckmesser. Außerdem führt es 6 bis 7 Böte oder Schaluppen mit sich. Diese haben etwa 25 Fuß Länge, 5 bis 6 Fuß Breite. Sie sind an beiden Enden spitzig und für eine leichte Beweglichkeit in der See eingerichtet, damit sie den Bewegungen des Wallfisches mit Gewandtheit folgen können. Ein Boot wird mit 6 bis 7 Leuten bemannt und auf die sogenannte Brandwache ausgestellt. Entdeckt man einen Wallfisch an den Strahlen, so fährt das Boot heran. Liegt er an Eisschollen und reibt sich daran, was er gern thut, weil Würmer auf seiner Haut ihn plagen, so kann man ihm am besten nahe kommen; doch muß dies immer so still und behutsam als möglich geschehen, da er, obgleich er kein Rufen und Geschrei in der Luft hört, doch bei stillem Wetter oft durch ein geringes Plätschern im Wasser verscheucht werden kann, denn er ist sehr furchtsam. Sein Gesicht ist scharf; man hat bemerkt, daß ein Wallfisch den andern im klaren Wasser unter der Oberfläche auf eine erstaunliche Entfernung wahrnimmt. Vorn im Boote steht der Harpunirer, der die Harpune in einer Entfernung von drei Klaftern wirft, am liebsten in der Gegend der Nasenlöcher, aus denen ein feuchter mit Schleim vermischter Dampf hervorspritzt. Die Harpune ist ein Wurfspieß, dessen Stahlspitze die Gestalt eines

Pfeiles hat mit zwei Widerhaken, etwa zwei Fuß lang und zweischneidig. Der Schaft ist sechs Fuß lang. An der Stahlspitze ist ein sechs Klafter langes hanfenes Seil befestigt, der Vorgänger genannt. Daran ist ein anderes langes, getheertes Seil von zwei bis drei Zoll im Umfang befestigt und oft mehrere an einander. Jedes Boot hat gewöhnlich sechs bis acht solche Seile, die 120 bis 150 Klafter lang und in einem Korbe künstlich aufgewickelt sind. Hat der Wurfspieß die Haut durchdrungen, so geht er auch leicht in den Speck, selten tiefer. Dann fühlt das Thier Schmerzen, und schlägt wüthend mit dem Schwanze, der ein furchtbares Werkzeug der Bewegung und Vertheidigung ist. Er ist 5 bis 6 Fuß lang, 18 bis 24 Fuß breit; die Kraft desselben ist so ungeheuer, daß er oft ein Boot zerschmettert. Der verwundete Wallfisch sinkt blitzschnell unter und reißt das Seil der Harpune nach, welches stets mit Wasser begossen wird, weil sonst Feuer durch die starke Reibung entstehen würde. Nach einiger Zeit kommt das Thier wieder herauf, um zu athmen; doch stürzt es sich auch zuweilen mit solcher Wuth in die Tiefe, daß es mit dem Kopfe auf den Grund stößt, den Hals bricht und dann bald todt obenauf schwimmt. Inzwischen hat das Boot ein rothes Fähnlein, die Blutfahne, aufgesteckt. Sobald man diese auf dem Schiffe bemerkt, ertönt der Ruf: »ein Fall! ein Fall!« oder: »getroffen!« worauf Alles in Bewegung geräth. Die Meisten steigen in die noch übrigen Böte und rudern eilends der Fangstätte zu. Der wieder in die Höhe gekommene Wallfisch erhält neue Harpunen oder Lanzenstiche in den Leib, bis er sich verblutet hat. Wir wollen dem Leser eine solche Scene vor die Augen stellen.

Man sah einen Wallfisch in großer Entfernung blasen. Sechs Böte wurden sogleich abgeschickt; da sie ihn aber nicht einholen konnten, gab man vom Schiffe aus das Zeichen zur Rückkehr. Fünf kamen zurück. Das sechste Boot ließ nach einiger Zeit die fliegende Fahne wehen und richtete zwei Ruder auf zum Zeichen, daß baldiger Beistand verlangt würde. Ein Fall! Ein Fall! erscholl es am Bord. Alles war in Aufruhr, und unser Boot segelte mit den vier andern zu dem, welches mit dem Wallfisch beschäftigt war und jetzt noch ein drittes

Ruder aufsteckte, um uns von der Dringlichkeit der Umstände zu überzeugen. Niemals zeigte sich ein größerer Wetteifer. Auf unserer Fahrt wurde die gerade Linie durch mehrere Eisfelder unterbrochen, deren einige hohe Eisberge trugen. Endlich, als wir eine Viertelmeile weit vorgedrungen waren, zeigte sich uns der alte große Leviathan, der sich unaufhörlich in allen Stellungen der Wuth aus dem Wasser emporstreckte und den ihm nahenden Menschen unvermeidlichen Untergang zu drohen schien. In einem Augenblick fuhr das Thier mit seinem ungeheuren Kopf hoch empor und eine Dampfwolke stieg aus seinen Nasenlöchern; dann erhob es seinen schwarzen Bergrücken und suchte die stehende Harpune mit manchen Verdrehungen des Leibes abzuschütteln; endlich warf es sich mit niederwärts gekehrtem Kopfe in eine senkrechte Stellung, schleuderte seinen mächtigen Schwanz zu einer erstaunlichen Höhe und ließ die Lappen desselben in jeder Richtung rasseln. Als der Wallfisch darauf eine Harpune aus einem Boote bei uns empfing, fuhr er im Nu in die Tiefe des Meeres. Bei seiner Rückkehr auf die Oberfläche konnten wir wahrnehmen, daß er nach unserer Stelle hinkommen würde. Unser unerschrockener Harpunirer ermunterte die Mannschaft mit den Worten: »Macht Platz, Kameraden, um auf seinen Rücken loszugehen! Kümmert euch um nichts!« Ich wurde auf das Hintertheil des Bootes gestellt und stand mit meiner Flinte auf einigen lockeren Tauen. Der Wallfisch tauchte majestätisch mit einer schäumenden Wassersäule empor. Als er schnaubend seinen ungeheuren Kopf erhob, gab ich eine Ladung Schrot auf ihn, als das einzige Mittel, das ich in meiner Gewalt hatte, um zur Sicherung der Beute Etwas beizutragen. Zu gleicher Zeit stieß ihm der Harpunirer seine Waffe bis an die Augenhöhle in den Rücken. Dies veranlaßte den Wallfisch zu einer höchst krampfhaften Bewegung, indem er das Boot mit außerordentlicher Gewalt gegen eine flache Eisscholle trieb. Durch die Erschütterung wurde ich aus dem Boote über das Ruder des Bootführers hinausgeworfen und fiel auf das Eis, welches jedoch zum Glück mit Schnee bedeckt war, so daß ich keinen Schaden nahm. Augenblicklich raffte ich mich auf und suchte das Boot wieder zu gewinnen;

aber der Wallfisch hatte es außerhalb meines Bereiches gezogen. Ich blieb daher einer ruhigen Beobachtung überlassen, indem der Fisch nur wenige Fuß von mir entfernt war. Die Angst, die das arme Thier nun zu erleiden schien, würde bei jeder anderen Gelegenheit ungemischtes Mitleid erregt haben; in dem gegenwärtigen Falle ward das Schauspiel furchtbar erhaben durch die grimmigen Anstrengungen, die der Wallfisch mit den Floßfedern und mit dem Schwanze machte, seine Verfolger zu vernichten. Als die anderen Böte herangekommen waren, suchte die Mannschaft das Thier durch Lanzenstiche vollends zu tödten. Der geröthete Rauch seiner Strahlen wurde endlich ganz blutroth: ein Zeichen des nahen Todes. Das Getöse des Kampfes; das verworrene Geschrei der Stimmen; die Zuckungen des scheidenden Lebens mit der rothen Fontaine, welche die See umher in einen Ocean von Blut verwandelte, und in dem Augenblick, als der letzte Athemzug gewichen schien, drei Freudenrufe aus den Böten: Alles zusammen bot einen unbeschreiblichen Auftritt dar. Sobald die Unruhe vorüber war, kam ein Boot, mich zu holen, und als man den Wallfisch am Schwanze fest gemacht und die Floßfedern über den Bauch gebunden hatte, wurde er durch die vereinten Kräfte aller Böte an das Schiff gerudert. Dies ist ein sehr fröhlicher Theil des Geschäftes, begleitet von den lustigen Gesängen aller Mannschaften. Als man das Schiff erreichte, wurde der Wallfisch zum Speckausnehmen längs der Seite hingelegt. Als ich das Thier näher betrachten wollte, sank es zu meinem Bedauern durch sein gewaltiges Gewicht tief unter das Wasser, so daß jede Untersuchung unmöglich wurde. Nach ein paar Tagen tödteten wir ein anderes solches Thier, das ich genauer in Augenschein nehmen konnte. Dies war ein sehr großer Wallfisch, an vielen Stellen gestreift und mit großen Flecken vom reinsten Weiß bezeichnet. Die Ränder der Floßfedern und des Schwanzes waren von verschiedener Farbe. Nase und Unterkiefer waren gelb: ein deutliches Zeichen von hohem Alter. Die Länge seiner Barten betrug 12 Fuß 11¼ Zoll, eine sehr seltene Größe. Die äußerste Länge betrug 52 Fuß, die Ausdehnung des Schwanzes 21 Fuß. Zum Behuf des Zerschneidens steigen ein paar Speckschneider, deren Stiefelsohlen

mit eisernen Spitzen versehen sind, damit sie nicht abgleiten, auf den Fisch, und schneiden den Speck mit dem Strandmesser ab; dies hat eine Klinge von zwei Ellen und einen Stiel von drittehalb Ellen. Nachdem man die viereckigen Stücke auf das Verdeck gebracht und die Haut abgeschnitten hat, werden sie in einen Mühlentrichter geworfen und durch eine sehr sinnreich ersundene einfache Maschine in kleine Stücke zerschnitten; diese läßt sie in einen linnenen Sack und von da in ein Faß im Kielraum fallen. Nachher wird der Speck in Fässer gethan, die zur Absendung nach England eingerichtet sind.

Der gemeine oder grönländische Wallfisch (Balaena mysticetus) wird in den eisigen Meeren von Grönland und der Davisstraße, in der Bassins- und Hudsonsbai, sowie im hohen Norden von Europa und Asien getroffen. Er hat seine Floßfedern auf dem Rücken; der Kopf beträgt ein Drittel der ganzen Körpergröße; die Augen sind glänzend, aber auffallend klein und nicht größer als ein Ochsenauge; das Maul hat diese Gestalt: wenn es offen steht, so macht der Rachen eine Höhlung, die so groß ist wie eine Schiffskammer und geräumig genug, um ein ganz bemanntes Boot eines Kauffartheischiffes von 15 bis 16 Fuß Länge, 8 Fuß Weite und 10 bis 12 Fuß Höhe zu fassen. Dieser weite Rachen setzt das Thier in den Stand, einige Tonnen Wasser auf einmal einzunehmen. Der Schlund ist jedoch nur enge, so daß man bei kleinen nur mit Mühe die Hand hineinbringen kann. Die Nahrung besteht aus den kleinsten Thieren und Würmern; der Unrath färbt das Wasser roth. Der Rachen enthält statt der Zähne zwei lange Reihen von Barten oder Fischbein. Jede Reihe enthält mehr als 300 Blätter, welche durch eine weiche, elastische Masse, das sogenannte Zahnfleisch, verbunden sind. Die längsten sitzen in der Mitte; 15 Fuß ist die größte, 10 bis 11 Fuß die mittlere Länge. Ein großer Wallfisch giebt bisweilen anderthalb Tonnen (3360 Pfund) Fischbein. Der inwendige Rand der Barten ist mit Fransen oder Haaren, ähnlich den Roßhaaren bedeckt; damit gab die Natur dem verschlossenen Rachen ein Netz, welches die kleinen gefangenen Thierchen nicht entweichen läßt. Die Lippen bestehen fast ganz aus Speck und jede giebt eine bis zwei Tonnen reines

Oel. Die ziemlich angewachsene, weiche und speckartige Zunge, welche oft 30 Fuß Umfang hat, liefert ebenfalls mehrere Tonnen Oel. Speck und Fischbein sind die Gegenstände, um derentwillen der Wallfisch vorzüglich gefangen wird; mancher giebt oft 30 Tonnen Thran. Der Speck liegt unmittelbar unter der Haut, die bald schwarz, wie Sammet, bald grau und weiß mit einem Anstrich von Gelb, bald über und über scheckig ist. Dies Speck umkleidet den ganzen Körper, wie mit einem wollenen Kamisol; er ist 10 bis 20 Zoll dick und von Farbe gelblichweiß, gelb oder roth. Das Gehirn ist auffallend klein. Das Herz gleicht an Farbe und Beschaffenheit dem Herzen eines Ochsen. Das Fleisch eines jungen Wallfisches hat eine rothe Farbe, und wenn es auf dem Rost gebraten und mit Pfeffer und Salz gewürzt ist, so schmeckt es wie derbes Rindfleisch. Das Fleisch eines alten sieht beinah' schwarz aus und ist sehr grob. Die Milch des Weibchens sieht aus wie bei anderen Säugethieren und soll sehr fett und wohlschmeckend sein. Es bringt nur ein Junges zur Welt, selten zwei; beim Säugen drückt die Mutter das Junge mit den Vordersüßen an die Brust. Das Junge hat anfangs die Größe eines fast ausgewachsenen Stiers und geht ein Jahr lang oder drüber unter Aufsicht der Mutter. Die Zärtlichkeit der Mutter für ihr Junges ist sehr groß und sie setzt sich allen möglichen Gefahren aus, um das Junge zu retten. Ein außerordentliches Beispiel hiervon erzählt Capitain Scoresby. »Im Juni 1811 verwundete einer meiner Harpunirer einen jungen, noch säugenden Wallfisch in der Hoffnung, durch ihn zum Fange seiner Mutter zu gelangen. Sogleich erhob sie sich dicht an das Boot, ergriff das Junge und schleppte es aus dem Boote mit auffallender Kraft und Schnelligkeit gegen hundert Klafter weit. Dann erhob sie sich wieder auf die Oberfläche, schoß wüthend hin und her, hielt oft still, änderte plötzlich ihre Richtung und gab jedes mögliche Zeichen der äußersten Unruhe. Endlich kam eins von den Böten so nahe, daß eine Harpune geworfen werden konnte: sie traf, aber haftete nicht; eine zweite ward geworfen, jedoch ohne Erfolg; eine dritte aber war wirksamer, und doch versuchte sie nicht zu entweichen, sondern ließ drei andere Böte nahe kommen, so daß

in wenig Minuten noch drei Harpunen sie trafen, und sie in Zeit von einer Stunde erlegt war.« — Die Bewohner der Polarländer benutzen fast Alles vom Wallfisch. Sie essen das Fleisch und trinken den Thran. Aus den Därmen werden Hemden gemacht, aus der Haut des Bauches Kleider, aus dem Bauchfell Fenster, aus der Haut des Rückens Sohlen, aus den Knochen allerhand Hausgeräth und Sparren zu den Hütten; die Rippen gebraucht man zu Nachen und Harpunen, die Flechsen zu Bogensehnen und Zwirn, womit Kleider und Zelte genähet werden.

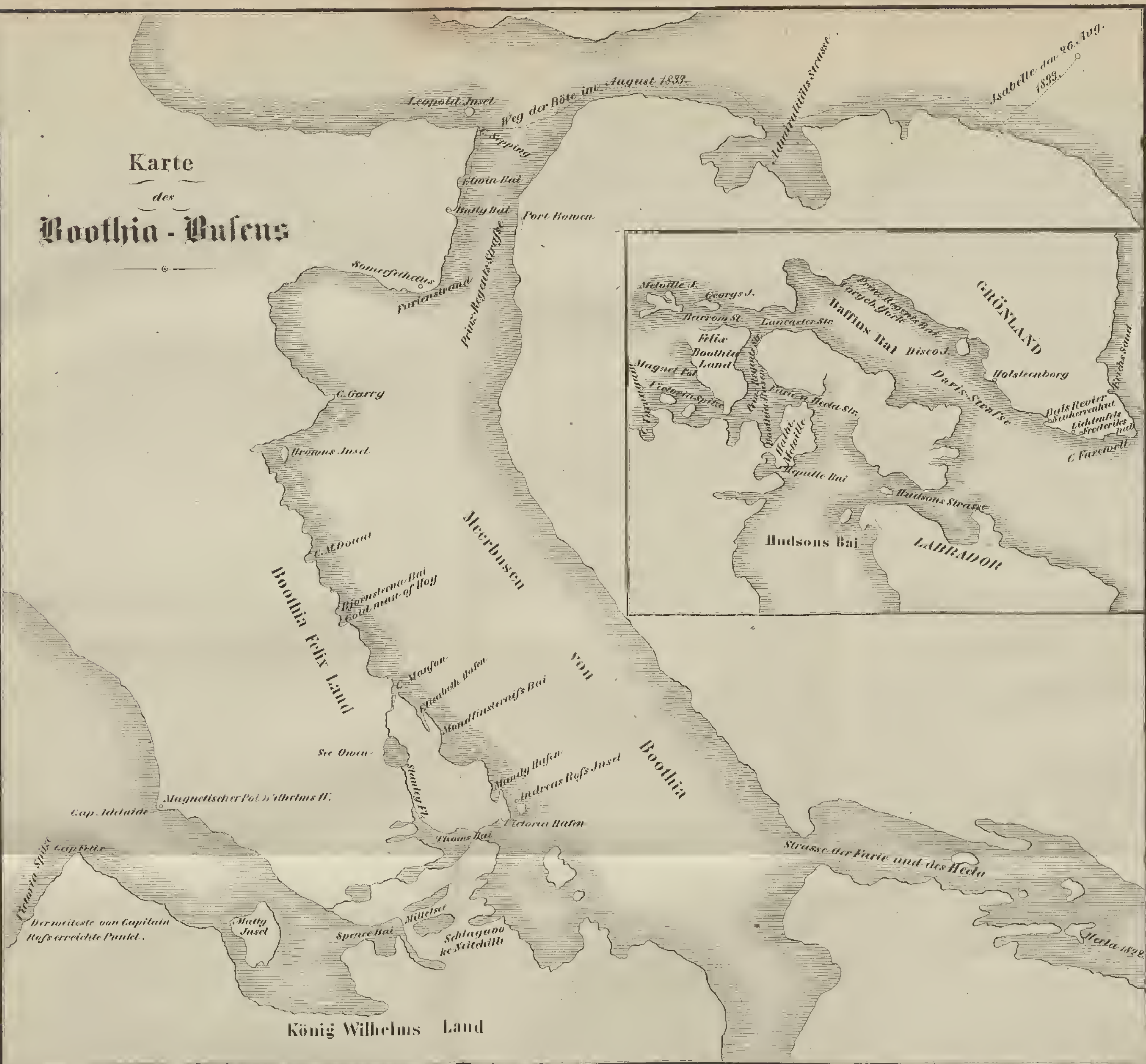
Gegen Ende des Monates winterte es mit ungewöhnlicher Strenge ein, und es wurde offenbar, daß wir in diesem Meere nicht länger verweilen konnten. Wir verließen die Davisstraße am 30. September und schon am 12. October landeten wir zu Stromneß auf den Färöern. Nach einigen Tagen segelten wir von da weiter, erreichten am 18. die Humber und fuhren mit dem Rotterdamer Dampfboot nach Hull. Da uns die Nachricht von unserer Ankunft vorangegangen war, so konnten wir nur mit Mühe durch die Menschenmasse nach dem Gasthof kommen. Hier erhielten wir die Glückwünsche der Beamten und vieler angesehener Personen dieser Stadt; dann wurde mir das Bürgerrecht von Hull ertheilt, und nach einem öffentlichen Gastmahle schifften wir uns Alle nach London ein, wo wir am 19. Octbr. anlangten.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.



KARTE
von
JSLAND
Gruppe der Faröer
Polar - Cirkel
Sprœngi Sandur
Hof Jökul
Klofa Jökul
Faxafiördr.
Flatey
Breidefiördr
Thorsnes
Hekla
Torfajökul
Odada Hraun
Herdubreid
Hornbiarg
Grimsey
Vestmanna Eyar
Flöt
Reikiafiördr
Skagastrandar
Steindalsheide
Fossheide
Modrudals Oeraefe
Snäfiall
Eskefiordsheide
Eystrahorn
Vesturhorn
Medalland
Hiörleifshöfdi
Sida Jökul
Thingvellir
Skalholt
Borg
Oerafa Jökul
Skaptaar Jökul
Myrdals Jökul
Eyafialla Jökul
Kiaelingarfiöll
Arnafell oder
Langa Jökul
Bald Jökul
Skialdbreid
Gross
Sandur
Ingolfshöfde
Kalfafell
Fordand
27
26
25
24
23
22
21
20
19
18
17
16
15° westl. v. Paris.
66
65
64
354
355
356
357
358
359
360
1° östlich v. Ferro.
2
3
4



Karte
des
Boothia-Busens
Leopold Insel
Weg der Böte im August 1833.
Admiralitäts Strasse
Isabelle den 26. Aug. 1833.
Elwin Bai
Batty Bai
Port Bowen
Somersethaus
Furienstrand
Prinz Regents Strasse
C. Garry
Browns Insel
C. M. Donal
Bjornsterna Bai
Gold man of Hoy
Boothia Felix Land
Meerbusen von Boothia
C. Manson
Elisabeth Hafen
Mondfinsterniss Bai
See Owen
Stanley Fl.
Mundy Hafen
Andreas Ross Insel
Magnetischer Pol Wilhelms IV.
Cap Adelaide
Victoria Hafen
Thoms Bai
Cap Felix
Victoria Spitz
Der weiteste von Capitain Ross erreichte Punkt.
Matty Insel
Spence Bai
Mittelsee
Schlagano ke Neitchillu
Strasse der Furie und des Hecla
Hecla 1822
König Wilhelms Land
Melville I.
Georgs I.
Barrow St.
Lancaster Str.
Baffins Bai
GRÖNLAND
Felix Boothia Land
Magnet Pol
Victoria Spitze
Furie u. Hecla Str.
Disco I.
Holsteenborg
Davis Strasse
Repulse Bai
Hudsons Strasse
Hudsons Bai
LABRADOR
C. Farewell

